

<36611746720016

Neue Litteratur und Völkerkunde.

Erster Jahrgang.
Erster Band.

Ein periodisches Werk.

Herausgegeben
von
J. W. v. Archenholtz,
vormahls Hauptmann in königlich-preussischen Diensten.

Dessau und Leipzig,
bey G. J. Göschen. 1787.

Neue Litteratur und Völkerkunde.

I. Januar. 1787.

I. Die Buchdruckerkunst. Von Blumauer.

Dieses vortrefliche Gedicht, womit der berühmte Dichter mein Journal embellirt hat, veranlaßte eine von dem Edlen von Kurtzbek in Wien ganz kürzlich angelegte Letterngiesserey, die die einzige ihrer Art in Deutschland seyn soll. Mit diesem Gedicht wurden die schönen Lettern gleichsam eingeweiht, und das rühmliche Gerücht dies neue Werk betreffend, durch den Augenschein bestätigt. Am Ende dieses Journalstücks findet man die kurtzbeksche Nachricht von seiner Unternehmung abgedruckt.

d. H.

Des Grecs & des Romains ce bel art ignoré,
Atteignit en naiſſant presque au plus haut degré;
Mais avec plus de droits il parvint à nous plaire,
Quand un autre l'orna d'un plus beau caractere.

Epitre ſur les progrés de l'imprimerie.
Par Didot fils ainé.

Der stolze Mensch, an seines Lebens Ziele
Noch immer lüstern nach Vergötterung.
Erfand von je der schlauen Künste viele
Zu seines kurzen Seyns Verewigung.

 Zum

Zum Himmel hebt sich Marmor, schwingt sich Ode,
Wenn in ihr Nichts der Fürsten Größe sinkt,
Und mancher Fürstenleib hüllt nach dem Tode
In Ambra sich, indeß sein Name stinkt.

Noch stolzer pflanzt die menschlichen Gerippe
Der Aberglaub' auf Hochaltäre hin,
Und eine Welt berührt mit frommer Lippe
Den Leib, vor dem sie vorher ausgespie'n.

So wird Labré, der einst im Gassenmiste *)
Sich seine Nahrung suchte, gleich dem Schwein,
Nun bald, verklärt auf hohem Schaugerüste,
Ein Gegenstand der Volksverehrung seyn.

So ward die Hülle, die als ihrem Meister
Der Seele dient, vom Menschen stets geehrt;
Doch die Reliquien der großen Geister
Fand nie die Welt so vieler Achtung werth.

Sie ätzte mit stiefmütterlichen Händen
Der Weisheit Schätze nur in rohen Stein,
Und hüllte, daß nur wenige sie fänden,
Sie noch sogar in Hieroglyphen ein.

Selbst dann, als sie dem edleren Erfinder
Der Schreibekunst dies Kleinod anvertraut,
Da kleideten der Weisheit schönste Kinder
Demüthig sich in eines Esels Haut.

Oft nur gehüllt in Blätter, Bast und Rinde,
Oft auch geätzt in Holz, und Wachs, und Bley,
Ward doch die Weisheit bald ein Spiel der Winde
Und bald ein Spiel der Menschentyranney.

Sie

*) Die Lebensbeschreiber dieses angehenden neuen Heiligen erzählen, daß er sich mit unter auch von den aus den Häusern weggeworfenen Schalen der Pomeranzen und Citronen nährte.

Sie war's, die ein Tyrann einst so verkannte.
Daß er befahl, den Flammen sie zu weihn; *)
Sie war's, die einst ein großer Pabst verbrannte,
Um groß, so wie Herostratus zu seyn. **)

Nur kümmerlich im gothischen Gewande
Erhielt sie sich durch ihrer Feinde Hand, ***)
Bis endlich ihr in unserm Vaterlande
Die deutsche Kunst ein besser Kleid erfand. †)

Rein, einfach, so wie sie und ihre Lehre,
War nun das Kleid, das man für sie erdacht,
Seitdem gieng auch dem Vaterland zur Ehre
Die Wahrheit stets in einer deutschen Tracht.

Allein der Deutsche blieb bey dem Gewande,
Das er zur Nothdurft ihr gegeben, stehn,
Und überließ nun einem fremden Lande
Den Ruhm, auch schön gekleidet sie zu sehn.

Der Alde, der Stephan', und Baskerville,
Und der Didots, und der Bodoni's Hand ††)
Verschönerte der Weisheit deutsche Hülle,
Und weit zurück blieb unser Vaterland;

 Denn

*) Omar, der zweyte Kalife nach Mohammed ließ mit den Büchern der alexandrinischen Bibliothek durch 6 Monate die Bäder heizen.

**) Gregor der Grosse.

***) Der Mönche.

†) Johann Guttenberg, Johann Fust, und Peter Schöffer, die Erfinder der Buchdruckerkunst.

††) Jeder Kenner der Kunstgeschichte wird sich hier die älteren Namen eines Plantin und Elzevir, und den neuern eines Ibarra noch hinzudenken.

Denn eine deutsche Lotterbubenrotte
Vergrif sich hier am Geisteseigenthum,
Und hieng der Weisheit Kindern nun zum Spotte
Die Lumpen ihres eignen Schmutzes um.

Piraten gleich, die fremdes Habe plündern,
Nahm diese Bande mit dem Ruhm vorlieb,
Daß sie ein ganzes Heer von Geisteskindern
Den Sklaven gleich herum zu Markte trieb.

Ein Deutscher war der schönsten Kunst Erfinder,
Die für die Weisheit je der Geist ersann.
Und seine goldbegier'gen Kindeskinder
Vernichteten, was er für sie gethan.

Wie lange wird zur Schande unsrer Väter
Noch deutscher Schmutz die deutsche Kunst entweihn?
Und wird der Schritt, den hier ein Ehrenretter
Der Weisheit wagt, ganz ohne Folgen seyn?

II. Frag-

II.

Fragmente einer Geschichte des Theaters zu Abdera.

Herr Schink, der immer noch in Wien privatisirt, und dessen dramaturgische Fragmente so sehr den Beyfall der Kenner erhalten haben, so wenig auch die lehrreiche geschmackvolle Fortsetzung derselben wegen der Lage des österreichischen Buchhandels in Norddeutschland gehörig bekannt ist, hat eine Geschichte des Theaters zu Abdera geschrieben, die nächstens im Druck erscheinen wird. Dieses schöne Product des Witzes liefert die Annalen des abderitischen Theaters, und zwar unter vier Perioden:

1.) Unter der Verwaltung des wohlweisen Raths zu Abdera.

2.) Unter der Verwaltung eines Impressars.

3.) Unter der Verwaltung der schönen Geister von Abdera.

4.) Unter der Verwaltung eines Schauspielerraths.

Hier sind einige Bruchstücke dieser Geschichte:

Ein paar athenienssische Familien, durch eine Verheyrathung mit abderitischen Vermögen gezwungen, sich in Abdera häuslich nieder zu lassen, kommen aus Langeweile und Verzweiflung auf den Gedanken: den Abderiten das ihnen noch unbekannte Vergnügen der theatralischen Unterhaltung zu verschaffen. Der Gedanke findet Beyfall; die Abderiten aber

richten diese theatralische Unterhaltung so ächt abderitisch ein, wie es sich nur von Abderiten erwarten läßt. (Siehe litterarische Fragmente, 2ter Band.)

Von allen den möglichen Ursachen, aus denen unabderitische Griechen Schauspiele hielten, und Schauspiele sahen, fand bey den Abderiten auch nicht eine statt. Ihr Abderitismus machte dies schlechterdings unmöglich. Und so mußte dann auch natürlicherweise ihr Schauspiel von allen möglichen Schauspielen Griechenlands, und ihre Art, diesen Schauspielen zuzusehn, von allen möglichen Arten des Zusehns anderer Griechen, himmelweit unterschieden seyn.

Wenn die unabderitischen Griechen ins Schauspiel giengen, die grossen Thaten ihrer Anherren und ihre Vergötterung in ihrer Seele zu verewigen; an ihrer unverdorbenen Natur sich zu erwärmen, durch ihre ächte Menschheit sich zu entflammen; von ihrer Standhaftigkeit im Leiden, von ihrem Muth bey den Schlägen des Schicksals, Festigkeit, Entschlossenheit, Ergebung in den Willen der Götter zu lernen; wenn sie durch diese Thaten sich zu ähnlichen Thaten anfeuern, von diesen erhabenen Beyspiel lernen wolten: gut und menschlich, die Wohlthäter und der Stolz ihrer Nation zu werden, und auch ihre Namen der Unsterblichkeit würdig zu machen; so kam von alle dem den Abderiten nicht eine Sylbe in die Gedanken. Sie bekümmerten sich um die Helden des alten Griechenlands nur in so fern, als sie ihnen bequemen Stof zu prächtigen Bravurarien gaben, als sie dadurch Gelegenheit erhielten, Agamemnon, Jason, Hercules, Hecuba, Medea und Ariadne wie Nachtigallen pfeifen, wie Lerchen trillern, und

wie

wie Canarienvögel schmettern zu hören, in so fern diese Begebenheiten der alten griechischen Helden Anlaß zu Prunk, Schlachten, Maulthier- und Pferdaufzügen gaben.

Wenn die unabderitischen Griechen ins Schauspiel giengen, ihre Thorheiten im Spiegel zu sehn; wenn sie Schauspiel sahen, ihren Verstand und ihren Geschmack zu bilden, die Charactere der Welt zu studieren, und dieses Studium für ihren Kopf und ihr praktisches Leben anzuwenden; wenn sie Schauspiel hielten, ihre Urtheilskraft zu üben, um durch die Vergleichung der nachgeahmten Wahrheit mit der wirklichen, auszufinden, ob die Dichter und Schauspieler ihre Kunst verständen? Lob und Tadel nach dieser Entscheidung auszutheilen, und so beyder Kunst zu vervollkommen; wenn sie über das, was sie sahen, nachdachten, es prüften, und so das Schauspiel zu einer Nahrung des Geistes und des Herzens machten, so waren das für die Abderiten eleusinische Geheimnisse. Sie giengen in das Schauspiel, ihr Mittagsmahl zu verdauen, ihren Rausch auszuschlafen, ihre Maitressen zu betasten, sich Stadtanekdötchen zu erzählen, zu lästern, zu plaudern, und ihre Zeit auf eine bequeme Art mit Nichtsthun hinzubringen.

Wie hätten sie auch ins Schauspiel gehen können, um ihren Verstand zu unterhalten? Sie, die keinen Verstand hatten. Wie hätten sie ins Schauspiel gehen können, ihren Geschmack zu bilden, sie, die nach dem Privilegium aller Dummköpfe, auf nichts mehr Prätension machten, und also gar kein Bedürfniß fühlten, ihn besser zu bilden? Wie hätten sie Charactere und Leidenschaften studieren sollen, die ausser den Cha-

racter der äussersten Abgeschmakheit, gar keinen Character hatten, und ausser der Leidenschaft, ihren Sinnen gütlich zu thun, und die originalsten Narren der Erde zu seyn, gar nicht wußten, was Leidenschaft sey? Wie hätten sie im Schauspiel Nahrung für ihr Herz suchen sollen, deren Herz in ihrem Bauch und in ihrem sechsten Sinn bestand? Die nur dann ihr Herz zerrissen fühlten, wenn sie ihren Bauch nicht genug pflegen konnten, und die Befriedigung ihres gröbsten Sinnes entbehren mußten? Kurz, wie hätten Abderiten, auch in Absicht ihres Theaters etwas anders seyn können, als Abderiten?

Darum unterschied sich denn auch ihr Betragen, während des Schauspiels, von dem Betragen unabderitischer Griechen so auffallend, daß jeder fremde Zuschauer sich in einer abderitischen Schenke, aber nicht im Schauspielhause zu befinden glaubte. Hier saß ein Haufen alter Weiber bey einander und klätschte und trätschte; dort kokkettirten ein paar Damen mit einem halben Dutzend abderitischer Gecken. Da frassen und soffen ein paar aus Leibeskräften, dort lagen ein paar und schnarchten. Ein Haufen lief im Parterr herum und schrie, sang und trallerte, wieder ein Haufen karessirte mit seinen Maitressen, und oft genug agirte dieser und jener Zuschauer so ungenirt mit einem gewissen Theil seines Leibes, daß sein Nachbar, wenn er just kein Abderit, und an solche Gerüche gewöhnt war, mit zugehaltner Nase von ihm wegzurücken sich genöthigt sahe.

Nur, wenn ein paar tragische Helden sich einander die Stirne blutig schlugen und mit zerschmetterten Nasen davon liefen;

ließen; nur, wenn die Sänger sich als Nachtigallen, Lerchen und Canarienvögel producirten, hörte und sahe das abderitische Volk auf und klatschte. Sobald aber so ein Auftritt vorbey war, fuhr es auch wieder fort, zu klätschen, zu lästern, zu kokkettiren, zu schreyen, zu laufen, zu trallern, zu schlafen, zu fressen, zu saufen, zu karessiren und zu f — n, wie vorher; und pflegte all der Bequemlichkeit, die sich nur immer Abderiten für erlaubt halten dürfen.

Von welcher Seite aber auch die Abderiten die theatralische Unterhaltung ansahen, so wurde sie ihnen doch bald unentbehrlich. Von nichts in der Welt sprachen sie so viel, in nichts mischten sie sich so sehr als in ihr Schauspielwesen. Sie kannten die ganze innere Haushaltung ihrer Schauspieler bis auf ihre scandalösesten Anecdoten, und schlichen sich unter dem Deckmantel der Protection bey ihren Weibern und Töchtern so fest ein, daß die Männer ihre Weiber, und die Väter ihre Töchter oft in einen Zustand versetzt fanden, daß alle Wundärzte Abderas genug zu thun hatten, den Folgen der abderitischen Protection durch schwitzende und abführende Mittel wieder abzuhelfen.

Solcher Protectoren des Schauspielwesens gab es zu Abdera eine unzählige Menge. Das Haupt derselben, war einer der originalsten Abderiten, mit Namen Sphragidonüchargokomytos. Diesen Namen hatte sich der originelle Mann selbst gegeben, seine Liebhaberey für Ringe damit anzuzeigen, von denen fast alle seine Finger, bis zu den Nägeln hinauf, voll waren. Seine Figur war eben so abentheuerlich, als sein

sein Name; die breitschulterigste, kurzstämmigste, bauchsamste Carricatur, eine wahre Doctor Shlopp Gestalt; dick und tölpisch, Körper und Gang wackelnd. Ein ungeheurer grosser Kopf, mit breiten hervorquellenden Augen, machte die Figur noch grotesker. Sein Geist entsprach vollkommen seinem Körper, denn er war der gebohrenste Abderit auf Gottes Erdboden. Unter allen Protectoren des abderitischen Geniewesen war er der vornehmste. Wo sich nur ein Genie sehen ließ, gleich drang er ihm seine Protection auf. Er bepackte nämlich das Genie, wie ein Lastthier, mit gebranntem Zucker und andern süßem Naschwerk, — wovon er, als ein großer Schlecker und Näscher, alle Taschen voll hatte, — lud ihn zu sich, zeigte ihm die Herrlichkeiten seines Hauses, und stopfte und pfropfte ihm den Bauch so voll, daß das arme Genie einige Tage hinter einander mit Kopf- und Magenweh für diese Protection büssen mußte.

Ausserdem war er die lebendige Chronic der Stadt. Da gieng nichts vor, von dem er nicht Kundschaft hatte, kein fremdes Gesicht durfte sich in Abdera sehen lassen, er mußte wissen, woher? wes Landes? und warum da? Erkannt er nun zum Unglück in so einem Fremden einen berühmten Gelehrten, Dichter oder Künstler, so vermochte auch nichts in der Welt dies arme Genie mehr von der Protectiou dieses allesprotecirenden Mäcenaten zu retten. Mit Gewalt drang er ihm seine Zuckerdüten auf, mit Gewalt schleppt er ihn in sein Haus, mit Gewalt zog er ihn an seine Tafel, und bewirthete ihn mit einer Verschwendung und Ueppigkeit, die bey jedem andern Griechen, selbst dem ausgelassensten Gourmand, für Freßsucht und

und Schlemmerey, bey den Abderiten aber, denen ihr Bauch der kostbarste Theil ihres theuren Ichs war, für Gastfreyheit galt.

Unter den fremden Griechen, die die Neugier, das tollste Völkchen der Erde von Angesicht zu Angesicht zu sehen, zuweilen nach Abdera trieb, befand sich auch Gorgias, ein atheniensischer Gelehrter. Das erste, was ihn seine Neugier zu sehen, trieb, war ihr Theater. Man führte gerade das brennende Troja auf, eine Tragödie, in der ihr abderitischer Verfasser die ganze homerische Iliade in fünf Acte zusammengepackt hatte.

Das Stück machte einen entsetzlichen Lermen, man klatschte und schrie Bravo, daß das Schauspielhaus zusammen zu stürzen drohte.

Gorgias, ob er gleich nach Abdera gereist war, die originalste und ausschweifendste Narrheit zu sehn, fand in diesem Schauspiel und in dem Betragen des Publicums doch seine höchsten Erwartungen so weit übertroffen, daß er verschiedenemal in ein lautes Gelächter und in ein „o Abdera! Abdera!“ ausbrach.

In der That war auch das brennende Troja eins der tollsten dramatischen Ungeheuer, die jemals aus einer abderitischen Feder geflossen waren. Hector und Achilles sangen, während sie sich mit einander rauften, ein Duett, und als der überwundene Hector im Tode dahin sank, hub seine sterbende Kehle eine prächtige Bravurarie an, in der er seine Seele mit

Nachtigalltrillern auspfiff. Ja, als der racheschnaubende Achilles, nicht befriedigt mit dem blossen Tod seines Feindes, dem armen Hector dem Kopf vom Rumpf hieb, sang so gar der abgehauene Kopf mit dem Scharfrichter Achilles ein äusserst herzbrechendes Duett, indem er jenem die bittersten Vorwürfe über seine henkermäßige Grausamkeit machte, und ihm dieser die handvestesten, eines abderitischen Packknechts würdigen Sottisen an den Hals warf. Priamus, als er die Leiche seines Sohnes erblickte, fluchte und schimpfte wie ein Karnschieber, und Hecuba brach vor Wuth und Verzweiflung sich die wenigen Zähne aus, die ihr das Alter noch übrig gelassen, sprudelte und kreischte, und warf sie dem Ulysses ins Gesicht. Gorgias lachte, daß ihm der Bauch schütterte, und endlich so laut, daß Sphragidonüchargokomytos dadurch aufmerksam gemacht wurde.

Er sahs dem Fremden gleich an der Nase an, daß er kein Abderit wäre, watschelte also, so geschwind er nur konnte, zu ihm hin und fragte ihn, indem er sich auf seinen Stock stützte, und ihm ziemlich unverschämt ins Gesicht blickte: „Wer ist der Herr?“ Kaum erblickte Gorgias diese Carricatur von einem menschlichen Wesen, so brach er von neuen in ein lautes Gelächter aus. Sphragidonüchargokomytos schüttelte seinen breiten Kopf und fuhr mit einem ziemlich bäurischen Accent fort: „Ich frage, wer der Herr ist? und worüber er lacht? Daß „der Herr kein Abderit ist, das seh ich wohl.“

Gorgias. Ich hab in der That nicht die Ehre.

Sphragidonüchargokomytos. Hm! Ich glaube gar, der Herr hält sich über uns auf, rümpft wohl gar die Nase über unser Schauspiel?

Gorgias.

Gorgias. Das sey ferne! Bey dem Froschteich der Latona, ich habe mich noch nie in einem Schauspiel so königlich divertirt, selbst in Athen nicht.

Sphragidonüchargokomytos (selbstgefällig schmunzelnd.) Ha! ha! ha! der Herr ist gewiß aus Athen.

Gorgias. Aus Athen.

Sphragidonüchargokomytos. Nun, das freut mich, daß der Herr ein Athenienser ist. Da kennt der Herr vermuthlich meine Tochter, die jetzt in Athen wohnt?

Gorgias. Ich habe nicht die Ehre.

Sphragidonüchargokomytos. Hm! das wundert mich. Wenn der Herr wieder nach Athen kömmt, muß er zu ihr gehn. Die ist schön, Herr! und gelehrt, Herr! sie wird nicht viel ihres gleichen da haben. — Ist der Herr schon lange in Abdera?

Gorgias. Ich bin erst zwey Stunden vor der Comödie hier angekommen.

Sphragidonüchargokomytos. Hm! da hat der Herr gewiß meinen Garten, meine Springbrunnen, meine große Weltkugel, meinen großen Pavian und meine Gelehrtensammlung noch nicht gesehn.

Gorgias. Vermuthlich lauter Abderiten?

Sphragidonüchargokomytos. Fast. Die muß der Herr sehen, und meine Bibliothek auch. Die ist in ganz Abdera berühmt, und nicht etwa nach den Fächern der Wissenschaft arangirt. Behüte! das ist ja aller Welt Brauch. Nein, unser eins liebt was besonders. Nach den Namen der

Autoren, wie sie im Alphabeth auf einander folgen, hab ich sie gestellt. Gelt? das ist ein pompöser Einfall? Ja, unser eins hat den Kopf auch auf einen andern Fleck, als andre Menschen.

Gorgias. Ohne Zweifel.

Sphragidonüchargokomytos. Hernach muß der Herr auch meinen marmornen Badsaal sehen mit den zwölf Thaten des Hercules — das ist was pompöses, er kostet mir aber auch was, und ist von lauter abderitischen Künstlern gemahlt. — Aber, was ist des Herrn sein Geschäft hier?

Gorgias. Das schöne Abdera zu sehn, und die originalste Nation der Erde kennen zu lernen.

Sphragidonüchargokomytos. Der Herr ist ein gescheiter Mann, da thut der Herr Recht dran. Es ist der Mühe werth, uns kennen zu lernen.

Gorgias. Ganz gewiß. Wenn Abdera mich so zu unterhalten fortfährt, so werd ich meine Reise hierher unter die glücklichsten Einfälle meines Lebens rechnen.

Sphragidonüchargokomytos. Das kann der Herr auch. Aber darf man nicht wissen, wie der Herr heißt?

Gorgias. Mein Name ist Gorgias.

Sphragidonüchargokomytos. Gorgias? J, so sind Sie ja gar ein schöner Geist. Nun das freut mich. Meine Tochter hat mir allerley von Ihnen geschrieben. Ihre Schriften sind extr'ordinär schön, voller Witz und voller Verstand. Ich habe sie zwar nicht gelesen. Aber meine Tochter schreibts, und das ist genug. Hören Sie, Sie müssen morgen bey mir speisen. Ich werde verschiedene Gelehrte und schöne Geister einladen, die müssen Sie kennen lernen. Da

sollen

sollen Sie auch meine Springbrunnen sehn, meine Weltkugel, meinen Pavian und meine Gelehrten. Alles pompös, alles extraordinär schön. Warten Sie, ich muß Sie geschwind mit dem Herrn Pollügraphos bekannt machen, dem größten Poeten von Abdera, der das verbrannte Troja componirt hat. — He! hören Sie doch, Herr Pollügraphos! da ist der Herr Gorgias aus Athen, ein grosser Gelehrter, der will die Ehre haben, Sie kennen zu lernen.

Herr Pollügraphos, ein Männchen, dem sein verbranntes Troja aus dem Auge heraussahe, warf einen gnädigen Blick auf den Gorgias: „Mich freut es, Ihre persönliche Be„kanntschaft zu machen, Herr Gorgias! Schriftlich habe ich „schon die Ehre."

Gorgias. Vielleicht der Herr, der seine Tragödie: Hercules, für das athenienſische Theater an mich einzusenden, die Güte hatte.

Pollügraphos (sich mächtig in die Brust werfend.) Der nämliche.

Gorgias. Nun, es ist mir eine wahre Freude einen so merkwürdigen Mann kennen zu lernen. Ihr Hercules ist ein Meisterstück der abderitischen Einbildungskraft.

Pallügraphos. O mein Herr Gorgias! —

Gorgias. Ganz gewiß, halten Sie das für keine Schmeicheley. Ihre Tragödie hat auf dem athenienſischen Theater ganz ausserordentliche Wirkung gethan. Ich kann Ihnen heilig und theuer versichern, daß nicht ein einziger Zuschauer im Schauspielhause war, dem nicht die Thränen vor Lachen in die Augen gekommen wären.

Pollûgraphos (verdutzt.) Wie, mein Herr! vor Lachen?

Gorgias. Nehmen Sie das für kein übles Omen. Wir Athenienser lachen über alles, was uns lebhaft rührt. Ein recht tüchtiges Gelächter ist das merkbarste Zeichen unsers Beyfalls. Auch in ihrer heutigen vortreflichen Tragödie ist es mir so gegangen. Ich habe bey verschiedenen ihrer rührenden und bewegliche Scenen gelacht, daß mir der Bauch geschüttert hat.

Sphragidonüchargokomytos. Das muß wahr seyn, davon bin ich Zeuge. Der Herr Gorgias hat ein paarmal gelacht, als wenn er unklug wäre. Aber sie könnens glauben, Herr Pollûgraphos, daß er seine Ursachen dazu hat, und daß er ein grosser Gelehrter ist. Meine Tochter hat mirs mehr, als einmal geschrieben.

Pollûgraphos, wiewohl er Anfangs einigen Zweifel gegen die Behauptung des atheniensischen Gelehrten hatte, ließ sich durch das ernsthafte Gesicht, das Gorgias dabey machte, und durch die feyerliche Bestätigung des Gesagten von Seiten des dicken Protectors, wirklich in dem tollen Wahn einwiegen, daß sein Hercules und sein verbranntes Troja tragische Meisterwerke wären; und da Gorgias ihm so ernstlich und feyerlich versicherte, daß sein Gelächter Beyfall wäre, so schwoll er, je mehr Gorgias bey dem weitern Verfolg seiner Tragödie, aus allen Leibeskräften lachte, um destomehr von selbst bewußten Werth auf, und hielt sich nun nicht bloß für den größten tragischen Dichter Abderas, sondern so gar für den größten tragischen Dichter des ganzen Erdbodens.

Gorgias

Gorgias fand bey dem Gastmahl des dicken Protectors den schönsten, vornehmsten und witzigsten Theil Abderas versammelt. Damen, Herren des Rathes, schöne Geister, so gar den Oberpriester, ein kleiner, untersetzter, wohlbebauchter, rothbäckigter und rothnasigter Herr, der ihm ein faunenhaftes Protectionsgelächter entgegen wieherte, ja, ihm so gar, bey der Tafel an seiner hochwürdigen Seite zu sitzen, gnädigst vergönnte.

Gorgias erstaunte, als er in den Speisesaal trat; eine ungeheure Tafel, und mit einer Armee von Speisen und Getränken besetzt. Sein Erstaunen stieg, als er binnen einer Viertelstunde kaum eine Spur mehr von diesem unendlichen Vorrath erblickte, und plötzlich mit einem neuen, eben so unendlichen Vorrath die Tafel wieder besetzt fand Der Tisch wurde zum drittenmal be- und enttafelt, und Gorgias saß vor Erstaunen wie angemauert. So ein Auftritt war ihm auf seiner ganzen Reise noch nicht vorgekommen. „Lieber Himmel! „sagte er zu sich selbst, was sind diese Abderiten für ein origi„nales Völklein, so gar bis auf Essen und Trinken!“

Indem öfnete sich die Saalthüre, und ein halb Dutzend breitschulterigter und wohlbeleibter abderitischer Tänzerinnen und Sängerinnen watschelten herein, mit großen Körben voll Blumen, die sie — nach der witzigen Anordnung des Sphragidonüchargokomytos — den sämtlichen Gästen um Maul und Nase warfen, und sich dabey fast ausser Athem kicherten. Zwey von ihnen trugen einen mächtigen, grossen Blumenkranz in ihren Händen, aus keiner geringern Absicht, als den Gorgias damit zum Basileus (Schmausekönig) zu krönen.

Gorgias aber protestirte feyerlich gegen die Krönung, erklärte, daß niemand dieser Krone würdiget sey, als der freygebige Ausspender dieses freudenreichen Gastmahls, und setzte den Königskranz auf den breiten Kopf des dicken Protectors. Die Krönung wurde mit grossem Jubel- und Yageschrey aufgenommen, und Sphragidonüchargokomytos, wie der Frosch in der Fabel, durch diese Ehrenbezeigung aufgedunsen, nahm den Myrthenzweig und begann sein königlich Amt.

Sogleich tönten die Cithern und die Tänze huben an. Man sof, man klimperte, man sang. Die Tänzer stellten die Geschichte des Jupiters und der Jo vor, wobey sich die Tänzerin, die die Jo machte, vorzüglich auszeichnete, die in der That das schönste Ideal zu dem war, was sie hernach durch die Verwandlung des Jupiters wurde. Auch schielte die schöne Jo während des Tanzes ziemlich vertraut mit dem Oberpriester, der ihr, von Zeit zu Zeit, sehr schalkhaft eine Hand voll Brodgrümeln in ihren ziemlich weit um sich greifenden Busen warf. Sphragidonüchargokomytos hingegen machte sich den sinnreichen Spas, die schöne Jo, beym Ende des Tanzes, eben als sie ihrem Jupiter in die Arme fliegen wolte, beym linken Bein zu fassen, daß sie ausglitschen, und den sämmtlichen Abderiten und Abderitinnen Geheimnisse sehen lassen mußte bey denen die Damen den Fächer vor dem Gesicht hielten, die Rathsherren und schönen Geister aber, besonders der Schmausekönig, sehr lange Hälse machten. Der einzige Oberpriester, dem diese Geheimnisse unstreitig nicht mehr so neu waren, rückte den Kopf nicht, sah vor sich auf den Teller, und begann von Bachus Wunderkräften überwältigt, ein kleines Schläfgen zu nicken.

Nach

Nach Endigung des Tanzes erklangen die Skolen, (Trinklieder,) bey denen die Abderiten um den ganzen Tisch herum, einer nach dem andern, alle möglichen abderitischen Gassenhauer hergrölten, bis zuletzt auch die Reihe an den Gorgias kam.

„Nun, riefen die Abderiten, Herr Gorgias! jetzt ist „die Reihe an Ihnen. Lassen Sie sich doch auch hören. „Geschwind singen Sie uns ein schönes atheniensisches „Liedchen."

Gorgias. Gleich bin ich zu Ihren Diensten, meine Herren und Damen! Aber, ich bitte, wohl auf zu merken, denn es ist eins der feinsten und geistreichsten Lieder, die zu Athen gesungen werden. Ich bitte also um Ihre ganze Aufmerksamkeit. Es ist freylich einige Strophen lang — —

„O, das hat nichts zu sagen! riefen die Abderiten. „Wenns nur fein geistreich ist, so was hören wir für unser Leben gern."

„Geistreich ist es gewiß, fuhr Gorgias fort, und „empfindsam dazu, sehr empfindsam."

„O jemine, empfindsam, das ist schön! quickten die „Abderitinnen. Geschwind, Herr Gorgias! singen Sie.

Gorgias sang. Es war das bekannte sinnreiche Lied, das unser Claudius erst vor einigen Jahren für empfindsame Leser wieder aus dem Griechischen übersetzte, und, wo ich nicht irre, dem ersten Theil seiner Schriften einverleibte:

„Meine Mutter hat Gänse,
Fünf blaue,
Sechs graue;
Sind das nicht Gänse?"

Die Abderiten sahen sich einander mit grossen Augen an. Die Damen wiesen ihre Zähne, und verzogen den Mund zu einer Art des Ausdrucks, von der man nicht eigentlich wußte, ob sie Weinen oder Lachen bedeuten solte. Die schönen Geister machten vollends das verlegenste Gesicht von der Welt. Es kam ihnen vor, als wolte sie der Mann zum Besten haben, und doch getrauten sie sich nicht, ihren Verdacht auszulassen. Da Gorgias vollends eine Pause machte, die Gesellschaft ringsum sehr bedeutend ansahe, als wolte er fragen: Nun, meine Herren und Damen, was sagen Sie? so rissen sie ihre Augen noch mehr auf, schüttelten ihre weisen Häupter und grinzten sich einander an.

„Nun zum Henker, plärrte der Schmausekönig endlich, „ist das Lied schon aus? Wo bleiben denn die andern Stro-„phen?“

„Nur eine kleine Geduld, Herr König! sagte Gorgias „sehr ernsthaft — Lassen Sie mich nur ein wenig besinnen... „Ah! jetzt hab ichs. Er sang:“

„Meine Mutter hat Gänse,
Fünf blaue,
Sechs graue;
Sind das nicht Gänse?“

„und hielt wieder ein.“

„Nun, weiter! weiter! riefen die Abderiten.“

„Das Lied ist aus, sagte Gorgias, äusserst ernsthaft „und langsam.“

„Aus? riefen die sämmtlichen Abderiten mit einem erz-„dummen Gesicht.“

„Und

„Und weiter kömmt nichts? fragte der tragische Dichter,
„Pollŭgraphos.“

„Weiter nichts.“

„O Sie scherzen, Herr Gorgias!“

„Wie ich Ihnen sage, schöner Herr! weiter nichts.
„Das ist eben das Sinnreiche.“

Die Abderiten sahen sich abermals an, und sperrten das Maul auf. Da aber Gorgias mit dem ernsthaftesten Gesicht von der Welt sein Lied als etwas sehr Sinnreiches und Empfindsames zu verkaufen fortfuhr, so glaubten sie endlich steif und fest, es sey ihm völliger Ernst mit seiner Behauptung. Die schönen Geister zuckten mitleidig die Achseln, und zischelten ihren Nachbaren spöttisch in die Ohren: „Heilige Latona! „was für Strohköpfe sind doch diese berühmten Athenienser!“

III.

Mathildis und Theodorine.

Ein Beytrag zur Geschichte Pabst Gregor des Siebenten.

Pabst Gregor VII, dessen Geschichte auf einer Seite ein Haufen gedungner Schmeichler, auf der andern feindlichgesinnte Schriftsteller mit Unwahrheiten und Erdichtungen erfüllt haben, war in der That noch nicht der schlimmste unter den Päbsten. Aber wir finden auch genug einzelne Züge, die kein allzu vortheilhaftes Bild von ihm darstellen. Und man muß

in der That, um ihm kennen zu lernen, eine Menge solcher Skizzen aus den bewährtesten seiner Biographien sammlen, und erst aus dieser Sammlung eine vollkommne Schilderung dieses Pabstes und seiner Zeiten zusammensetzen.

Mathildis spielt in seiner Geschichte eine allzuwichtige Rolle, und beyder Geschichten sind zu sehr mit einander verwebt, als daß eine ohne Verbindung mit der andern abgehandelt werden könnte. Folgende wichtige Katastrophe in dem Leben Gregors hat mir einer Behandlung nicht unwürdig geschienen. Der Pabst läßt dabey alle seine Tugenden und Laster sichtbar auftreten, und Mathildis zeigt sich ganz vorzüglich, wie sie war, als eine Dame von feinem Geiste aber boshaftem Herzen. Einige allgemeine Nachrichten werden der eigentlichen Geschichte vorangehen müssen.

Mathildis, Gräfin von Toscana, war eine Tochter des Marquis Bonifacius und der Beatrix, Tochter des Kaysers Conrad. Sie ward mit Eigenschaften gebohren, die ihrem Geschlechte nicht zukommen. Ihre Schönheit gehörte unter die gröbern, die das Auge ergötzen, ohne die Seele zu rühren. Sie besaß viel Majestät, aber die Majestät eines Soldaten, und dabey so dreusten Muth, daß sie sich zu den höchsten Unternehmungen geschickt glaubte. Ihre Seele war, wie ihre Miene, unsanft, und sie, die alles unternahm, um ihre Leidenschaften zu befriedigen, hätte keinen Schritt gethan, um einem Leidenden zu helfen. Man verheyrathete sie in ihrer frühen Jugend an den Marquis von Est Azon, der aber gar nicht das Glück hatte, ihr zu gefallen. Sie suchte daher einen Vorwand, sich von ihm loszumachen. Rom war der

Ort,

Ort, wo man frey und ungehindert leben konnte, und wo es Mode war, das Laster zu canonisiren. Gehüllt in den schönen Mantel der Frömmigkeit und Religion verließ sie also den Azon, und suchte im päbstlichen Pallaste alle Freyheiten, die ein wollüstiges Weib wünschen kann. Da sie über ein grosses Vermögen schalten konnte, so machte sie dort ohnerachtet der Maske, in die sie sich versteckt hatte, ungeheuren Aufwand, und wetteiferte mit den römischen Damen um die Ehre, den Luxus und alle Arten von Ausschweifungen auf die höchste Stufe zu bringen.

Gregor VII., der seinen Namen Hildebrand durch die schwärzesten Intriguen so gebrandmarkt hatte, war damals Herr der römischen Kirche. Seine Geburthsstadt war Siena in Toscana. Nach einer langen Reihe verübter Bosheiten, an welchen auch Alexander II. sein Wohlthäter grossen Antheil hatte, nahm er die päbstlichen Schlüssel, und bahnte sich so den Weg zu den größten Ausschweifungen und Frechheiten.

Die Unwissenheit seiner Zeitgenossen hatte ihm den Verdacht eines Zauberers zugezogen. Eine seiner Biographien sagt: „Die Magie war seine Lieblingsbeschäftigung, und er „suchte sich in diesem verderblichen Studio zu vervollkommen, „um den Höllenlegionen zu seinem Vortheile gebieten zu können." Um eine grosse Vorstellung von seiner Heiligkeit zu erwecken, erkaufte er Schmeichler, die bey seiner Erwählung dem Volke in die Ohren rufen mußten: Der heilige Petrus hat Hildebrand sein Votum gegeben. Als er sich so zum geistlichen und weltlichen Oberherrn gemacht hatte, verbot er die Priesterehen, stürzte, um seine Macht zu erheben, Könige

vom Thron, und trat göttliche und menschliche Gesetze unter die Füsse.

Brazut, ein berüchtigter Betrüger und Giftmischer, der ihn von 7 oder 8 Päbsten hatte losmachen helfen, war sein Vertrauter, seine Stütze, sein Schatzmeister, geheimer Staatsminister und Maitre des plaisirs.

Die Gräfin von Toscana sympathisirte zu sehr mit Hildebrand, als daß sie ihm nicht hätte gefallen sollen. Er war nie gewohnt, bey seinen Liebschaften auf innere Zuneigung und wahre Zärtlichkeit, das Band sanfter Herzen, zu sehen, und verliebte sich auch in sie nach seiner Mode. Mathildis, die nichts mehr verlangte, als Gebieterin dessen zu seyn, der gekrönten Häuptern gebot, fesselte seine Hände, die er ihr gutwillig reichte, und Hildebrand machte sich ein Vergnügen daraus, ihr Sclave zu seyn. Er war nie ein Freund von verliebten Seufzern und geduldigem Harren gewesen, auch stand es der päbstlichen Würde nicht, wie ein andrer Mensch, sich mit Bitten und Flehen die Huld des geliebten Gegenstandes zu erseufzen. Die gefällige Mathildis gestand ihm also ohne Mühe alles zu, was er verlangte, und ihre Verbindung war so fest, daß sie der Ewigkeit zu trotzen schien. Allein bald gefiel es Hildebrands Temperamente die Süssigkeiten, die sie darinn genossen hatten, durch Veränderlichkeit und verursachte Eifersucht zu verbittern.

Ganz Italien murmelte darüber, die Gräfin von einem Manne getrennt zu sehen, der so viel Hochachtung für sie besaß, und besonders schrieen die Eltern des Azon laut gegen sie.

Um

Um diese zum Schweigen zu bringen, entschloß sich Mathildis, Theodorinen von Est, die Nichte des Azon und Tochter einer ehrgeizigen Mutter zu sich zu fordern. Ihre Mutter ließ sie gern nach Rom gehn, weil sie dadurch hofte, ihren Ruhm und ihre Glücksumstände vermehrt zu sehn.

Theodorine war erst 18 Jahre alt, und ihr gefälliges Wesen machte der vollkommensten Schönheit den Reiz und die Vortheile zu gefallen streitig. Alles, was sie that, war voll Anmuth, sie hatte den vortreflichsten Wuchs, einen sanften und verständigen Geist, und so viel Einnehmendes, daß es unmöglich war, gegen alle ihre Vorzüge ungerührt zu bleiben. Sie hatte seit einigen Jahren einen zärtlichen Liebhaber, den Hippolit, Marquis von Arimini, einen wohlgebildeten und feinen Mann. Dieser suchte, kurze Zeit nach ihrer Abreise nach Rom, einen scheinbaren Vorwand, um ihr zu folgen, und sich dort in ihrer Nähe eine Weile aufzuhalten.

Die Gräfin von Toscana empfahl sie bey Hofe, und dies war genug, um ihr Eingang und Glanz zu verschaffen. Hildebrand sah sie und liebte sie. Ein glänzendes Fest solte ihn näher mit ihr bekannt machen. Alle Ergötzlichkeiten und Pracht, alle Vergnügungen von Spiel und Tanz waren dabey vereinigt. Er selbst machte allerhand Künste und Gauckeleyen, z. B. Farbe und Geschmack des Weins zu ändern, einen festgeknüpften Knoten durch Anhauchen zu lösen, seinen Aermel ohne Feuer anzuzünden, u. dgl mehr. Music und Tanz thaten das ihrige, und es fehlte nicht viel, so hätte Pabst Gregor in seinen heiligen Pantoffeln getanzt; eine Sünde, die allen Ruf seiner Heiligkeit auf einmal vernichtet hätte.

Alles

Alles das ärgerte Theodorinen. Ihre grosse Meynung von der Weisheit und dem strengen Leben der Mathildis schwand, da sie sie in Wollüsten und Ergötzlichkeiten versunken sahe. Sie verließ Hildebrand mit einem Herzen von Verachtung, ließ aber in dem seinigen eine Unruhe zurück, die noch nie ein Mädchen, selbst Mathildis nicht in ihm erregt hatte. Brazut, der immer um ihn gewesen war, bemerkte dies bald, ließ aber die erste Nacht vorbeygehen, ohne sich näher darum zu bekümmern.

Theodorine kam nach Hause. Die Gräfin, welche vermuthete, daß alles das tiefen Eindruck auf ihr Herz gemacht, und sie zum Vortheil des Pabstes und ihren eigenen eingenommen haben würde, frug sogleich:

Was sagst Du zu der Güte und Höflichkeit des Pabstes?

Th. Ich sage, daß sich das besser für öffentliche Plätze schickt, wo die Faullenzer ihre Unthätigkeit mit Narrheiten zu belustigen suchen, als für den Stuhl des heiligen Petrus, welcher der Mittelpunct der Weisheit, Anständigkeit und Bescheidenheit seyn solte.

Math. Du redest eine Sprache, die in Rom neu ist. Dein Alter, meine Liebe! ist nicht dazu bestimmt, den zu beurtheilen, der alles vermag, der die heilige Gewalt in Händen hat, den größten Sündern den Himmel zu öfnen.

Th. Ich will mich auch dahin nicht versteigen. Aber sagen Sie mir, Gräfin! muß nicht das, was ich gesehen habe, Ihre Tugend, die man durch die ganze Welt rühmt, beleidigen, und können Sie ohne Verdruß, ohne Abschen einen

Mann,

Mann, der es wagt den Titel des Allerheiligsten zu führen, Dinge vornehmen sehn, die so sehr von aller Heiligkeit entfernt sind? Ich für mein Theil bin noch nie so sehr erstaunt, als da ich Sie sah, wie Sie so aufmerksam auf fade Possen waren, die sich für Ihre Bedienten schickten, und ich gesteh' es, Hildebrand hat seine Rolle schlecht gespielt, wenn er glaubte, mir so die tiefe Ehrfurcht einzuflössen, die man einem würdigen Pabste schuldig ist.

Math. Ich forderte Dich von Deiner Mutter, um Dich zu unterrichten, aber ich sehe, ich und Seine Heiligkeit werden zu Dir in die Schule gehen müssen.

Th. Nicht so bitter, meine Wertheste! Oder wollen Sie, daß ich Ausschweifungen bewundern, und mir einbilden soll, Hildebrand mache durch Hülfe des heiligen Geistes solche Gauckeleyen und Taschenspielerkünste?

Math. Ha! Verwegene! von wem hast Du die Klugheit gelernt? Entferne Dich aus meinen Augen, und denke daran, daß der Pabst von Rom Herr über alles ist.

Mathildis, welche geglaubt hatte, ein Mädchen an ihr zu bekommen, das sie wie Wachs bilden und unter ihren Willen beugen könnte, wüthete vor Bosheit, daß sie ein vollkommnes Mädchen von gutem festen Character an ihr gefunden hatte. Sie zurückschicken, hieß ihr das Recht geben, lauter zu sprechen, als sie schon gesprochen hatte; sie behalten, hieß sich zu einer Eingezogenheit verpflichten, die ihre Sache nicht war. Sie entschloß sich also, zurückhaltender gegen Theodorinen zu werden, und dem Pabste zu sagen, daß er sich vor einem jungen aber durchdringenden Verstande in Acht zu nehmen habe.

Hildebrand, welcher Brazut seine keimende Liebe entdeckt hatte, befolgte alle Rathschläge, die ihm dieser Vertrauter gab, und die besonders darin bestanden, den Marquis von Arimini zu befördern und seine Heyrath mit Theodorinen zu betreiben. Ohne Mathilden den Bewegungsgrund, warum er dies thun wolle, anzuzeigen, erklärte er ihr, daß er, um sich das Haus Azon zu verbinden, Theodorinen ausstatten, und wenn Hippolit den Beyfall ihrer Mutter hätte, ihn zu einem der mächtigsten Fürsten Italiens machen wolle. Die Gräfin knirschte vor Wuth, als sie dies hörte, aber sie fand keinen annehmlichen Grund sich zu widersetzen, und schwieg, mit dem Vorsatz, insgeheim die kräftigsten Gegenanstalten zu machen.

Der Pabst wagte es nicht, Theodorinen öffentlich Beweise seiner Liebe zu geben, weil er die Gräfin kannte, er suchte also geheime Unterhaltung mit ihr, begünstigte sie in allen Stücken, und suchte sie zu gewinnen. Hippolit, der nach Ehrenstellen strebte, um Theodorinen desto mehr zu verdienen, war sehr angenehm überrascht, als er sahe, wie man seinen Wünschen zuvorkam, und ihm gleichsam die rühmlichsten Aemter in die Hände warf. Er glaubte in Mathildis seine Vorsprecherin und Gönnerin zu finden, und beeiferte sich mit Theodorinen, ihr die aufrichtigste Dankbarkeit und Ehrfurcht zu versichern. Mathildis fand ihn schön und angenehmer, als Hildebrand, sie suchte seine Gesellschaft, gab sich alle Mühe, seine Aufmerksamkeit auf ihre Liebe für ihn zu fesseln, aber so künstlich und behutsam, daß der hellsehendste, der nichts sehen solte, auch gewiß nichts sah.

Nie war Rom so wollüstig und glänzend gewesen, selbst unterm August nicht, als unter Pabst Gregor VII. Wollust war seine Göttin, sein Pallast wimmelte von eigennützigen Hofleuten, die seine größten Laster durch Schmeicheleyen zu Tugenden erhoben, und man hörte seine Zimmer öftrer von verliebten Liedern, als von heiligen Gesängen erschallen. Bey allem dem aber beschäftigte er sich doch mit Staatsangelegenheiten. Eben damals war es, als er Kayser Heinrich in die Acht erklärte, die Unterthanen von der Treue lossagte, und die kayserliche Krone Rudolph dem Herzog von Savoyen schickte. Der Tag an dem dies geschah, wurde mit öffentlichen Spielen und den glänzendsten Lustbarkeiten gefeyert. Hildebrand nahm hiebey die Gelegenheit wahr, Theodorinen seine Liebe zu entdecken. Sie suchte ihm zu entfliehen.

Haben Sie verschworen, mich anzublicken? Haben Sie ein Gelübde gethan? Ich kann binden und lösen, wie mir's gefällt.

Th. Eure Heiligkeit bedarf nur der Blicke des Himmels.

Greg. Ich raube dem Himmel nichts, wenn ich eine himmlische Schönheit bewundre. Man macht sich falsche Begriffe von mir; soll ich darum, weil ich einen hohen Rang habe, rauh und unzulänglich seyn? Meine Blitze treffen nur die Rebellen, heiter lächelt unser Himmel gegen Schönheit und Tugend.

Th. Ich wünschte die Gräfin Mathildis zu unserm Gespräche.

Greg. Die Gräfin richtet sich gern nach Zeit und Umständen. Sie ist nicht so gewissenhaft, und wird es

gern zufrieden seyn, daß ich Sie liebe. Aber, sagen Sie, sind nicht die Absichten einer Vermählung die besten, die man mit einem Mädchen haben kann.

Th. Eure Heiligkeit, ein Pabst —

Greg. — ist über alle Vorurtheile erhaben, und wenn wir die Fehler und Sünden andrer in einem Meere von Indulgenzen ersäufen können, was haben wir da zu fürchten? Ich bin Pabst, aber ich bin Mensch, und wenn Sie grausam bleiben, muß ich — verzweifeln und sterben.

Die Erklärung war gethan, aber das war noch nicht genug. Brazut solte seine weitern Absichten ausführen. Geschenke und prächtige Versprechungen, solten ihm den Weg in ihr Herz bahnen. Brazut ward ihr Ueberbringer und Vorsprecher des Pabsts, aber der Treulose warb für sich. Theodorine wies ihn und den Pabst mit Ernst und Verachtung ab. Hildebrand war beleidigt, alle seine Anschläge giengen nun dahin, Hippolit, der ihm im Wege stand, zu entfernen. Aber auf der andern Seite hätte er dadurch Mathildis, die nur auf den Marquis aufmerksam war, die Augen über sein Betragen geöfnet, und ihre Eifersucht und zurückgesetzten Stolz zur gräßlichsten Rache entflammt.

Während dem meldete man, daß sich Heinrich fürchterlich rüste, um sich wegen seiner Achtserklärung zu rächen, und daß er seinen Kanzler Guibert *) zum Pabst gemacht habe,

*) Der Kayser, welcher Guibert unter dem Namen Clemens III. zum Pabst erwählt hatte, dachte nur darauf, Hilde-

habe, weil er sich eben so berechtigt glaube, einen Pabst zu erwählen, wie Hildebrand Kayser absetze und erwähle. Gregor erschrack so sehr über diese Nachrichten, daß ihn aller Muth verließ. Mathildis richtete ihn auf. Gebet mir Eure Macht, sprach sie, und ich bringe Heinrich dahin, daß er kommt, die Füsse Eurer Heiligkeit zu küssen. Nehmt alles, Gräfin! bedient Euch der Schlüssel der Kirche, wenn es nöthig ist, aber befreyt mich von einem Mitbewerber. Der Marquis von Arimini wird sich diese Gelegenheit zu Nutze machen, sich hervorzuthun, gebt ihm die römische Armee.

Hippolit wurde in den Rath gerufen, wo die Gräfin den Vorsitz führte, sie hielt die vortreflichsten Reden, und man sahe sie für einen Engel an, den der Himmel zur Rettung gesandt habe. Der Marquis ward mit einem ansehnlichen Posten beehrt, und so schwer es ihm ward sich von Theodorinen zu trennen, so überwand doch bald die Liebe zum Ruhm alle Schwierigkeiten, und er reiste ab. Mathildis zog den Harnisch an, und nahm das Schwerdt mit muthiger Hand. Theodorine ward einer römischen Matrone übergeben, die den Ruhm einer tugendhaften Person besaß, und die Gräfin reiste an der Spitze einer schönen und zahlreichen Armee ab.

Mathildis suchte das Herz des Marquis zu erobern. Anfangs stellte er ihr eine Ehrfurcht voll Kälte entgegen; als er ihr aber dreust widerstand, wurde sie wüthend, und hätte ihn

Hildebrand vom päbstlichen Stuhle zu stoßen. Damals war auch Deutschland voll Unruhe und Zwietracht. Heinrich V. empörte sich gegen seinen Vater, und innere Kriege richteten die schrecklichsten Verheerungen an.

ihn im Anfall ihrer Raserey beynahe ums Leben gebracht. Er siegte muthig über ihre Angriffe, wie über die Feinde seines Herrn, und alles bewunderte den jungen Helden. Auch Theodorine hatte mit dem Pabste und seinem Sachwalter zu kämpfen, und nur das Ansehn ihrer Aufseherin konnte sie vor ihren gewaltsamen Angriffen schützen. Der Tod des Azon gab der Mathildis aufs neue Muth, sich an Hippolit zu wagen, aber er blieb unerschütterlich.

Der Kayser hatte eine wichtige Schlacht gewonnen. Seine Truppen rückten nahe an Rom, ohne Widerstand zu finden. Man verabscheute damals überall Hildebrand, und Heinrich IV. war so glücklich, ihn aus Rom zu jagen, und Clemens III. als Pabst einzuführen. Hildebrand starb zu Salernum vor Wuth und Gram, und Mathildis, die den Marquis zu Theodorinen eilen sah, als die Nachricht kam, Rom sey erobert, gerieth in die größte Wuth, und verfluchte ihre Lorbeern. Doch hörten ihre Intriguen nicht auf. Nach ihrer Zurückkunft nach Italien brachte sie es durch ihre Einsprüche dahin, daß man Victor III. und nachher Urban II. zu Päbsten wählte. Theodorine vermählte sich in ihrem Vaterlande mit Hippolit, und lebte glücklich. Noch einige Jahre durchlebte Mathildis in steter Beschäftigung Kabalen und Intriguen zu schmieden, und um die Reinheit ihrer Sitten und ihr heiliges Leben der Nachwelt zu beweisen, gab sie der Kirche alles wieder, was sie ihr geraubt hatte, und setzte den römischen Stuhl zum Erben ihres Vermögens ein; eine Handlung, die den Lobrednern reichen Stof gegeben hat, ihre Tugenden zu preisen und sie bis unter die Heiligen zu erheben.

b.

IV. Ca-

IV.
Camouens.

Nach der Zerstörung des römischen Reichs, bildeten sich verschiedene Sprachen aus den Trümmern der lateinischen, so wie sich viele Reiche auf den Ruinen Roms erhoben. Die Eroberer brachten in den ganzen Occident ihre Barbarey und Unwissenheit mit. Alle Künste giengen unter; und als sie nach 800 Jahren wieder hervorzukeimen anfiengen, waren es Gothen und Vandalen, die sie wieder nährten. Was wir von Baukunst und Bildnerey aus jenen Zeiten noch übrig haben, ist eine seltsame Zusammensetzung von Rohheit und Schnirkeley. Das wenige, was man schrieb, ist von eben dem Geschmacke. Die Mönche erhielten die lateinische Sprache, um sie — zu verderben; die Franken, Vandalen, Lombarden mischten in dieses verdorbene Latein ihr unregelmässiges und unfruchtbares Gewäsche von Sprache. Endlich bildete sich die italiänische Sprache, als die älteste Tochter der lateinischen zuerst, alsdann die spanische, nachher die französische und englische.

Die Dichtkunst war die erste Kunst, die man mit Glücke bildete. Dante und Petrarka schrieben zu einer Zeit, wo man noch kein Werk in erträglicher Prose hatte. Seltsam, daß beynahe alle Nationen in der Welt eher Poeten hatten, als eine andre Art von Schriftstellern. Homer blühte bey den Griechen über ein Jahrhundert eher, als ein Geschichtschreiber erschien. Die Gesänge Mosis sind das älteste Denkmahl

der Hebräer. Man hat Gesänge bey den Caraiben gefunden, die von allen andern Künsten nichts wußten. Die Barbaren auf den Küsten des baltischen Meers hatten ihre berühmte runischen Reime, zu einer Zeit, wo sie nicht lesen konnten. Ich würde mich hier weiter über die Dichtkunst, und ihren Ursprung auslassen, und schon aus diesen Thatsachen Beweise hernehmen, daß sie den Menschen natürlich ist, wenn diese Materie nicht längst und vollkommen behandelt wäre. In Italien, als Tasso noch in der Wiege war, machte Trissin, ein gelehrter und fähiger Kopf, mit seinem befreyten Italien Aufsehen. Sein Werk fand ungemeinen Beyfall, und diese Dämmerung des guten Geschmacks flimmerte so lang, bis sie der grosse Tag verschlang, den Tasso brachte. Trissin ahmte den Homer nach, ohne seinen Geist zu haben. Er pflückt die Blumen des griechischen Sängers, aber sie verblühen in seiner Hand. Dennoch verdient er das Lob, der erste neuere Dichter in Europa gewesen zu seyn, der ein regelmässiges und vernünftiges episches Gedicht machte, und der es wagte, das Joch des Reims abzuschütteln.

Während daß Trissin in Italien mit furchtsamen und schwachen Schritte den Fußstapfen der Alten folgte, bahnte sich Camouens in Portugal einen neuen Weg, und verschafte sich ein Ansehn, das noch unter seinen Landsleuten dauret, die ihn den portugiesischen Virgil nennen.

Er stammte aus einer alten portugiesischen Familie, und wurde in Spanien in den beyden letzten Jahren der Regierung Ferdinands und der Isabelle gebohren, da Johann II. in Portugal herrschte. Nach Johanns Tode kam er an den Hof

von

von Lissabon im ersten Jahre der Regierung Emanuel des Grossen, Erben des Throns und der grossen Plane König Johanns. Das waren die schönen Tage Portugals, und die Zeit ist merkwürdig wegen des Ruhms dieser Nation.

Emanuel bestimmt den Entwurf, der so oft gescheitert war, auszuführen, nemlich einen neuen Weg nach Ostindien auf dem Meere zu öfnen, ließ 1497 Vasco de Gama mit einer Flotte zu dieser berühmten Unternehmung abreisen. Gama und alle die, welche das Herz hatten, sich mit ihm einzuschiffen, hielt man für Unsinnige, die sich aus Uebermuth opferten. Die ganze Stadt erscholl gegen den König; ganz Lissabon sahe diese Ebentheurer mit Unwillen und Thränen abreisen, und beklagte sie als Todte. Was die Unternehmung für einen Ausgang hatte, ist zu bekannt.

Camouens begleitete den Gama nicht, wie man hat behaupten wollen, er gieng erst lange Zeit nachher nach Indien. Eine schwankende Lust zu reisen und sein Glück zu machen, das Aufsehn, das seine groben Galanterien und seine Verachtung gegen den Hof erregte, besonders aber eine grosse Neugierde, die sich gewöhnlich bey einer starken Einbildungskraft befindet, entrissen ihn seinem Vaterlande. Er diente anfänglich als Freywilliger auf einem Schiffe und verlohr bey einem Seetreffen ein Auge. Die Portugiesen hatten schon einen Vicekönig in Indien. Camouens befand sich in Goa, wurde aber von dem Vicekönig daraus verwiesen. Aus einem Orte verwiesen werden, den man selbst als ein grausames Exil ansehen konnte, war eins der schrecklichsten Schicksale Camouens. Er schmachtete noch einige Jahre auf einem fremden Erdwinkel auf den

Gränzen von China, wo die Portugiesen ein kleines Lagerhaus hatten, und über der Stadt Makao zu bauen anfiengen. Dort machte er sein Gedicht von der Entdeckung Indiens, welches er Lusiade betitelte, ein Titel, der wenig Bezug auf den Gegenstand selbst hat, und eigentlich die Portugade bedeutet.

Er bekam ein kleines Amt in Makao, kehrte aber zuletzt nach Goa zurück. Unterwegens litt er Schifbruch auf den Küsten von China, und rettete sich, wie man sagt, indem er mit der einen Hand schwamm und in der andern sein Gedicht hoch aufhielt, das einzige Gut, was ihm übrig war. Bey seiner Zurückkunft nach Goa wurde er ins Gefängniß geworfen. Bald darauf ward er frey, aber um noch eine grössere Sclaverey und Qual zu erdulden, nemlich einem stolzen und geizigen Aufseher nach Africa zu folgen. Zuletzt kam er wieder nach Lissabon. Dort empfieng er zwar eine Pension von ohngefähr 800 Livres, aber man hörte bald auf, sie ihm auszuzahlen. Die einzige Zuflucht und Hülfe, die ihm noch blieb, war ein Hospital, in welchem er auch den Rest seines Lebens zubrachte und von allen verlassen starb. Kaum war er todt, als man sich bemühte, ihm ehrenvolle Denkmähler aufzurichten, und ihn in den Rang grosser Männer zu erheben. Einige Städte stritten um die Ehre, seine Geburtsstadt zu seyn. Wie seltsam!

Der Gegenstand der Lusiade, von einem so lebhaften Geiste, wie Camouens behandelt, mußte eine neue Art von Epopee hervorbringen. Der Stof seines Gedichts ist weder ein Krieg, noch ein Heldenzank, noch eine Welt in Waffen wegen — eines Weibes, sondern die Entdeckung eines neuen Landes durch Hülfe der Schiffahrt.

Er

Er fängt an: „Ich singe die Männer, die erhaben über „das Gemeine von den östlichen Ufern Lusitaniens, auf Mee„ren, welche noch keine Schiffe gesehen hatten, reisten, jene „Welt mit ihrer Kühnheit zu erschrecken; sie, deren Muth „und Geduld Arbeiten zu tragen, die über menschliche Stärke „sind, ein neues Reich unter einem unbekannten Himmel und „unter andern Gestirnen gründeten. Man rühme nicht mehr „die Reisen des berühmten Trojaners, der seine Götter nach „Latium brachte, nicht mehr die Reisen des weisen Griechen, „der Ithaka nach 20 Jahren wiedersah, nicht mehr die Rei„sen Alexanders, dieses ungestümen Eroberers. Verschwin„det, Fahnen! welche Trajan an den Gränzen Italiens auf„steckte. Hier ist ein Mann, dem Neptun seinen Dreyzack „übergab. Hier sind Mühseligkeiten, welche die eurigen über„steigen."

„Und ihr Nymphen des Tajo, wenn ihr mir je sanfte „und rührende Töne eingabt, wenn ich die Ufer eures liebens„würdigen Flusses sang, so gebt mir heute stolze und muthige „Töne, daß sie die Stärke und Klarheit eures Laufes haben, „rein seyen, wie eure Gewässer, und daß der Lieder Gott eure „Wasser den Wassern der geheiligten Quelle vorziehe."

Der Dichter begleitet die portugiesische Flotte in die Mündung des Ganges; er beschreibt im Vorbeygehn die östlichen Küsten, den Mittag und Morgen Africa's, und die verschiedenen Völker, die auf dieser Küste wohnen; mit vieler Geschicklichkeit untermengt er die Geschichte Portugals. Im dritten Gesange sieht man den Tod der berühmten Ines de Castro, Gemahlin des Königs Don Pedro. Dies ist das schönste

Stück im Camouens, es giebt wenig Stellen im Virgil, die zärtlicher flössen und besser geschrieben wären. Die Einfachheit des Gedichts ist durch Fictionen erhöht, die so neu sind als der Gegenstand selbst. Hier ist eine, die zu jeder Zeit und bey jeder Nation ihr Glück machen würde.

Da die Flotte bereit ist, über das Vorgebirge der guten Hofnung, damals noch stürmisches Vorgebirge, hinauszufahren, so bemerkt man plötzlich eine schreckliche Gestalt. Ein Gespenst erhebt sich aus der Tiefe des Meers, sein Kopf berührt die Wolken; die Ungewitter, Stürme, Donner sind um dasselbe, seine Arme strecken sich fern über die Wasserflächen; dieses Ungeheuer, oder dieser Gott ist der Hüter des Oceans, dessen Wellen noch nie ein Schif durchschnitten hatte; er bedrohet die Flotte, beklagt sich über die Kühnheit der Portugiesen, welche kämen, ihm die Herrschaft über dieses Meer streitig zu machen; er verkündet ihnen all das Ungemach, was sie bey ihrer Unternehmung erfahren solten.

Hier ist noch eine andre Fiction, die ganz nach dem Geschmacke der Portugiesen war, und die dem italienischen Geiste nahe kommt: eine bezauberte Insel, die dem Meere entsteigt, zur Erquickung Gama's und seiner Flotte. Diese Insel diente der Insel Armide zum Muster, welche einige Jahre nachher Tasso beschrieb. Da macht Venus, unterstützt von dem Rathe des ewigen Vaters, und zugleich von den Pfeilen Cupido's, die Nereïden in die Portugiesen verliebt. Die ausgelassensten Vergnügen werden ohne Schonung gemahlt; jeder Portugiese umarmt eine Nereïde, und Thetis bekommt Vasco de Gama. Diese Göttin bringt ihn auf ein hohes Gebirge,

welches

welches der herrlichste Ort der Insel ist, von da aus weist sie ihm die Königreiche der Erde, und prophezeyht ihm die Schicksale Portugals.

Nachdem Camouens die wollüstige Schilderung der Insel und der Vergnügen, welche die Portugiesen genossen, vollendet hat, unterrichtet er den Leser, daß diese ganze Fiction das Vergnügen bedeute, welches ein ehrlicher Mann empfinde, seine Pflicht zu thun. Aber ich muß gestehen, eine bezauberte Insel, wovon Venus die Gottheit ist, und wo die Nymphen die Matrosen nach einer Reise von langer Zeit liebkosen, gleicht mehr einem amsterdamschen Musico, als irgend einer anständigen Sache. Ich weiß wohl, daß ein Uebersetzer des Camouens die Venus für die Jungfrau Maria, und den Mars für Christus hält. Wahrscheinlich soll diese Erklärung alles gut und deutlich machen. Man wird nun wohl etwa nicht mehr so sehr darüber erstaunen, daß Gama sich in einem Sturme an Christum wendet, und daß ihm — Venus zu Hülfe kommt. Bacchus und die heilige Jungfrau befinden sich ganz natürlich beysammen. — Der Hauptplan der Portugiesen nach Gründung ihres Handels ist die Bekanntmachung des Glaubens, und Venus unternimmt den glücklichen Ausgang der Unternehmung. Ernstlich geredet, ein so ungereimtes Wunderbare entstellt das ganze Werk in den Augen verständiger Leser. Es scheint, daß dieser grosse Fehler zum Fall dieses Gedichts hätte beytragen sollen; allein die Poesie des Styls, und die Einbildungskraft im Ausdruck haben es erhalten, so wie die Schönheiten der Ausführung den Paul von Verona eine Stelle unter den grossen Mahlern verschaft hat, ob er gleich Bene-

dictiner Våter und Schweizer Soldaten in Gegenstånde aus dem alten Testamente setzte.

Camouens fällt beynahe immer in solche Unschicklichkeiten. Ich erinnre mich, daß Vasco, nachdem er seine Begebenheiten dem König von Melinde erzählt hat, zu ihm sagt: O König! urtheilt, ob Ulysses und Aeneas so weit gereist, und so viel Gefahren durchlaufen sind, als ich; gerade als wenn ein Africaner auf den Küsten von Zanguebar seinen Homer und Virgil wüßte. Jedoch unter allen diesen Fehlern ist doch der größte die wenige Verbindung, welche in allen Theilen des Gedichtes herrschet; es gleicht der Reise, die der Gegenstand davon ist. Die Begebenheiten folgen auf einander, und der Dichter besitzt bloß die Kunst, einzelne Umstände wohl zu erzählen. Aber diese einzige Kunst vertritt durch das Vergnügen, welches sie verschaft, manchmal die Stelle aller andern. Alles dies beweist, daß das Werk voll grosser Schönheiten ist, und daß man nur auf die Zeit und mancherley Umstände, in der es geschrieben wurde, sehen dürfe, um es in seiner Art vortreflich zu finden.

h.

V. Zur

V.

Zur Litterärgeschichte von Sicilien.

Dieses ist ein Fragment, oder vielmehr ein Auszug aus einem neuerlich erschienenen grossen Werk des Neapolitaners Signorelli.

Sicilien hat sowohl in den Wissenschaften als Künsten grosse Männer hervorgebracht. Es ist gewiß, daß die Pastoralpoesie ihren Ursprung in dieser Insel hatte. Einige schreiben die Erfindung derselben, gestützt auf die Autorität des Diodorus, der selbst ein Sicilianer war, dem Daphnis, einem berühmten Schäfer zu. Die meisten aber geben diesen Ruhm dem Sthesichorus von Hymere, der in der 37sten Olympiade gebohren wurde, und in der 56sten starb. Dieser Dichter, der zuerst bucolische Verse schrieb, war auch in der lyrischen Poesie vortreflich; er erfand die Chöre, die in Strophen, Antistrophen und Epodonen abgetheilt waren. Diese Erfindung machte ihm so viel Ehre, daß er davon seinen Namen Sthesichorus erhielt, der so viel sagen will als Chorerfinder, anstatt seines Geburthsnamens Tisias. Die Einwohner von Hymere errichteten ihm eine Bildsäule, und die Bürger von Crotona, woselbst er starb, erbaueten ihm ein prächtiges Grabmahl.

Die Pastoralpoesie wurde nachher von Theocrit und Moschus vervollkommnet. Diese beyden Dichter waren aus Syracus. Der erstere lebte zur Zeit des Ptolomäus Philadelphus,

delphus, Königs von Egypten, an dessen Hofe er einige Jahre zubrachte. Virgil nahm ihn zum Muster im bucolischen Fache. Moschus folgte den Fußstapfen Theocrits. Er hatte einen Rival an Bion, dessen Tod er in einer Idylle bitterlich beklagt. Nach einigen war dieser Bion auch aus Syracus, nach andern aber aus Smirna gebürtig.

Die Sicilianer begnügten sich nicht, blosse Schäferlieder, den Ton der Schalmeyen, und die Harmonie der Chöre erfunden zu haben, sondern sie schwungen sich auch zur philosophischen Poesie empor. Empedocles von Agrigent, ein Pythagoräer, öfnete dieses weite Feld, und gebrauchte die Melodie der Verse, um die erhabenste Philosophie zu besingen. Sein Gedicht über die Himmelssphäre ist noch vorhanden; auch vermuthet man, daß die sogenannten goldnen Verse von ihm sind, die man dem Pythagoras hat zuschreiben wollen.

Epicharmes von Megara in Sicilien, auch ein Pythagoräer, wird für den ersten comischen Dichter gehalten. Theocrit sagt ausdrücklich von ihm in einem Epigramm, das er zu Ehren dieses Dichters verfertigte, daß er die Comedie erfunden habe. Man hatte zwar zuvor schon einige Ideen von der theatralischen Poesie, allein man kannte weder Handlung noch Scenen. Die dramatischen Werke des Epicharmes sind auch das älteste, was im comischen Fach hervorgebracht wurde, daher Aristoteles in seiner Poetic auch sagt, daß die Comedie in Sicilien erfunden wurde.

Die Kunst der Mimic, vermittelst welcher man durch Geberden burleske Ideen natürlich auszudrücken wußte, ist auch

auch eine Erfindung der Sicilianer. Wenn diese Nation gleich nicht das Verdienst hat, auch die Tragödie erfunden zu haben, so hat sie solche doch glücklich adoptirt. Empedocles, dessen oben gedacht ist, schrieb Tragödien, desgleichen zeichneten sich Sosicles und Acheas, auch Sicilianer, in diesem Fach mit Ruhm aus. Rinthon von Syracus erfand die burleske Poesie. So viel von den Dichtern, denn es würde zu weitläuftig seyn alle Sicilianer anzuführen, die sich durch die Poesie Ehre erwarben.

Die Beredsamkeit verdiente durch Regeln zu einer Kunst erhoben zu werden. Der Ruhm diese Regeln aufzufinden war auch den Sicilianern vorbehalten. Diese Behauptung hat zu Gewährsmännern Aristoteles und Cicero. Der letztere sagt an einem Ort: „Diese Kunst kommt von einem gewissen Corax „und Tisias her, die man zu den ersten Erfindern derselben „macht.“ An einem andern sagt er: „Aristoteles versichert, „daß man nach einer langen Unterbrechung wieder anfieng den „Privatpersonen öffentlich das Urtheil zu sprechen, um dieser Na„tion zu gefallen, die mit vieler Subtilität eine grosse Neigung „zum Disputiren und zu Prozessen verbindet. Corax und Tisias „gaben über die Kunst der Beredsamkeit schriftliche Regeln.“

Dieses geschah in der 79sten Olympiade. Von Corax wissen wir weiter nichts. Was Tisias betrift, so lernen wir vom Pausanias, daß er den Gorgias Leontinus, seinen Schüler, auf einer Gesandschaft nach Athen begleitete. Dionysius von Halicarnas sagt, daß Tisias hier die Ehre hatte der Lehrer des Isocrates zu seyn. Lysias von Syracus war ein anderer Schüler des Tisias, der aber seinen Meister weit übertraf.

Der Zufall ließ ihn zu Athen gebohren werden, wohin seine Eltern wegen ihrer Angelegenheiten eine Reise machten, er wurde aber noch wie ein Kind nach Syracus gebracht, und allda im väterlichen Hause erzogen. Hier lernte er die Beredsamkeit von Tisias, und nachher von Sicias, auch ein Syracuser. Er gieng sodann nach Großgriechenland, und ließ sich zu Thuri nieder, wurde aber von da nach einigen Jahren verbannt, da man ihn für einen zu grossen Anhänger der Athenienser hielt. Er flohe nunmehr zu diesen, denen er die Kunst und die Regeln der Beredsamkeit beybrachte. Er ist einer von den sechs grossen Rednern, die Dionysius von Halycarnas als Muster der Kunst anpreißt. Dionysius zieht den Lysias selbst dem Demosthenes vor. Cicero nennt ihn einen vortreflichen sehr unterrichtenden Redner. Lysias starb zu Athen in der 100sten Olympiade.

Gorgias Leontius, so genannt, weil er aus Leontium in Sicilien gebürtig, war ein Zeitgenosse des Lysias. Da er mit Tisias seinem Lehrer, wie oben gesagt, als Gesandter nach Athen gieng, um den Beystand der Athenienser wider die Syracuser zu erflehen, die die Leontier unterjochen wolten, so entwickelte er eine so neue und männliche Beredsamkeit, daß er wider die Meynungen der Oberhäupter der Republic, die Athenienser zu einem langen und blutigen Kriege vermochte. Der ausserordentliche Beyfall, den er wegen seines Rednertalents zu Athen erhielt, reizte ihn, sich in dieser Stadt niederzulassen. Sein Ruhm nahm täglich zu; man wurde nie müde ihn zu hören. Sein zierlicher blumichter Stil, seine Figuren, die allemal auf eine neue und angenehme Art angebracht wurden, die Grazie in

seiner Aussprache, das Hinreissende in seinen Geberden und in seiner Stimme, alles entzückte die Zuhörer. Dieses Hinreissende aber verliert sich auf dem Papier. Man wird in der Beredsamkeit des Gorgias zu viel Künstliches gewahr; eine unaufhörliche Affectation, einen gesuchten, aufgeschraubten Stil, und eine Menge auf einander gehäufter Zierrathen. Plato, Zeitgenosse des Gorgias, hat diese Fehler aufgedeckt, und sowohl den Redner als seine Manier in einem Werk lächerlich gemacht, das er Gorgias betitelte. Dennoch wurde diesem Redner eine goldene Bildsäule zu Delphos errichtet. Nachdem die Sicilianer den Griechen die Beredsamkeit gelehrt hatten, so war auch ihre Rednerepoche zu Ende. Die Unruhen, worunter diese schöne Insel seufzete, die neuen Tyrannen, die sich daselbst erhoben, die Kriege, die hier unaufhörlich von Griechen, Carthaginensern und Römer geführt wurden, und das Joch, das ihnen diese letztern auflegten, alles dieses vertrocknete die Quelle der Beredsamkeit.

Dieses Volk beschäftigte sich mit allen Zweigen der Litteratur. Verschiedene schätzbare Geschichtschreiber zeigten sich unter diesen Insulanern. Die berühmtesten waren Philist von Syracus, Timeus von Tormine und Diodorus von Sicilien. Was Philist betrift, so setzt ihn Dionysius von Halycarnas beynahe dem Thucidides gleich, ausser daß er nicht so viel Geschmack und Methode besaß. Timeus hat das Verdienst die chronologische Ordnung in der Geschichte eingeführt zu haben, da er der erste war, der die Begebenheiten nach den Olympiaden ordnete. Diese Manier erhielt durchgehends Beyfall, und wurde auch von den andern Geschichtschreibern nachgeahmt

Der

Der berühmteste aber aller Geschichtschreiber Siciliens war Diodorus. Er lebte zu den Zeiten Julius Cäsars, und ist der einzige seiner Landsleute, dessen Geschichte, wenigstens zum Theil zu uns gekommen ist; sie enthielt vierzig Bücher, von denen wir aber nur noch funfzehn haben. Bevor er seine allgemeine Geschichte schrieb, durchreisete er Europa, Asien und Aegypten, und untersuchte alle römische, griechische und barbarische Bücher, die nur zu seinem Vorhaben nützlich seyn konnten, wobey er aber zu leicht die Märchen und fabelhaften Traditionen aufnahm.

Die Sicilianer vergassen auch die Mythologie nicht. Evemerus von Messina legte sich auf dieses Studium. Das Buch, das er über diese Materie verfertigte, erhielt grossen Beyfall, jedoch scheint es nicht, daß er es endigte, denn Ennivus, wie Lactantius berichtet, übersetzte es ins Lateinische und setzte es auch fort.

Die schönen Künste wurden auch in dieser Insel sehr cultivirt. Man hat Medaillen aus Sicilien, die älter wie alle griechische sind. Sie zeigen dadurch das Gepräge des höchsten Alterthums, daß die Inschrift von der rechten Hand zur linken ist, so wie bey den morgenländischen Völkern; desgleichen weil man hier den Buchstaben O anstatt des Ω findet, da es später dem griechischen Alphabet einverleibt wurde, und überdem weil die Buchstaben die Form ebräischer oder phönicischer Charactere haben. Spanheim glaubt diese Münzen wenigstens 500 Jahr älter als die christliche Zeitrechnung. Eine Sammlung derselben findet man in der Sicilia Numismatica des Paruta. Diese Münzen sind zwar grob gearbeitet, eben dieses aber bezeich-

bezeichnet ihr Alter. In der Folge der Zeit gaben die sicilianischen Künstler den besten der andern Nationen nichts nach.

Die Baukunst war bey den Sicilianern in grossen Ansehn. Phealus von Agrigent, der in der 75sten Olympiade lebte, errichtete in seinem Vaterlande prächtige Tempel und andre herrliche Gebäude. Diodorus hat uns die Beschreibung eines Tempels hinterlassen, der zu Ehren des olympischen Jupiters in der Stadt Agrigent mit der äussersten Pracht aufgeführt war. Die Mauern dieses grossen Gebäudes waren mit Säulen geziert, die zugleich innerhalb und ausserhalb dem Tempel gesehn wurden. Ausserhalb waren sie rund und hatten zwanzig Fuß im Umfang, innerhalb aber waren sie viereckig und ihr Umfang betrug zwölf Fuß. Das ganze ungeheure Gebäude war 1340 Fuß lang, 60 breit und 122 Fuß hoch. Es war mit den vortreflichsten Bildhauerarbeiten geziert, die auf einer Seite den Kampf der Riesen mit den Göttern, auf der andern aber die Eroberung von Troja vorstellten. Die Ruinen von drey Tempeln, die man noch an dem Ort sieht, wo ehedem Possidonia stand, und das, was man in unsern Tagen in der Stadt Herculanum entdeckt hat, beweisen das Alterthum und die Vortreflichkeit der Bildhauerkunst und Baukunst sowohl in Großgriechenland als in Sicilien.

Was die Bildhauerkunst betrift, so nennt Pausanias den Learchus von Rhegium als den ersten, der die verschiedenen Theile der Bildsäulen, jedes abgesondert, bearbeitete, und sie hernach mit Nägeln an einander fügte. Er spricht auch von einem andern berühmten Bildhauer aus Rhegium, Namens Clearchus, und vom Pythagoras aus eben dieser Stadt, der

von Winkelmann unter die fünf Bildhauer gesetzt wird, die nach dem Phidias während dem peloponesischen Krieg florirten. Plinius sagt, daß dieser Pythagoras über den Miron, einen andern berühmten griechischen Bildhauer, den Sieg davon trug, der hernach noch einmal überwunden wurde, von einem andern Pythagoras aus Leontium. Dieser Pythagoras war der erste, der sich bemühete die Muskeln, Adern und Haare in seinen Werken auszudrücken.

Die Mahlerey gelangte unter dem Zeuxis auf den höchsten Gipfel. Die berühmtesten Arbeiten dieses grossen Meisters wurden in Crotona, in Agrigent, und in andern Städten von Calabrien und Sicilien verfertigt. Demophilus, ein Sicilianer, war der Lehrer des Zeuxis in der Mahlerey; auch findet man, daß Silasus, ein Mahler aus Rhegium, nach Griechenland berufen wurde, woselbst er die Tempel und andere Gebäude des Pelopones mit seinen Arbeiten anfüllte. So blüheten Künste und Wissenschaften vor Alters in Sicilien, bis zu den Zeiten der ersten römischen Kayser.

Die griechische und römische Eleganz aber mußte unter der Barbarey der nordischen Eroberer erliegen. Die Stadt Neapolis, die vor allen andern die Reste von griechischen Denkmählern und Gebräuchen aufbewahrte, hörte endlich gegen Anfang des vierten Jahrhunderts auf, griechisch zu seyn, und hatte bald das Schicksal der andern benachbarten Städte. Nach dem Maaß, daß die christliche Religion sich ausbreitete, wurden die Monumente des heidnischen Aberglaubens zerstört. Zur Zeit des Kaysers Theodosius sahe man Tempel, Theater, Gymnasien, Circken und Amphitheater in Ruinen fallen.

Alles

Alles artete aus. Die ersten Christen beschäftigten sich bloß mit himmlischen Dingen, und verachteten Wissenschaften und Künste. Die größte Geissel aber war der Einfall einer zahllosen Menge Barbaren, die über die Schwäche des römischen Reichs triumphirten, Italien unterjochten, und diesem Lande ihre Unwissenheit mittheilten. Sicilien hatte damals niemand aufzuweisen als Julius Firmicus Materna, der im Anfang des vierten Jahrhunderts lebte, und ein Buch schrieb: De errore profanarum religionum. Dennoch verlöschte die Fackel der Wissenschaften nicht ganz und gar. Theodorich, König der Ostrogothen, wußte zwar selbst nicht seinen Namen zu schreiben, jedoch beschützte er die römische Jurisprudenz und die Wissenschaften. Er sahe ein, daß um von seinen neuen Unterthanen geliebt zu werden, um sie ruhig zu machen, und seiner eignen Ehre wegen, müßte er den Fußstapfen der alten Beherrscher folgen, und nicht allein gelinde regieren, sondern auch Künste und Wissenschaften in einem Lande aufmuntern, wo ehedem der Sitz derselben gewesen war. Obgleich Theodorich bloß mit Kriegen sich beschäftigt hatte, so war er doch in seiner Jugend als Geissel lange Zeit in Constantinopel gewesen, woselbst er den Werth der Geistescultur hatte schätzen lernen. Er wußte, daß man den Italienern Muße zum Studieren lassen, und sie durch Belohnungen dazu aufmuntern müßte; hiezu kam noch, daß er einen würdigen Minister hatte, durch dessen Bemühungen die Litteratur in Italien wieder etwas empor kam. Dieses war Aurelius Cassiodorus, ein Calabrier; ein Mann, der zur Ehre seiner Nation gebohren schien, und in seinem hohen Posten, seine Reichthümer, seinen Credit und seine Talente zum Flor der Wissenschaften anwandte.

Cassiodorus wurde im Jahr 470 gebohren, und studierte in Rom. Die Verdienste seines Vaters, und seine eigne Talente, verschaften ihm bald Zutritt an dem Hofe Theodorichs, der ihn zuerst zum Zahlmeister, hernach zu seinem Secretär, und endlich zum Oberhofmarschall machte. Im Jahr 514 wurde er Consul; Atharich ernannte ihn nachher zum Praefectus Praetorii, eine Würde, in welcher er von Theodatus bestätigt wurde. Die unglücklichen Kriege, die Italien zerrissen, brachten ihn zu dem Entschluß, sich in seinem siebenzigsten Jahr zur Ruhe zu begeben. Er verfügte sich daher nach Calabrien, seinem Vaterlande, in eine sehr reizende Gegend, wo er ein grosses Kloster hatte bauen lassen, das er reichlich ausstattete. Hier legte er den Mönchshabit an, und beschäftigte sich bloß mit seiner Seligkeit und mit den Mitteln die Geistlichen anzureizen, heilige und Profanwissenschaften zu cultiviren. Dieses war jederzeit sein grosser Gegenstand gewesen. Da er selbst ein Gelehrter war, so wünschte er, daß es jedermann seyn möchte. Während seinem langen Ministerio sahe er bey Vertheilung der Civilämter bloß auf Verdienste; nur diejenigen wurden erhoben, die mit guten Sitten und Fähigkeiten Liebe zu den Wissenschaften verbanden. Er beschenkte sein Kloster mit einer grossen Bibliothec, und wandte einen beträchtlichen Theil seiner Reichthümer an, gute Manuscripte aufzusuchen, die er copiren ließ. Die Mönche mußten sich dieser Arbeit unterziehn, von welcher er, so alt er auch war, sich selbst nicht ausschloß; ja, damit er so viel als möglich den Fehlern der Copisten vorbeugen möchte, so schrieb er noch in seinem 93sten Jahre einen Tractat über die Orthographie zum Unterricht der Mönche.

Dieser

Dieser gelehrte Mann verfertigte viele Werke, und hielt verschiedene Lobreden. Er schrieb eine Geschichte der Gothen in zwölf Bücher abgetheilt. Dies ist aber alles verlohren gegangen. Es ist bloß noch eine Chronic vorhanden, die die Weltgeschichte enthält von der Schöpfung an, bis zum Jahr 519 der christlichen Zeitrechnung. Dieses Werk macht aber dem Verfasser nicht viel Ehre, wegen der nachläßigen Schreibart und der zahlreichen Fehler, womit es angefüllt ist. Da er noch Präfect war schrieb er sein Buch: Von der Natur der Seele; und sammlete seine Briefe, die er hernach herausgab. Im Kloster schrieb er seine Commentare über die Psalmen, seine Institutiones, seine göttliche und menschliche Briefe, den grammatischen Commentar über das Buch des Donatius, einen Abriß der heiligen Schrift, Betrachtungen über die Apostelgeschichte und deren Episteln, desgleichen über die Offenbarung St. Johannis u. s. w. Nicht zufrieden selbst zu arbeiten, munterte er seine Freunde auf, seinem Beyspiel zu folgen. Mit einem Wort, man kann sagen, daß wenn, ohngeachtet der Veränderung der Beherrscher und der einbrechenden Unwissenheit, die Cultur, die Wissenschaften und Künste dennoch in Italien nicht ganz eingiengen, wenn man ausgezeichnete Männer in fast allen Gattungen hatte, so war man dies dem Cassiodorus schuldig.

Wenn man die Jurisprudenz dieser Zeit betrachtet, so sieht man, daß ohngeachtet der Verachtung, die die Visigothen gegen die römischen Gesetze bezeugten, man dennoch fortfuhr, sich in Italien des theodosischen Coder zu bedienen, und der Verordnungen des Theodorich, die aus den römischen Gesetzen gezogen waren.

Nachdem die Gothen aus Italien vertrieben, und Sicilien und Neapolis durch den Belisarius eingenommen worden waren, so fieng das Reich der Lombarden an, das vom Jahr 568 bis 774 dauerte. Ohngeachtet dem barbarischen und blutdürstigen Geist dieser Eroberer brachte Sicilien im siebenten Jahrhundert gelehrte Theologen, Bischöfe und Päbste hervor; auch im achten Jahrhundert fand man hier Männer, die die griechischen Wissenschaften cultivirten. Der Handel, der in Neapolis, Apulien und Calabrien florirte, war auch in Sicilien blühend, wie die damahlige Cultur der Ländereyen und die Kaufgesetze derselben beweisen. Neapolis hatte eine Seifenmanufactur, und Sicilien seine Transportschiffe.

Während daß die Herzoge von Benevento mit den Neapolitanern unbedachtsam Krieg führten, so zeigten sich die Saracenen, die bereits den Griechen Sicilien entrissen hatten, stellten sich, als ob sie einem oder dem andern Theil beystehn wolten, nützten aber ihre Schwäche, um sich von den südlichen Provinzen Italiens Meister zu machen. Sie liessen sich zu Bari, Tarent, Brindisi und andern benachbarten Oertern nieder. Die Franzosen widersetzten sich ihnen eine zeitlang unter Ludwig II. In diesem Zeitraum, der mit dem Ende des achten Jahrhunderts anfieng, und bis Ende des zehnten dauerte, verwüsteten die Saracenen diese schönen Provinzen aufs schrecklichste, daher das Licht der Wissenschaften nur sehr schwache Strahlen von sich warf. Daß man sie jedoch nicht gänzlich verabsäumte, beweisen die Werke des Diaconus Johannes, eines Neapolitaners, und Peters seines Nachfolgers; ferner die Chronic von Erkempert, Fortsetzer der Geschichte der Lombarden,

barden, die Chroniken von Benevento und Salerno, desgleichen die Geschichte der Grafen von Capua u. s. w.

Der Handel erhielt sich noch immer. Die Einwohner von Amalfi, anfangs Neapolis unterwürfig, hernach unabhängig und mächtig, handelten mit dem Orient, und da sie mit Neapolis und Gajeta ein Bündniß geschlossen hatten, so gewannen sie eine grosse Seeschlacht wider die Saracenen.

So sehr sich diese Epoche auch durch Verheerungen und Greuel aller Art auszeichnete, so erhielten sich dennoch die bildenden Künste, ob sie gleich unbedeutende Werke hervorbrachten. Die Schauspiele damaliger Zeit bestanden in prächtigen militärischen Aufzügen.

Man rief endlich die Normannen dem bedrängten Italien zu Hülfe zu kommen, die denn eigentlich die Königreiche Neapolis und Sicilien gründeten. Nachdem sie die Griechen, die Saracenen und Lombarden überwunden hatten, so machten sie sich zu unumschränkten Herren der Länder, ohngeachtet des Widerstands der Päbste und Kayser. Wir wollen nun auf den Zustand der Künste, der Wissenschaften und der Industrie unter diesen neuen Gebietern einen Blick werfen.

Was die Jurisprudenz betrift, so kamen die lombardischen Gesetze, die Lehnsgebräuche und die kayserlichen Verordnungen wieder in Ansehn. Das römische Recht wurde durch die Bemühungen des Irnerius und des Bulgarus von neuem ans Licht gebracht.

Der grosse Ruhm, den die Schule von Salerno seit dem zehnten Jahrhundert erlangte, ist ein Beweiß von dem

 blühenden

blühenden Zustand worin sich damals die Arzneykunde befand. Spanien ausgenommen, fand man keine Aerzte in Europa, als nur allein zu Salerno, wo die Saracenen den Geschmack an der Medicin und Bücher hingebracht hatten. Flavigny berichtet, daß Adelberon, Bischof von Verdun, im Jahr 984 nach Salerno gieng, um sich dort heilen zu lassen. Vital, ein Schriftsteller des eilften Jahrhunderts, erwähnt eines Mönchs, Namens Rodolph, der in Frankreich lebte, und so erfahren in der Medicin war, daß (wie er in seiner Chronic sagt) zu Salerno, wo seit alten Zeiten berühmte Schulen für diese Wissenschaft vorhanden sind, nur eine einzige Matrone daselbst ihm gleich kam. Man hat geglaubt, daß diese Schule oder Collegium eine von Carl dem Grossen gemachte Stiftung sey; allein dieser Kayser ist nie Herr von Salerno gewesen. Was zu diesem Irrthum Gelegenheit gegeben, ist, daß man bey einigen Manuscripten, die ein Werk dieser Schule waren, eine Zueignungsschrift an Carl den Grossen gefunden hat. Der Betrug wird aber dadurch sehr sichtbar, weil Carl darin der Sieger der Saracenen bey Roncevaux genannt ist, der einzige Ort, wo er geschlagen wurde. Das Werk, das unter dem Titel: Medicina Salernitana, oder auch Regimen sanitatis Salernitanae, bekannt ist, besteht jetzo aus 373 Versen, allein ursprünglich war es wohl dreymal so stark.

Ein Beweiß von dem Flor andrer Wissenschaften unter der Regierung der Normannen sind die philosophischen und astronomischen Kenntnisse des Pandolfo von Capua; die Schriften des Alberico, eines Mönchs von Monte Cassino, über die

Dialectic,

Dialectic, Music und Astronomie; die Gelehrsamkeit und mannigfaltigen Schriften des Diaconus Pietro; die Werke einiger Biographen; das litterarische Verdienst des Pabsts Victor III. und andrer berühmten Benedictiner; die Poesien der beyden Alfani, Erzbischöfe von Salerno u. s. w. Alberico schrieb auch Homilien, Lebensbeschreibungen der Heiligen, und eine Apologie Gregorius VII. deßgleichen Hymnen. Pietro, der zu derselbigen Abtey gehörte, war ein unermüdender, aber seichter Schriftsteller und schlechter Kunstrichter. Ausser der Fortsetzung der marsicanischen Chronic verfertigte er Nachrichten von dem Leben der berühmtesten Männer von Monte Cassino, eine Art von Litterärgeschichte dieses Klosters. Auch schrieb er einen Tractat über die Astronomie, einen über die Edelgesteine, desgleichen Auszüge aus den Werken des Solinus und Vitruvius, und viele Erbauungsschriften.

Die Cultur der Geschichte in diesem Zeitalter wird bewiesen durch die Werke des Amatus, Bischofs von Cassino; des Puglio; des Normans Malaterra; des Abts von Teleso; des Protospati aus Apulien; des Falconi von Benevento; des Marsicani u. s. w. Die griechischen Schulen von Nardi und Otranto erzeugten die vornehmsten Vertheidiger der lateinischen Kirche.

Ciullo von Alcamo wird für den ältesten Dichter oder vielmehr Versmacher in der italienischen Sprache gehalten. Vielleicht hat es deren noch vor ihm gegeben, allein es ist keine Spur davon vorhanden. Ciullo schrieb gegen Ende des zwölften Jahrhunderts. Man hat von ihm ein Liebeslied, worin er unter andern eine Dame sagen läßt: „Wenn er mir so

„viel Reichthümer gäbe wie Saladin hat, und mehr als alles „was der Sultan besitzt, so solte er dennoch mir nicht eine „Hand anrühren." Zur Erläuterung dieser Stelle dient, daß der Name, die Macht und die Reichthümer Saladins sehr berühmt in Europa wurden, nachdem dieser Monarch 1187 Jerusalem eingenommen hatte. Unter dem Sultan wurde der von Iconium verstanden, der in eben diesem Jahrhundert sich auch sehr berühmt machte. Petrarch bestätigt in der Vorrede zu seinen Episteln die Meynung, daß der Reim und die Volkspoesie unter den Sicilianern entstanden, und von ihnen zu den andern Nationen gekommen sind.

Der ausgebreitete Handel in Kleinasien, die Reichthümer der Stadt Amalfi, ihre Münzen, ihre Seegesetze, das Commerz der Neapolitaner und Sardinier, die Seemacht der Normannen, und ihre Siege zur See, die Marine von Sicilien und Apulien, alles beweißt deutlich die Fortschritte des Handels und der Kriegsmarine in diesem Zeitpunct und in diesen Ländern.

Die schönen Künste blieben nicht zurück. Die damals gebauten Kirchen wurden mit Gemählden geziert. Das Manuscript der lombardischen Gesetze, das noch in den Archiven von Cava aufbehalten wird, zeigt Figuren in Miniatur. So wohl in Sicilien als Neapolis sind noch viele Denkmähler der Baukunst und Bildhauerkunst vorhanden. Die Kirchen in Montereale, die St. Matheuskirche in Salerno, die des heiligen Nicolaus in Bari, und des heiligen Stephanus in Bosco, gehören zu dieser Epoche. Buono, ein Neapolitaner, war ein berühmter Architect des 12ten Jahrhunderts. Er

errichtete

errichtete den Thurm auf dem Marcusplatz in Venedig, und viele grosse Gebäude in Florenz, Neapolis, Arezzo und in Ostia. Da die beständigen Kriege und die Liebe zur Freyheit fast allen Städten in Italien gemein war, so bemühten sie sich ihre Wälle und Mauern in Vertheidigungsstand zu setzen; sie errichteten Thürme und Bollwerke, und befestigten alle Theile sorgfältig. Nach diesen Sicherheitsanstalten, dachten sie darauf ihre Städte zu verschönern, und nun wurde die Pracht in öffentlichen Gebäuden eingeführt, die man in Italien so sehr bewundert. Die Schauspiele fuhren indessen immer noch fort ihren lombardischen Ursprung zu beweisen. Dieses waren Tournire, Cavalcaden, Music und Processionen.

Unter den Fürsten aus dem schwäbischen Hause machten die Neapolitaner und Sicilianer grosse Fortschritte auf der Bahn der Wissenschaften. Diese Monarchen, die Stifter der eigentlichen Gesetzgebung, und Beschützer der Künste und Wissenschaften, waren die größten Wohlthäter Italiens. Friederich II. war in Italien gebohren und erzogen worden; er verließ es erst im 18ten Jahr, kam wieder zurück, brachte einen grossen Theil seines Lebens hier zu und starb auch hier. Er sprach italienisch, deutsch, französisch, griechisch und arabisch. Da während seinem Aufenthalt in Sicilien die Volkspoesie emporkam, so legte er sich auch darauf und zeigte darin soviel Talente, daß er unter die besten italienischen Dichter seines Jahrhunders gerechnet wurde. Er studirte auch die Naturkunde, und schrieb ein Buch über die Vögel. Mit den Verordnungen seiner Vorfahren unzufrieden, verwarf er solche, und machte ein neues Gesetzbuch. Mitten unter diesen Regie-

rungsgeschäften verlohr er nie die Wissenschaften aus den Augen. Er stiftete Collegia zu Padua, beschützte die Studien zu Bologna, erhielt den Credit der salernischen Schule der Medicin, machte die neapolitanischen Schulen zu einer Universität, und stiftete zu Palermo eine Academie der Wissenschaften.

Manfredo, der Friedrich seinem Vater in der Regierung von Sicilien und Apulien nachfolgte, erbte auch seine Liebe zu den Wissenschaften, die er beschützte. Die Niederlage Conrads, eines andern Sohns Friedrichs, öfnete nachher dem Carl von Anjou den Eintritt in diese Königreiche.

Der berühmte Pietro di Vigni von Capua, war Canzler und Minister Friedrichs II. Wenig Günstlinge haben bey regierenden Fürsten mehr Credit und Macht gehabt als er. Friedrich sahe ihn wie das Orakel seines Jahrhundertes an, wie den gelehrtesten, den weisesten, den geschicktesten, und den zum Ruhm seiner Regierung unentbehrlichsten Mann. Dieser Meynung zufolge, machte er sich es zur Pflicht alles zu genehmigen, was Pietro nur immer denken und thun mochte; er erlaubte sogar, daß dieser Minister verwerfen konnte, was sein Souverain ohne ihn verordnet hatte. Diese grosse Herablassung und zwar eines solchen Fürsten, war jedoch nicht die Wirkung eines blinden Zutrauens, wie es bey so viel Monarchen gegen unwürdige Günstlinge der Fall gewesen ist. Pietro verdiente vollkommen dieses Vertrauen, durch seine grossen Kenntnisse; durch seinen Diensteifer, durch die Liebe zu seinem Fürsten, und durch seine tiefe Politic. Er war sorgfältig auf die Fortschritte der Wissenschaften bedacht, und wandte die

Gunst,

Gunst, die er genoß, zum Vortheil der Litteratur von ganz Italien an, da er so glücklich war, es mit einem gelehrten und freygebigen Fürsten zu thun zu haben. Friedrich und sein Minister zeigten das Bild von August und Mecenas; und vielleicht würde das goldne Zeitalter der Litteratur von neuem in Italien erschienen seyn, wenn die Kriege, die Revolten, die Factionen, und besonders die Päbste, die geschwornen Feinde Friedrichs, nicht dieser schönen Hofnung unüberwindliche Hindernisse entgegengestellt hätten. Ausser dem Buch, das eine Sammlung seiner Briefe enthält, von denen die meisten im Namen des Kaysers geschrieben sind, entwarf Pietro ein Gesetzbuch für das Königreich Sicilien; er schrieb ein Buch über die kayserliche Gewalt, und eins über die Trostgründe. Er war so wie sein Monarch ein guter italienischer Dichter, und besaß die Kunst der Beredsamkeit in einem hohen Grade. Man hat ihm auch das berüchtigte Buch zugeschrieben: De tribus impostoribus, worüber in der gelehrten Welt so viel gestritten worden ist. Dieser vortrefliche Minister endigte seine glänzende Laufbahn, auf eine ganz unerwartete und erschreckliche Art. Er fiel in die Ungnade Friedrichs, seines Herrn und Freundes, und wurde mit Ketten beladen in einen unterirdischen Kerker geworfen. Man riß ihm die Augen aus. Durch Verzweifelung gefoltert, brachte er sich endlich, der Sage nach, ums Leben.

Friedrich Thadeo, von Sessa, war auch um diese Zeit sehr berühmt. Er war Oberhofrichter in Sicilien, hernach Gesandter des Königs in Rom, und endlich sein Abgeordneter auf dem Concilio zu Lyon; er hatte auch viel Antheil an Frie-

derichs Coder. Auch Rofredo von Benevent, der zweyte Papinianus genannt, zeichnete sich aus. Er lehrte anfangs die Rechte zu Bologna, hernach zu Arezzo, von wo er sich nach dem Hofe Friedrichs II. begab, den er auch im Jahr 1220 nach Rom zu seiner Krönung begleitete, und dessen Rechtfertigung er in einer öffentlichen Rede in dieser heiligen Stadt unternahm, als Friedrich 1227 vom Pabst Gregorius IX. excommunicirt wurde. Einige Zeit nachher ergrif er die Parthie der Päbste, gegen welche er in seinen Schriften so sehr losgezogen war. Gregorius ernannte ihn zum Clericus bey der apostolischen Kammer; nach dem Tode dieses Pabstes aber gieng Rofredo nach Benevento, wo er sich neutral verhielt, und daher auch Friedrichs ausdrückliche Einladung ausschlug, abermals an seinen Hof zu kommen. Unter seinen Schriften schätzt man das Buch über die Ordnung, die die Richter in bürgerlichen und geistlichen Gerichtshöfen beobachten sollen.

Zeitgenossen waren noch Andreas Bonello von Barletta, Friedrichs Hoffiscal und Verfasser der Commentarien über Rechtssachen; der Cardinal Morra von Benevento, der vorher Professor des canonischen Rechts zu Bologna war. Wilhelm von Trani, der auch daselbst einen ähnlichen Lehrstuhl hatte, und Pignatelli, ein berühmter Rechtsgelehrter aus Brindisi.

Sowohl die Arzneywissenschaft als die Chirurgie hatten damals geschickte Männer aufzuweisen. Friederich und Manfredo liessen auch verschiedene Werke des Galenus und des Aristoteles aus dem Griechischen und Arabischen übersetzen. Die

Philosophie

Philosophie und Gottesgelehrsamkeit wurden von dem Abt Joachim und dem heiligen Thomas von Aquin bearbeitet, der sich einen berühmten Namen in den Schulen gemacht hatte.

Joachim wurde in einem Dorfe des Kirchspiels Cosenza in Calabrien, gegen die Mitte des 12ten Jahrhunderts gebohren. Nachdem er in seiner Jugend die heiligen Oerter in Palestina besucht hatte, kam er in sein Vaterland zurück, und wurde Cistercienser Mönch. Er reformirte diesen Orden in Calabrien durch die Stiftung der Abtey Flori, welcher sich eine Anzahl Klöster unterwarfen. Er starb 1207.

Thomas von Aquin, das Orakel der Schulen, wurde 1225 in dem Kirchspiel Aquino gebohren, und in Monte Cassino erzogen. Er studirte nachher in Neapolis die Grammatic, die Logic und Physic. Im Jahr 1243 trat er in den Predigerorden, und starb 1274 zu Fossa Nova ohnweit Terracina.

Die Geschichtschreiber dieser Zeit sind Richard von St. Germano, Spinelli, Jansilla, Saba Malaspina, Bartholomeo von Neocastro, Johann Colonna, Dominicaner Mönch und Erzbischof von Messina, und Guido Colonna.

Richard von St. Germano, eine Stadt in Sicilien, war seines Amts ein Notarius. Er schrieb die Geschichte seines Vaterlandes, von dem Tode des Königs Wilhelm II. das ist, vom Jahr 1189 an, bis zum Jahr 1243. Jedermann räumt die Glaubwürdigkeit dieses Geschichtschreibers ein.

Spinelli, aus Giovenazzo in der Provinz Bari gebürtig, fieng seine Geschichte mit dem Jahr 1247 an, und verfolgte sie bis zum Jahr 1268. Er behauptet, daß er nichts geschrieben, was er nicht selbst gesehn hätte; und in der That

1 zeigt

zeigt er bey jedem Vorfall auch genau den Tag und die Stunde an. Die Fehler, die man in seinem Buch wider die Chronologie antrift, sind allein den Copisten zuzuschreiben. Dieser Geschichtschreiber hat noch ein ander Verdienst. Er war nämlich der erste von allen Italienern, der seine Geschichte in der Landessprache schrieb. Diese Sprache ist eigentlich nur der neapolitanische Dialect, der dem guten italienischen sehr unähnlich ist. Wenigstens hat Spinelli den Ruhm seinen Landsleuten gelehrt zu haben, daß die Geschichtschreiber nicht verbunden wären, lateinisch zu schreiben.

Ohngeachtet dieses guten Beyspiels aber folgten die Sicilianer, Jansilla und Saba Malaspina dem alten Gebrauch. Jansilla schrieb die Geschichte Friedrichs II. und seiner beyden Söhne, Conrad und Manfredo, von dem Jahr 1210 bis 1258, und Saba von dem Jahr 1250 bis 1276. Der erstere ist ein Gibelline, folglich ganz auf der Seite der drey Fürsten, von denen er schreibt; der letztre aber ist ein Gelfe, ein Feind dieser Fürsten und ein grosser Anhänger der Päbste.

Bartholomeo von Neocastro, ein Rechtsgelehrter von Messina, fängt seine Geschichte mit dem Jahr 1250 an, und endigt mit 1294. Dieser Schriftsteller ist sehr aufrichtig und sehr genau.

Die griechische Sprache wurde in diesem Zeitalter sowohl als die arabische und ebräische cultivirt. Ein gleiches geschah mit der lateinischen und italienischen Poesie.

Zum Beweiß des blühenden Zustands, worin sich damals der Handel und die Kriegsmarine befand, wird Friede-

richs

richs ausserordentliche Sorgfalt für den Ackerbau und die Industrie seiner Unterthanen angeführt, die Jahrmärkte, die er gestiftet hat, seine ansehnlichen Heere, die Seemacht des Manfredo, und der ausgebreitete Handel aller Seestädte des Königreichs. Die Erfindung der Magnetnadel wurde dem Flavius Gioja, einem berühmten Steuermann von Amalfi zugeschrieben. Diejenigen, die alles im Alterthum finden wollen, geben vor, daß die Alten bereits die Eigenschaft des Magnets, sich beständig nach den Nordpol zu drehen, gekannt haben; sie können aber ihre Meynung durch kein deutliches authentisches Zeugniß beweisen, man müßte denn eine Stelle aus einem Buch: Von den Steinen, dafür annehmen, das man ehedem dem Aristoteles zuschrieb, dessen Unächtheit aber, oder wenigstens Verfälschung jetzo durchaus anerkannt ist. Plinius, der alle Erfindungen der Alten gekannt und aufgezeichnet hat, erwähnt mehreremahl des Magnets und seiner anziehenden Kraft, sagt aber kein Wort von der Eigenschaft dieses Steins, sich nach den Pol zu drehen, und folglich nichts von dessen Nutzbarkeit für die Schiffahrt. Da nun die Alten von dieser Erfindung ausgeschlossen waren, so schrieb man wieder diese Ehre den Chinesern zu, und man glaubte, daß Marco Polo, oder ein noch älterer Venetianer, den Gebrauch des Magnets aus China nach Italien gebracht habe. Ferner machten auch ausser den Amalfiern noch andere Nationen auf diese nützliche Erfindung Anspruch. Die Araber und Franzosen schrieben sich diese Ehre zu, allein die gemeine Meynung ist, daß Flavio Gioja der wirkliche Erfinder der Magnetnadel sey.

Der Zustand der Wissenschaften unter den Fürsten des schwäbischen Stammes wird hier mit folgenden Worten beschrieben:

„So glänzte also die kurze Regierung der schwäbischen „Beherrscher; so giengen die Wissenschaften unter dem Schat„ten des Lichts hervor, das Friederich verbreitete. Eine pri„vilegirte Monarchie streckt ihre Wurzeln aus, und wirft alle „Unabhängigkeit ab. Ein ganz sicilianisches Gesetzbuch mit „einer weisen Politic angefüllt, giebt dem Thron ein langes „und ruhiges Leben. Neapolis erlangt eine festgegründete „Universität. Salerno fährt fort bey den Fremden den „Ruhm ihrer medicinischen und chirurgischen Schule zu behau„pten. Die griechischen, lateinischen und arabischen Wissen„schaften blühen. Pietro de Vigni, Thadeo von Sessa, und „Rofredo von Benevento, machen der Rechtsgelahrtheit Ehre, „so wie der Abt Joachim und St. Thomas der Gottesgelahrt„heit. Die italienische Poesie entsteht aus der sicilianischen. „Der Handel wird mit Eifer getrieben. Fürchterliche Flot„ten, von der Magnetnadel unterstützt, durchstreichen kühn „die tiefsten Meere. Städte entstehn, und der Marmor „wird beseelt. Berühmte Ritter, Magistratspersonen und „Feldherren, formiren in diesem Zeitalter die Geschichte, und „nicht den Roman von der Wiederanzündung des Lichts der „Wissenschaften in einem so grossen Theil von Italien."

L.

VI. Ueber

VI.

Ueber ein Privilegium, Lateinisch zu reden.

An den Hochgebohrnen Herrn, Herrn Friedrich, Grafen zu Solms-Laubach, den 29. August, 1786.

Der erste Geburtstag, den Sie, Hochgebohrner Reichsgraf, ausserhalb Laubach feyern, könnte Ihnen vielleicht durch die Erinnerung des Orts, wo, und der Art, wie Sie ihn sonst begiengen, ein Tag der Melancholie werden, wenn nicht die Heiterkeit, und die laute Freude aller derer, die hier das Glück Ihrer Bekanntschaft geniessen, Ihr, mit jeder guten Empfindung sympathisirendes, Herz auch wider Willen zu frohen Gefühlen umstimmte. Mit Ihnen unter einem Dache, so mancher Gnade von Ihnen gewürdigt, und, wie ich gern bey jeder Gelegenheit zu beweisen wünschte, an allen Ihren Freuden theilnehmend, möchte ich gern der Vorderste in der Reihe derer seyn, die heute ihr Herz vor Ihnen ergiessen. Zwar kann ich Seyd-Mentor nicht zuvor kommen, der längst der heutigen, ungeduldig erwarteten, Morgenröthe mit Seegenswünschen wird entgegen geeilt haben. Aber, um doch nicht lang hinter ihm zurückzubleiben, ohne selbst in Ihr Schlafzimmer einzudringen, erscheint, statt meiner, auf Ihrer Toilette eine geringe Morgengabe — etwas bedrucktes Papier. Papier erröthet nicht, und die Feder ist immer geschwäziger, als der Mund; dennoch aber fürchte ich, auch durch den ausgearbei-

arbeitetesten Ausdruck die Stärke und Mannigfaltigkeit der Empfindungen nicht zu erreichen, die heute meine Brust erfüllen. Auszudrücken vermag ich nicht selbst das, was mich zunächst angeht, den Stolz, der heute meine Seele erhebt. Stolz bin ich heute, ein näherer Zuschauer von den Fortschritten eines allgemein bewunderten Jünglings zu seyn, der, über seine Jahre erhaben, und von Wißbegierde brennend, die ansehnlichen Schätze von Kenntnissen, die er zu uns brachte, zu Reichthümern erweitert; dem der Adel der Seele theurer ist, als eine Reihe erlauchter Ahnen; dessen reine Herzensgüte und Menschenliebe alle seine Bewunderer in seine Freunde verwandelt. Solte irgend ein Feddersen Ihre Jugendjahre, solte irgend ein deutscher Plutarch Ihren künftigen männlichen Wandel, dessen Ankündigung ich jetzt zu beobachten das Glück habe, andern zur Nacheifrung aufstellen, und ich erlebe es noch, es zu lesen, dann rufe ich, mit diesem Buche in der Hand, allen die Ohren haben, um zu hören, triumphirend zu: Dieser Graf war einst mein Hausgenosse! Wenn Tugend und Weisheit, denen Sie längst, ohne am Scheidewege nachzusinnen, auf gerader Strasse mit leichten Schritten zueilten, Sie mit dem Kranze bekrönen, den sie Ihnen aus ihrem Tempel entgegen bieten; dann darf auch ich mit in die Hände klatschen, und, so viel wichtigere Menschen Sie dann auch werden kennen gelernt haben, so findet mich doch vielleicht Ihr Blick, und erlaubt mir, den Umstehenden zu sagen, daß ich einst ein Zeuge Ihrer akademischen Laufbahn war. Doch genug von mir selbst! Denke ich mich heute nach Laubach hinüber, wie Sie sich schon werden hinüber gedacht haben, so fühle ich alles mit, was heute ein großmütterliches und mütterliches Herz empfindet,

pfindet, aber, wie vermag ich dies auszudrücken? Alles preißt die Durchlauchtigste Mutter seelig, daß sie die Früchte ihrer vortreflichen Erziehung täglich mehr reifen sehe, und doch, so viel Wonne ihr auch heute der Gedanke ist, der Welt in Ihnen ein Ebenbild ihres erhabnen Geistes darstellen zu können; so viel näher sie auch den Tag herbeykommen sieht, da sie die Bildung des Regenten vollendet haben wird: dünkt ihr heute doch unter allen Glückwünschungen, die ihr von allen Seiten entgegenschallen, ihr Schloß zu öde, da der Gegenstand der heutigen Feyer fern ist. Eben so versetze ich mich ganz in das Gefühl, das heute die Herzen Ihrer Unterthanen erfüllt, ob ich es gleich nicht in seiner völligen Stärke schildern kann. Frolockend denken sich alle in Ihnen eine Zierde des Solmsischen Hauses, den Urheber einer neuen und ausgebreiteten Stammtafel, den Beglücker des Landes, der einst mit der jetzigen Regierung wetteifert. — So sey denn das, was heute Mutter und Land fühlen, nur der Vorschmack der Freuden, die beyde dann geniessen, wenn alle ihre heutigen Erwartungen und Wünsche werden in die Erfüllung gegangen seyn! Die Gesundheit, die, als der eine Ihrer Schutzengel, nie von Ihrer Seite weiche, und die Unschuld, die von Kindheit an Ihre andre Seite gedeckt, geleiten Sie nun ferner unter dem Seegen des Himmels bis zum Ziel Ihrer erhabnen Bestimmung!

Der Armuth meines Ausdrucks muß ich, nach der Gewohnheit academischer Redner, dadurch einigermassen zu Hülfe kommen, daß ich diese Blätter noch mit etwas ausfülle, welches zwar mit dem heutigen Tage in gar keiner Verbindung

 steht,

steht, und das Sie auch zu lesen heute weder Lust, noch Muse haben werden, das Ihnen aber doch, wenn Sie es ein andermal zu lesen würdigen, nicht wegen meiner Ausführung, sondern vermöge Ihrer Vorliebe für alles, was auf alte Litteratur Beziehung hat, ein Paar unterhaltende Augenblicke machen wird.

Zu einer Zeit, wo so viele Erzieher uns gern von der lateinischen Sprache, als wie von einem Joche, ganz befreyen möchten, muß es für manche sehr befremdend seyn, wenn man ihnen sagt, es sey vordem eine Zeit gewesen, wo eine ganze Stadt demüthigst, wie um ein grosses Vorrecht, um die Erlaubniß nachsuchte, Latein reden zu dürfen, und diese Vergünstigung höher schätzte, als jetzt ein Landstädtchen einen bewilligten Markt, oder eine neue Bürgerfahne. Und doch kann man davon ein Beyspiel aus dem glaubhaftesten römischen Geschichtschreiber, aus dem Livius beybringen. Denn im 40. B. im 43. Kap. sagt derselbe: *) „Den Einwohnern der Stadt Cumä „(in Kampanien) ward in diesem Jahre (nach Erb. d. St. „Rom 574.) auf ihr Bitten bewilligt, daß sie in öffentlichen „Geschäften sich der lateinischen Sprache bedienen, und ihre „Ausrufer in dieser Sprache verkaufen dürften.“ — Eine bekannte Staatsmaxime ist es, daß man in einem weitläuftigen Reiche eine Einheit der mancherley Sprachen, wenigstens in öffentlichen Geschäften, zu befördern sucht, um dadurch allmählich auch eine Eintracht der Sitten und der Denkart

zu

*) Cumanis eo anno petentibus permissum, vt publice Latine loquerentur, & praeconibus Latine vendendi ius esset.

zu bewirken. So sucht Kayser Joseph allmählig seine Ungarn und Böhmen und Pohlen zur deutschen Sprache zu gewöhnen, und bey den pohlnischen Regimentern des Königs von Preussen wird deutsch commandirt. Wilhelm der Eroberer, als er die ganze Verfassung von England umschuf, beschloß auch, wie Hume erzählt, die altenglische Sprache abzuschaffen, und befahl, daß die Jugend in allen Schulen des Reichs in der französischen Sprache unterrichtet werden solte. Welche Nation in einer, aus Völkern von mancherley Zungen zusammengesetzten, Monarchie die herrschende gewesen, würde sich in Ermangelung andrer Beweise schon aus derjenigen Sprache darthun lassen, welche über die andern die Obergewalt behauptet, und, wenn jener Satz aus Gatterer's historischer Logic: Völker die einerley, oder sehr verwandte Sprachen reden, gehören zu einem und eben demselben Völkerstamme, minder Zweifeln unterworfen wäre, als er wirklich ist, so könnte einst wohl noch ein Hofdeducent die Rechtmässigkeit einer Besitznehmung durch ein von der Gleichheit der Sprache entlehntes Argument beschönigen. Welch' ein Staatskörper müßte Deutschland seyn, wenn alle Völker zu ihm gehörten, welche Deutsch reden, oder geredet haben! — Ganz andre Grundsätze befolgten die Römer, und unter die Mittel, wodurch dieses weise Volk seinen Eroberungen Dauer gab, gehörte auch dieses, daß sie die Annahme der Sprache der Zeit überliessen, daß sie meynten, wenn die Herzen gewonnen wären, würde es sich mit der Sprache von selbst geben. Ueberhaupt pflegten sie eine Provinz, wenn sie sich nicht zu hartnäckig gewehrt, wenigstens fürs erste, und dem äussern Schein nach, bey ihrer ehemaligen Verfassung zu lassen, weil sie wohl

 wußten,

wußten, daß man sich nur allmählig an eine neue Herrschaft gewöhnt. Virgil hat ihre Politik in jenem bekannten Verse geschildert:

Parcere subiectis & debellare superbos.

Ihre Sprache und Sitten breiteten sie nicht durch Edicte in fremden Ländern aus, sondern wußten sie durch allerley Mittel so beliebt zu machen, daß man sie willig und gern von selbst annahm. Vornemlich diente dazu die Colonisirung, die nicht blos Gränzfestungen, sondern hauptsächlich auch die Absicht hatte, wilde Völker zu policiren, und sie mit der römischen Denkungsart vertrauter zu machen. Mehr, als die Waffen des Tiberius und Drusus vermochten über das alte Deutschland die Kolonien, welche die Römer in demselben anlegten. So sagt Strabo von der Augusta Treuirorum oder Trier ausdrücklich, daß die dort herum sich aufhaltenden Gallier und Deutsche gröstentheils römische Tracht, Sprache und Lebensart angenommen, ja selbst das römische Bürgerrecht erlangt hätten. Jenes Gallien und Spanien, das erst Cäsar und August nach hartnäckiger Gegenwehr völlig unter römische Herrschaft brachten, wurden bald so naturalisirt, daß die römische Litteratur hier in der Folge fast mit mehr Eifer, als in Rom selbst, betrieben ward, und sich noch daselbst in Flor erhielt, nachdem sie in Rom längst untergegangen war. Auch sahen es die Römer wohl ein, daß sie es nicht nöthig hätten, durch Gesetze ihre Sprache den incorporirten Völkern anzubefehlen. Gegen zehn Beyspiele, daß die Sieger die Sprache der Besiegten, und ihre Sitten, wie z. B. die Mogolen in China, ganz angenommen, giebt es deren hundert, wo die Eroberten ihre Sprache mit der Sprache der Eroberer, ungezwungen, vertauscht haben.

haben. Alexander's Siege verbreiteten die griechische Litteratur durch den Orient, ohne daß er, oder seine Nachfolger dazu jemals Verordnungen und Zwangsmittel nöthig gehabt hätten; die Begierde, sich den Herrschern gefällig zu machen, das Verlangen, von ihnen zu Staatswürden erhoben zu werden, der Wetteifer, es denen, die die Uebermacht haben, in allem gleich zu thun, reizt die Besiegten, wenn sie sonst überhaupt das Joch der neuen Herrschaft gern tragen, sich ihren Regenten, wie in allem, so auch in der Sprache gleich zu stellen. Wie viel Hofsprache schon durch ihr Beyspiel würke, ist bekannt; indessen würkt diese nur zunächst auf Höflinge, und ist, wie alle Dinge bey Hof, zu vielen Veränderungen unterworfen. London hat noch nicht Deutsch, Paris noch nicht Italienisch, Wien noch nicht Spanisch mit den Muttersprachen vertauscht, obgleich die Höfe dieser Städte in gewissen Epochen jene Sprachen redeten. Aber Rom war auch in den Zeiten, von denen hier die Rede ist, mehr, als Hof, der Senat eine Versammlung von dreyhundert Königen, wie Cyneas ihn dem Pyrrhus beschrieb, und jeder römische Bürger nahm Theil an der Weltherrschaft. Anderthalb Millionen römische Bürger gaben den Ton für die ganze damahlige cultivirte Welt an, und, so wenig damahls noch durch Ennius, Cato, und Plautus ihre Sprache verfeinert war, so fieng sie doch schon, wenigstens innerhalb Italien, an, andre Sprachen zu verdrängen. Im Jahr der Stadt Rom 574, von welchem hier die Rede ist, waren die Römer nach Besiegung des Pyrrhus schon längst Meister von Italien, hatten sie die Nebenbuhlerin Carthago im zweyten punischen Kiege ganz entwafnet, hatten sie Griechenland von der Herrschaft der Macedonier befreyt, hatten sie

den stolzen Antiochus in seine alte Gränzen zurückgewiesen. Keine Macht der damahligen Welt war mehr vermögend, ihnen die Spitze zu bieten, ihr Name war aller Orten gefürchtet, aber vorzüglich in Italien, das ihre Grösse in der Nähe sah. Kein Wunder also, daß eine italienische Municipalstadt in tiefster Devotion eine Supplic überreicht, und sich nicht wenig geehrt glaubt, wenn sie die Gnade erhält, lateinisch zu sprechen. Schmeicheley mochte wohl die erste Triebfeder seyn, die die Cumaner zu diesem Schritt bewog, immer noch eine feinere Schmeicheley, als wenn in einem despotischen Staat ein Ort sich die Ehre erbittet, den kayserlichen Harem zu versorgen, oder wenn kriechende Unterthanen um noch niedrigere, oder unwichtigere Dinge, als um grosse Gnadenzeichen anhalten. Hierinnen, glaube ich einen sehr characteristischen Unterschied der alten und neuen Welt zu bemerken. Strasburg brauchte nicht um die Erlaubniß einzukommen, daß es vor Gerichten die französische Sprache einführen dürfte, es ward um diese Einführung gar nicht gefragt, aber Cumä erbittet sich die Ehre, lateinisch zu reden. Nicht, als wenn die Einwohner, ursprünglich Griechen, ihre Ursprache so verlernt gehabt hätten, daß sie zur lateinischen ihre Zuflucht nehmen müssen; nicht, als hätte sich das Latein von selbst so eingeschlichen, daß man um verstanden zu werden, *) es in öffentlichen Sachen brauchen müssen, (in diesem Fall hätte es keiner Erlaubniß bedurft) nicht, als wenn die Römer es den Cumanern an die Hand gegeben hätten, darum nachzusuchen, (denn davon sagt der Geschichtschrei-

*) So wie manche französische Colonie in Deutschland ihren französischen Prediger nicht mehr versteht.

schreiber nichts) sondern aus eignem Antrieb supplicirt Cumä um ein Privilegium, Lateinisch zu reden. Sie sahen dies also für einen grossen Vorzug an, und dieser Wahn erinnert uns an jenen weisen Grundsatz der römischen Regierung, durch Kleinigkeiten, durch den Titel eines Freundes des römischen Volks, durch eine hastam puram, das ist, einen blossen Stecken zu belohnen, und ganze Nationen in Eifersucht über solche Belohnungen zu erhalten. Vielleicht hatten schon mehrere Städte griechischen Ursprungs, von denen Italien voll war, dasselbe Recht, lateinisch zu reden, gesucht und erlangt, wenn es gleich die Geschichtschreiber nicht ausdrücklich bemerkt haben. Die Cumaner bitten aber nicht überhaupt um die Erlaubniß, lateinisch zu sprechen, sondern in öffentlichen Staatsangelegenheiten sich dieser Sprache bedienen zu dürfen. Was heißt dies anders, als sie wollen für eine lateinische Stadt angesehen seyn? Sie wollen im Senat, und vor Gericht, in Verträgen und Verordnungen lateinisch reden. Damit auch ja keine Stimme, die vor den Ohren des ganzen Volks spricht, anders, als lateinisch, ertöne, so sollen die Ausrufer, die übrigens auch von den Magistratspersonen gebraucht wurden, selbst dann, wenn sie für Privatpersonen in Versteigerungen etwas ausschreyen, sich lateinisch ausdrücken. *) Freylich setzt dies voraus, daß auch

*) Publice loqui heißt, wie Ernesti in der Clavi Cicer. und alle gute Wörterbücher das publice erklären, nicht auf öffentlicher Straße und vor jedermanns Ohren, sondern reipublicae nomine, in causis publicis sprechen, und begreift also alle Reden vor dem Volk, im Senat, und vor Gerichten, zu welchem letztern Fall auch die praecones gehören, die unter des Richters Autorität verkaufen. Natürlich folgt auch daraus,

auch die, die darauf boten, lateinisch genug verstanden, um zu wissen, was der Ausrufer sagte. Das übrigens zu Cumä auf diese Art die öffentlichen Verhandlungen eine andre, als die einheimische, Sprache bekamen, kann keinen Deutschen befremden, dessen westphälischer Friede lateinisch abgefaßt ist, und der sogar Schriften über das Staatsrecht in der französischen Sprache hat. Hippocles aus Cuma in Aeolien, und Megasthenes aus Chalcis in Euböa hatten vordem eine griechische Kolonie nach Campanien geführt, und Cumä erbaut. Daher Virgil im sechsten Buch der Aeneide von Euboicis Cumarum oris, und von einer Chalcidica arce redet, obgleich übrigens die Erbauung von Cumä erst lange Zeit nach Aeneas erfolgte. Darum sagt Livius, wenn er im Vierten B. im 44. Kap. die erste Eroberung von Cumä durch die Römer bemerkt: Quam *Graeci* tum urbem tenebant. Seit dieser Einnahme, die im Jahr Roms 328 geschah, war Cumä also nun bis 574 schon 246 Jahr ein römisches Municipium gewesen, welches auch jene Stelle des Livius

aus, daß, wenn die öffentlichen Verhandlungen niedergeschrieben wurden, man z. B. ein lateinisch abgefaßtes SCtum nicht griechisch niederschrieb, ohne daß man die Bedeutung des Worts loqui darum erweitern darf, wie Ducker den Folieta de vsu & praestantia Lat. linguae beschuldigt. Freylich hatte Folieta Unrecht, die Stelle blos von geschriebenen actis & decretis zu verstehn. Ducker aber schränkt das Privilegium gar zu arg ein, wenn er es blos von den Ausrufern versteht, welches eine gar zu unwichtige Begünstigung wäre; auch hätte dann Livius das publice loqui ganz ersparen können.

Livius B. XXIII. 31. bestätigt, wo er sagt, daß im zweyten punischen Krieg, in welchem Cumä den Römern treu blieb, dreyhundert Campanern das Municipalrecht in dieser Stadt sey ertheilt worden. Vor dem Kriege der Bundsgenossen, der erst im Jahr Roms 665 begonn, bestand das Vorrecht der Municipien, oder das *Jus italicum* blos in der Autonomie, in der Freyheit, ihre Rechte, und also auch ihre Sprache zu behalten, und in einem bestimmten Ansatz von Steuern und Kriegscontingenten. Zwar waren dergleichen Ortschaften immer besser dran, als die Präfecturen, oder gar die Ausländer, aber sie standen doch denen nach, welche das *Jus Latii* genossen, und waren noch unendlich weit vom *Jure civitatis* oder *Quiritium* entfernt, das auch nicht allen in gleichem Umfange ertheilt wurde. Lange Zeit beobachteten die Römer diese Gradation, um dadurch Treue und Ergebenheit der Völker stufenweise belohnen zu können, bis sie endlich nach den Bundgenossenkrieg einen grossen Theil des Bürgerrechts den meisten italienischen Völkerschaften mittheilen mußten, und bis Caracalla alle, die zur römischen Welt gehörten, zu Bürgern machte. Cumä also, das bisher nur im Besitz des italischen Rechts gewesen, wolte sich vermuthlich durch jenes Privilegium dem *iuri Latii* um einen Schritt nähern, entsagte einem Stücke seiner *Autonomie,* um eine Stufe höher in der Rangordnung italienischer Städte, und in der Beziehung auf Rom hinaufzurücken. Wer das *ius Latii* hatte konnte schon da urch, daß er ein Amt in seiner Heimath verwaltete, oder daß er sich zu Rom niederließ, Anspruch auf das römische Bürgerrecht erlangen. Nun glaube ich zwar nicht, daß die Cumaner schon durch den Gebrauch der lateinischen Sprache allein in den Besitz

vom

vom Lateinerrecht kamen, aber sie konnten ihn doch nun eher hoffen, als da sie noch völlig wie Griechen angesehen wurden. Sie durften sich vielleicht nun auch bey den lateinischen Ferien einfinden, die die Römer jährlich zu Alba in Gemeinschaft mit den lateinischen Völkerschaften feyerten. Unter den verbündeten Völkern (*sociis*) die nur zu einem gewissen Contingent verpflichtet waren, nennt *Livius* öfters z. E. B. XL. Cap. 18. socios Latine *nominis*, und Cap. 28. sagt er, man habe sociis atque *nomini* Latino die Stellung der Mannschaft erlassen. Vielleicht ist das Wort *nomen* für Nation mit Fleiß von ihm gebraucht worden, weil manche Lateiner hiessen, ohne es eigentlich zu seyn. Ein solches municipium Latini nominis *) wolte wohl Cumä vorläufig werden, um künftig desto eher das völlige ius Latii zu bekommen. Daß Sigonius de antiquo iure ciuit. Rom. Spanheim im orbe Romano, Panvinius de imperio Rom. Manutius de ciuitate Rom. Schwarz de iure Italico, daß die unzähligen Antiquitätensammler, daß Ducker, Drackenborch, und andre Ausleger des Livius dieses Privilegium der Cumaner entweder ganz übergehen, oder es doch nicht in seiner ganzen Wichtigkeit darstellen, kann man sich nur daher erklären, weil bey der Kürze, womit Livius, mitten unter wichtigern Dingen, davon redet, ihnen dieser Vorfall zu wenig auffiel. Dasjenige, was zwey Antiquare darüber bemerkt

*) Städte, die das ganze Lateinerrecht haben heissen Latina oppida, Latinae conditionis, Latinitate, oder Latio donata; ja ausserhalb Italien z. E. in Lusitania gab es oppida veteris Latii.

bemerkt haben, dient nicht sowohl zur Erläuterung, als zum Beyspiel, wie seltsam man vordem die alten Schriftsteller auslegte. Floridus Sabinus in den Lectionibus subseciuis will aus diesem Privilegium beweisen, daß man unter der Herrschaft der Römer allgemein Lateinisch gesprochen habe, und doch beweist es nur, daß man nach und nach in Italien allgemein Lateinisch zu sprechen angefangen. Zu keiner Zeit, selbst in Italien, geschweige in andern den Römern unterworfenen Ländern, hat die lateinische Sprache alle andre ausgeschlossen, wenn sie gleich die herrschende wurde. Lipsius de recta pronunt. Lat. linguae folgert aus dem, was den Cumanern bewilligt worden, sehr lächerlich, daß die Römer ein solches Privilegium auch wohl zuweilen abgeschlagen, da doch weiter nichts daraus folgt, als daß man es nur auf Bitten erhielt. Ducker meynt gar, einem *Municipium*, wie Cumä, hätte es nicht verweigert werden können. Ein Wunder, daß die Ausleger nicht auch bemerken, die Cumaner müßten es unentgeldlich erhalten haben, weil Livius nichts von Canzleygebühren melde.

Bewundrung verdient aber die Klugheit der Römer, die durch solche Einrichtungen das Bestreben um die Gunst Roms unterhielt, und durch solche Stufen dem Staate neue Bürger bildete! Jetzt hatten sie nicht mehr nöthig, wie unter den Königen, Rom durch unmittelbare Verpflanzungen zu bevölkern; allmählig mußten erst die Besiegten Römergeist einsaugen, ehe man sie ganz in Römer verwandelte. Bewundern muß man jenen hohen Nationalstolz, wodurch die Römer so vorzüglich zu Herrschern der Erde berufen waren, und vermöge dessen sie schon in ihre Sprache einen so hohen Werth setzten! Im

Senat

Senat ward, selbst mit fremden Gesandten, nur römisch gesprochen, und Tiber mußte sich noch entschuldigen, als ihm im Rath ein griechischer Ausdruck entwischte. Auch der Grieche mußte vor Römern durch einen Dollmetscher reden. Der Herold, der zu Corinth dem frohen Griechenland die Freyheit verkündigte, sprach römisch. Claudius entsetzte einen Richter in einer griechischen Provinz, weil er kein Römisch verstand. Wie lange her hat man uns Deutsche dagegen eines zu lauen Patriotismus für unsre Sprache beschuldigen müssen! Schon Rudolph von Habsburg mußte einem Bischof sagen, er solte sein Latein nicht mit Kaysern, sondern mit Mönchen reden, und Sigismund mußte es 1417. zu einer Reichssatzung machen, daß deutsche Reichsgeschäfte deutsch verhandelt werden solten. So wenig stolz indessen auch noch jetzt mancher Deutsche darauf ist, deutsch zu reden, so hat die verachtete deutsche Sprache dennoch ihr Haupt emporgehoben, und Klopstock hat sie mit Recht also angeredet:

Die der Fremdling nicht entweyhte (Teutonien erlag
Nur Siegern, unerobert!) o freyere dich
  Wagte der Geschreckten Fessel nicht
  Zu fesseln! Die Adler entflohn, und du bliebst,

Die du warst! An dem Rhodan klirret sie noch laut
Die Kette des Eroberers, laut am Iber!
  Also, o Britanne, schallt dir noch
  Der Angel und Sachse mit herrschendem Geklirr!

Schmid.

VII.

VII.

Zuruf an Deutschlands Dichter.

O zersprengt, ihr Barden! zersprengt das Silber,
welches das Lob eurer Fürsten getönt!
und schmettert in Trümmer den Buchas,
dessen Wölbung mit erschollen!

Denn die Thronen Deutschlands verschmähn Gesänge.
Pfeifengequick, Paucken- Trommelgeroll,
der Ketten, der Peitschen Getös,
und das Brüllen der Gepeitschten

ist den Landesvätern allein Music. Zwar
neigen sie auch, Glücklichmachens nun müd,
ihr hohes Paar Ohren herab,
zu den Trillern der Entmannten,

zu der fingerhabenden Stimme fremder
Dirnen, geschickt in der Zunge des Pabstes,
neunfältigen Unsinn mit Art
herzugurgeln, herzugaukeln!

Viel zu dumpf, ein ewiges Lied zu schätzen,
regnen sie Gunst, Gold und Ehr' auf das schnell ver-
hallende Kütlichen, die Luft
mit der Kehle zu erschüttern!

Muß nicht Ramlers, Bürgers Talent schulmeistern,
nur daß es eß? Ach, der Karschin! sie darbt!
und Klopstock, daß der nicht auch darbt,
hat der Däne groß gesorget!

Doch der Deutsche größer: denn ein Herzogthum
hat sich erkauft Kasparelle; gebaut
Quadagni sich einen Pallast.
Jabrieli und die Mara

in Juwelen ein sich genäht! Und solche
preißt ihr denn doch, Barden! solche denn doch?
und spannet die Segel des Liedes
an den Wimpel bis empor auf?

Weder Maro strich, noch Horaz des Schmeichels
Saiten so grob: ob August und Mäcen
die Dichter gleich anders geehrt,
als ein heutger Cancelist euch!

O so fühlet, fühlet doch die Schmach als Männer,
hat gleich die Noth euch den Künstler gestümpft!
Schreibt Noten, schreibt Noten! nur, o!
Midas Enkel nicht mehr singen!

Lor. Leop. Haschka.

VIII.

VIII.
Ein guter Rath in den Wind.

Legst du, König! des Nachts die Kron' ab, frage
sonder Heuchel dich selbst: Wenn ich dem Volke,
das mich krönte, die Krone
morgen zurück geben müßte;

Wär' ich, triebe mich nun der Schwall der Menge
unerhöhet daher auf breitem Strohme,
wär' an Kopf ich und Herzen
besser, denn meines Volkes Schlechtester?

Und antwortet dir dein Gewissen diese
Frage redlich mit Nein: thu' deines ganzen
Lebens einzige gute
Handlung, und steig' vom Thron' herunter!

O! Wie stünden oft leer Europa's Thronen,
wenn die Könige nur zu einer einzigen
guten Handlung in ihrem
Leben bewogen werden könnten!

Lor. Leop. Haschka.

IX.

Dank und Bitte.

Du, die mein Alles ist und der ich Etwas bin,
Nimm meinen heissen Dank für deine Locke hin.
Dies Kleinod bleibet mein, und böth' auch Stambuls Kayser
Mir all sein Gold dafür und seine Mädchenhäuser.
Doch ist dir auch der Lieb' Ungnügsamkeit bekannt.
Wer ihr den Finger giebt, dem greift sie nach der Hand.
Drum laß mich immerhin noch Eine Bitte wagen.
Du darfst, bey Cypripor! darfst sie mir nicht versagen.
Dein Haar kam von dem Haupt; in diesem hat der Witz,
In diesem der Verstand, der Wille, seinen Sitz;
Doch was ist Witz, Verstand und Wille, wenn dagegen
In süsser Trunkenheit wir Lieb' und Wollust wägen.
O! gieb mir auch ein Haar, das auf dem Boden sprießt,
In dem der Liebe Sitz, der Sitz der Wollust ist.
Ach! einem Reichern ward der schöne Grund beschieden!
Doch ich, ich armer Mann bin mit der Frucht zufrieden.

Alxinger.

X. Neue

X.

Neue Acte in Virginen, die Religionsfreyheit betreffend.

Kein Beytrag zur Toleranzgeschichte, sondern etwas mehr.

Die folgende Acte, die in der Assemblee von Virginien im Anfange des Jahres 1786 gemacht wurde, liefert uns ein ausserordentliches Beyspiel von Gesetzgebung, Weisheit und Großmuth von Seiten der Gewalthaber. Dies Gesetz muß allen Freunden der Religion und Denkfreyheit überhaupt sehr angenehm seyn. Wenn die Grundsätze, die es erzeugten, von allen Regierungen wohl beherzigt worden wären, so würde der Dämon der Verfolgungen nie existirt haben; denn, wenn man die Nachforschungen nicht aufgemuntert hätte, würden Wahrheit und Vernunft sich ohne Hülle haben zeigen können, und die meisten Uebel, die die Welt verheert, und die frühere Ausbildung der Geisteskräfte verhindert haben, würden nie geschehen seyn. Hier ist diese merkwürdige Acte:

„Da wir überzeugt sind, daß der allmächtige Gott den „Geist des Menschen frey erschaffen hat, und daß alle Versuche „ihn durch zeitliche Strafen, oder durch aufgelegte Lasten, „oder durch Unfähigkeitserklärungen im gemeinen Leben, eine „Richtung zu geben, bloß dienen, Heucheley und Falschheit

„zu erzeugen, und dieses überdem eine Abweichung von dem „Plan ist, den der heilige Urheber unserer Religion entworfen hat, welcher, ob er gleich Herr sowohl des Leibes als „des Geistes war, nicht verlangte, daß diese Religion durch „Gewaltthätigkeiten weder an einem noch an dem andern fortgepflanzt werden solte. Wir sind ferner überzeugt, daß die „gottlose Präsumtion der Gesetzgeber und Herrscher, sowohl „weltliche als geistliche,“ (welche, ob sie gleich selbst nur fehlbare und uninspirirte Menschen waren, dennoch die Herrschaft über den Glauben anderer Menschen sich anmaßten, ihre eigene Meynungen und Denkungsarten ganz allein für wahr und unfehlbar hielten, und sich bemühten, sie so auch andern einzupfropfen,) „haben falsche Religionen gegründet und unterhalten, und zwar über den größten Theil der Welt, und „durch alle Zeitalter. Wir sind überzeugt, daß die Methode „einen Menschen zu zwingen, Geldbeyträge zu Fortpflanzungen von Meynungen zu geben, welche er nicht glaubt, sündhaft und tyrannisch ist; daß sogar die Methode einen Menschen zu zwingen, diesen oder jenen Lehrer von seiner eigenen „Religion durch Geld zu unterstützen, nichts anders ist, als „ihm die angenehme Freyheit zu entziehn, seine Contributionen demjenigen selbsterwählten Pastor zu geben, dessen moralisches Leben er wünschen würde zu seinem Muster zu „machen, und dessen Beredsamkeit ihn am überzeugendsten auf „den Weg der Rechtschaffenheit führet. Man entzieht „dadurch den geistlichen Lehrern jene zeitliche Belohnungen, „die, da sie eine Approbation ihres persönlichen Betragens „sind, zu einer verstärkten Aufmunterung dienen, eifrig und „unermüdet für den Unterricht des Menschengeschlechts zu „arbeiten.

„arbeiten. Wir wissen, daß unsere bürgerlichen Rechte mit „unsern Religionsmeynungen nicht mehr zusammenhängen, als „mit unsern Meynungen in der Physic und Geometrie; daß „daher der schändliche Gebrauch einem Bürger gleichsam des „öffentlichen Zutrauens für unwürdig zu erklären, indem man „ihn als unfähig aufstellt, Ehrenämter und einträgliche Stellen „zu bekleiden, wenn er nicht von dieser oder jener Religions- „meynung ist, oder dieser und jener Religion entsagt; daß die- „ses nichts anders ist, als ihm freventlich diejenigen Privilegien „und Vortheile zu rauben, die er als ein natürliches Recht mit „seinen Mitbürgern gemein hat. Dieser Gebrauch dient „gleichfalls die Grundsätze selbst der Religion zu verderben, die „man aufmuntern will, indem man durch ein Monopolium „von weltlichen Ehren und Belohnungen diejenigen besticht, „die geneigt sind wenigstens äusserlich dieser herrschenden Reli- „gion anzuhängen. Man kann daher sagen, daß obgleich die- „jenigen ein Verbrechen begehn, die solche Versuchungen nicht „ausschlagen, dennoch diejenigen nicht unschuldig sind, die sie „dazu anreizen. Wir sind überzeugt, daß es eine gefährliche „Sache sey der Civilobrigkeit zu verstatten, mit ihrer Gewalt „in das Feld der Meynungen einzudringen, und dieser oder „jener Religionslehre Hindernisse zu ihrer Ausbreitung in Weg „zu legen, in der Voraussetzung von den daraus entstehenden „üblen Folgen; eine gefährliche Anmassung, die auf einmal „alle Religionsfreyheit vernichtet, weil die obrigkeitli- „che Person als Richter von jenen Folgen seine eige- „ne Meynungen zum Maaßstab des Urtheils machen, „und die Grundsätze und Gesinnungen anderer, entwe- „der genehmigen, oder verdammen wird, bloß nachdem

„sie mit den seinigen übereinstimmen, oder davon ab-
„weichen.“

„Wir halten dafür, daß es Zeit genug sey, um den red-
„lichen Entzweck der Civilregierung zu erfüllen, daß die obrig-
„keitlichen Personen sich ins Mittel schlagen, wenn Grund-
„sätze an den Tag kommen, und durch öffentliche Handlungen
„anschaulich gemacht werden, die den Frieden und die gute
„Ordnung stören.“

„Wir sind schlüßlich überzeugt, daß die Wahrheit groß
„ist, und allemal siegen wird, wenn sie sich selbst überlassen
„ist; sie ist der eigentliche und kräftige Antagonist des Irr-
„thums, und hat nichts bey diesen Kampf zu fürchten, es sey
„denn, daß sie durch die Dazwischenkunft der Menschen ihrer
„natürlichen Waffen beraubt wird, die in freyer Untersuchung
„und Prüfung bestehen. Der Irrthum hört auf gefährlich zu
„seyn, wenn es erlaubt ist ihn frey anzugreifen.“

„Es wird daher durch die Generalassemblee gesetzmässig
„verordnet, daß kein Mensch gezwungen werden soll, irgend
„eine Religion, gottesdienstlichen Ort, oder kirchliche Diener,
„sie mögen Namen haben wie sie wollen, zu unterstützen;
„noch soll man ihm den geringsten Zwang anthun, oder ihn
„auf irgend eine Weise weder am Leibe noch am Eigenthum
„Schaden zufügen, oder durch Abgaben belästigen, überhaupt
„soll er ganz und gar nichts wegen seiner Religionsmeynung
„oder seinem Glauben leiden. Im Gegentheil ist es der Wille
„der Generalversammlung, daß alle Menschen die Freyheit
„haben sollen, ihre Meynungen in Religionssachen öffentlich

„zu

„zu bekennen, und durch Argumente zu behaupten, und daß „dadurch auf keine Weise ihre Ansprüche auf Civilämter weder „verringert, noch vermehrt, oder überhaupt etwas damit „gemein haben sollen.“

„Und obgleich wir wohl wissen, daß die Assemblee, die „von dem Volk bloß für die gewöhnlichen Gegenstände der „Gesetzgebung erwählt worden ist, keine Macht hat, den Ge„setzen nachfolgender Assembleen Einhalt zu thun, da solche „mit eben so viel Macht versehen sind, wie die unsrige; und „daß daher, wenn wir diese Acte unwiderruflich erklären wol„ten, es gesetzmässig ohne Wirkung seyn würde, dennoch „haben wir die Freyheit öffentlich zu erklären, und thun es „auch hiemit, daß die hier aufgestellte Rechte, die natürlichen „Rechte des Menschengeschlechts sind; und daß, wenn ins „künftige je eine Acte gemacht werden solte, die gegenwärtige „zu widerrufen, oder ihre Wirkung einzuschränken, eine solche „Acte eine Verletzung der natürlichen Rechte seyn wird.“

XI.
Grosse Sammlung englischer Gedichte.

Vielen Lesern dieses Journals, die Freunde der englischen Litteratur sind, dürfte zwar die Existenz der Auswahl englischer Gedichte, die der Herr von Retzer in Wien herausgegeben, bekannt seyn, ohne jedoch je dieses nützliche Werk gesehn zu haben. So sehr es auch verdiente verbreitet zu werden, so ist dieses doch nur mit Einschränkung wegen der Hindernisse geschehn, die dem Buchhandel zwischen den österreichischen Staaten und dem übrigen Deutschlande im Wege stehn; Hindernisse, die um so viel sonderbarer sind, da sie zu einer Zeit statt finden, wo alles was in den kayserlichen Erbländern nur lallen kann, von Aufklärung schwatzt, wo so wohl Edle, als Unedle Buchkrämer, Buchdrucker und Buchbinder mit Büchern zügellosen Unfug treiben, und die Werke des Geistes auswärtiger Gelehrten wie Strandgüter betrachten; ein Unfug der aus übelverstandenen, sehr unaufgeklärten, Finanzgrundsätzen nicht allein geduldet, sondern sogar beschützt wird.

Herr v. Retzer hat sich bey dieser Collection um Monotonie zu vermeiden, weder an die chronologische Ordnung der Dichter, noch an die gewöhnliche Eintheilung der Gedichte gehalten. Sein Plan war eine erhabene Ode neben einer rührenden Elegie, eine ernsthafte poetische Epistel neben einem scherzhaften Briefe oder witzigen Epigramm, eine lehrreiche Fabel neben einen fröhlichen Liede, kurz Milton neben Butler und

Young neben Rochester zu stellen. Die Sammlung solte nicht einem nach der genauesten Symmetrie geordneten französischen Garten, sondern einem englischen gleichen, und die hin und wieder zerstreuten altenglischen Gedichte die Stelle der Ruinen ersetzen. Dieser Plan ist auch in 4 sauber und correct gedruckten Octavbänden glücklich ausgeführet worden, wozu dem Herrn v. N. seine zahlreiche und auserlesene Bibliothec, worin man die Werke aller nur einigermassen berühmten brittischen Dichter findet, die Hand bot.

Die Sammlung ist dem würdigen Hofrath von Born zugeeignet, und enthält 595 Gedichte aus folgenden mehr oder weniger bekannten Dichtern: Addison, Aikin, Akenside, Atterbury, Bischof von Rochester, Bath, Beatie, Booth, Scheffield, Duke of Bukingham, Burney, Butler, Carew, Miß Cartwright, Carl I. König von England, Chesterfield, Collins, Congreve, Cooper, Cowley, Cunningham, Dorset, Duke, Dryden, Evans, Garrik, Garth, Gay, Goldsmith, Granville, Lord Lansdowne, Miß Greville, Hamilton, Hammond, Hill, Hughes, Johnson, Ben-Jonson, Kenrik, Miß Knight, Lloyd, Lylie, Littleton, Milton, Marie Wortley Montague, Moore, Nugent, Otway, Parnell, Philips, Pope, Prior, Ramsay, Rochester, Roscommon, Elisabeth Rowe, Schomberg, Scott, Sedley, Shakespeare, Shenstone, Stepney, Stevens, Strafford, Sukling, Swift, Miß Taylor, Thomson, Voltaire, Waller, Walsh, Wharton, Hanburg Williams, Wolseley, Yonge, Young, und andern.

Alle

Alle Liebhaber der englischen Litteratur werden dem Hrn. von Retzer für diese mühsame Unternehmung danken, und deren Fortsetzung wünschen.

v. A.

XII.

Nachricht von der mit allerhöchstem k. k. Privilegium neuerrichteten Edel von Kurzbeck= Mansfeld= und Cottaischen Letterngiesserey.

Es ist bekannt, daß der Schriftkasten, den John Basquervill in London, Didot in Paris, Ibara in Spanien (Künstler, deren Namen in ihrer Classe unsterblich werden) besitzen, das Vollkommenste ist, was die Buchdruckerey aufzuweisen hat.

Mein Plan war nicht allein, alles, was diese bewunderte Künstler an lateinischen Lettern erzeugt haben, in die von mir errichtete Giesserey zu erhalten, sondern sie auch mit den schönsten deutschen und orientalischen Lettern zu vermehren.

Ob es mir gelungen ist, diese Schönheit an Lettern, worauf England, Frankreich, Spanien, Deutschland, und Florenz, besonders auf die Mediceisch= orientalischen, so stolz ist, zu erreichen, überlasse ich der Beurtheilung der Kenner: an Fleiß und nahmhaften Kosten zum mindesten habe ich es nicht mangeln lassen, dieses mit so vielen Beschwer-

den

den und fast unübersteiglichen Hindernissen verbundene Geschäft herzustellen, und meinem Vaterlande für das durch 30 Jahre mir geschenkte Vertrauen und Unterstützung ein Andenken zurück zu lassen.

Um dieses dem Vaterlande so nützliche Werk theils in seiner wirklich bestehenden Schönheit zu erhalten, theils zu noch grösserer Vollkommenheit, durch Verbesserung der deutschen Lettern zu bringen, habe ich den in seiner Kupferstecherkunst bereits rühmlich bekannten Herrn Johann Ernst Mansfeld, und Hrn. Fr. Cotta, herzogl. würtembergischen Hofbuchdrucker, der mir die Matrizen seiner herrlichen deutschen Letterngiesserey käuflich überlassen hat, in Compagnie genommen. Durch Hrn. Mansfeld sind diejenigen Gattungen der Basquervillischen Matrizen, wovon man einige beynahe für keinen Preis und durch keine Spekulation zu erhalten im Stande war, besonders aber die vortreflichen und von jedem Kenner so sehr bewunderten Didotischen, so vollkommen nachgeschnitten worden, daß sie die Originale selbst, wo nicht übertreffen, doch an Schönheit, wie man uns ohne Schmeicheley versichert, zuverlässig erreichen.

Da es aber bey einer Letterngiesserey hauptsächlich auf das Materiale und die genaue Zurichtung ankömmt, so habe ich die geschicktesten Künstler aus holländischen, leipziger, braunschweiger und studtgarter Giessereyen, unter annehmlichen Bedingnissen hieher kommen lassen, von deren Kunst die bereits gedruckten Proben das Publicum anschauend überzeugen können.

Die angenehmste Belohnung für mich bey diesem so mühsam gewagten Unternehmen wird der Beyfall desjenigen Pu-

blikum

blikum seyn, für dessen Nutzen ich mich von je her nach allen Kräften zu verwenden bestrebet habe.

Die vollständige Letternprobe kann bey Herrn Mansfeld, oder in meiner Buchhandlung in der untern Breunerstrasse nach Belieben eingesehen werden. Wien, den 1sten Sept. 1786.

Joseph Edler von Kurzbeck,
k. k. Hofbuchdrucker, Groß- und Buchhändler.

Wer sich mit diesen Lettern zu versehen Belieben trägt, darf die billigsten Preise erwarten, und hat sich der Bestellung wegen an den Herrn Joh. Ernst Mansfeld, der diese Giesserey dirigirt, unter folgender Addresse zu wenden:

An die Edel von Kurzbeck- Mansfeld- und Cottaische k. k. privilegirte Letterngiesserey-Compagnie in Wien, in der Josephstadt im Graf Anderlischen Garten, der Piaristenkirche gegen über. No. 111.

Biographien der römischen Kaiser von J. Cäsar, bis Joseph II.

Die Veranlassung zu diesem Werke war, daß ich bisher noch keine Biographien oder Lebensbeschreibungen der römischen Kaiser in einer ununterbrochen fortlaufenden Reihe in deutscher Sprache vorgefunden habe. Von manchen Kaisern haben wir wohl ziemlich weitläuftige Geschichten, von anderen aber gar keine; und jene, die das Leben verschiedener Kaiser beschrieben, haben ihre Geschichte fast durchgehends mit vieler Partheylichkeit und mit schändlichen Unwahrheiten angefüllt.

Dies zeigt sich besonders von der Regierung Constantins des I. bis in die späteren Zeiten, hauptsächlich in den Handlungen der Kaiser mit den römischen Bischöfen. Einige sind mit Schmeicheleyen und Lobreden verschwenderisch gewesen, andere haben Gift und Galle ausgeschüttet. Einige haben daraus ihr Werk gemacht, daß sie die gottlosen Kaiser gelobet, andere aber haben die beßten zu beschmizzen gesucht. Man darf nur einen Blick in ihre Schriften thun, um daraus überzeugt zu werden, daß die Erforschung der Wahrheit nicht ihre Sache gewesen.

Dies sind die Gründe, die mich bewogen, weil ohnehin das Studium der Geschichte schon viele Jahre her meine Lieblingsbeschäftigung war, diese Biographien herauszugeben. Sie dürften auch deswegen izt besonders willkommen seyn, da sie ein wo nicht nothwendiges doch gewiß sehr nützliches Gegenstück zu den von den gelehrten Herrn Prof. **Hoffmann** neu herausgegebenen **Leben der Päbste** sind.

Der Raum gestattet es nicht, eine weitläuftigere Nachricht von diesen Biographien und der Methode, welcher ich mich dabey bedienet habe, zu ertheilen; ich kann also indessen nur so viel sagen: daß hierinn nicht nur eine getreue Nachricht von dem Leben und den Handlungen der Kaiser, sondern auch von den merkwürdigsten Staats- Kriegs- und kirchlichen Begebenheiten, enthalten ist.

Ich bin bemühet gewesen, alle Partheylichkeit zu vermeiden, und alle Anstösse zu verhütene. Ich habe nichts geschrieben, wavon ich nicht hinlängliche Gewährleistung vor mir hatte, und diese habe ich getreulich angezeiget, damit der Leser von der unverfälschten Aufrichtigkeit überzeugt werden möge.

Aus dieser Ursache zweifle ich nicht, daß dieses Werk eine gute Aufnahme finden werde, ich verstehe dadurch eine solche Aufnahme, die man der Wahrheit schuldig ist.

Mit IV Bänden in 8., deren jeder beyläufig 36 Bogen stark ist, wird diese Geschichte geendet. Das ganze Werk wird mit neuen Lettern von der Ciceroschrift gedruckt, und auf die Correcturen all möglicher Fleiß verwendet werden. Weil ich aber die Herausgabe dieses Werkes selbst übernommen habe, wähle ich den Weg der Pränumeration. Der Pränumerationspreis ist 1 fl. 8 kr. conv. der Ladenpreis aber 1 fl. 48 kr. Der erste Band wird zur nächsten Michaelismesse erscheinen, und mit den folgenden Bänden von 2 zu 2 Monaten fortgefahren werden. Die Liebhaber werden höflichst ersucht, sich frühzeitig zu melden, damit die Auflage darnach bestimmet werden möge. Die Namen der Titl. Pränumeranten werden dem Werke, wenn sie selbes nicht ausdrücklich verbiethen, beygedruckt.

In Wien wird bey Herrn Rudolph Gräffer, Buchhändler am Schulhof gegen Behändigung eines Scheins Pränumeration angenommen; die Auswärtigen belieben sich an die ihnen nächstgelegenen Herren Buchhändler zu wenden, welche ich hiemit um die Mühe des Einsammelns ergebenst ersuche, und für 10 Exemplare das eilfte unentgeltlich verspreche.

Der Verfasser.

Ich bin entschlossen, eine Englische periodische Schrift herauszugeben, die allen Deutschen, die nur mit der Englischen Sprache bekannt sind, willkommen seyn muß. Es erscheinen, wie man weiß, wöchentlich in der einzigen Stadt London eine große Menge Zeitungen, davon jede Gattung etwas Characteristisches hat. Dieses Auszeichnende in Nachrichten von öffentlichen und privat Vorfällen, Bemerkungen, Bizarrerien, Anecdoten, sonderbaren Briefen und wunderlichen Avertissements, desgleichen Parlamentsreden, Bonmots, Epigrammen, fliegenden Poesien, kurz alles, was die Englischen Zeitungen so anziehend macht, soll in den hier angekündigten Blättern, entweder in Bruchstücken, oder ganz, nach Beschaffenheit der Gegenstände und des Interesse, und zwar mit den eigenen Worten der Englischen Paragraphenschreiber, gleich nach der Erscheinung in England geliefert, und gehörig geordnet werden. Man wird dabey das Deutsche Publicum nicht aus den Augen verlieren, und daher alles weglassen, was zu local, desgleichen was nur für einzelne Stände allein geschrieben ist, als Schiffsnachrichten, Getreidepreise, Anzeigen von Todesfällen, Auctionen, u. s. w. dagegen wird man die den sittlichen Menschen betreffende sonderbaren Begebenheiten, die in dieser an Originalen so fruchtbaren Insel sich fast täglich ereignen, desto ausführlicher berühren. Ich getraue mir, vermittelst dieser mit der größten Sorgfalt zusammengetragenen Zeitungsmaterien eine überaus interessante Lectüre allen denen zu versprechen, die Englisch verstehn, zu welcher Klasse von Lesern sie auch immer gehören mögen; weil nicht allein für den Politiker und Statistiker, sonderrn auch für den Philosophen, den Litterator, den Künstler u. s. w. gesorgt werden wird; ja selbst für diejenigen, die erst jetzo die Englische Sprache lernen, soll dieses Werk ein sehr nützliches Handbuch werden; zugleich wird man die neuen Englischen Bücher gleich nach der Erscheinung, oft auch vorher, wenn sie noch unter der Presse sind, anzeigen, und wem der Inhalt ausserordentlich ist, auch etwas davon melden. Da, wo zu näherer Kenntniß der Dinge Erläuterungen erforderlich sind, sollen Noten in Deutscher Sprache von mir beygefügt werden. Mein Endzweck ist, diese Schrift über den gewöhnlichen Rang eines Zeitungsblatts zu erheben, damit sie auch nach Jahren noch als ein brauchbares Buch betrachtet werden könne. Zu einer solchen Unternehmung ist kein Ort in Deutschland so bequem als Hamburg, wegen der großen Verbindung dieser Stadt mit England, und der frühen Nachrichten, die man hier aus dieser Insel erhält.

Da die Englische Sprache jetzt so sehr in Deutschland cultivirt wird, und man anfängt, mit der Characteristik Englands näher bekannt zu werden, so wünsche ich, das meinige hiezu beyzutragen, und werde daher den Anfang mit diesem Werk machen, sobald ich nur durch eine hinreichende Anzahl Subscribenten für die Entschädigung des großen Aufwands gesichert bin, der zu einer so ungeheuren Sammlung von Englischen Blättern in groß Folio gehört. Ist diese Anzahl bis Ende des März 1787 vollständig, so sollen mit Anfang des Aprils von diesem Werk wöchentlich 2 Stücke, jedes zu einem Bogen, in groß Octavformat, auf gutem Schreibpapier sauber und correct gedruckt, unter dem Titel: The British Mercury, erscheinen, so daß vierteljährig 26 Bogen einen Octavband ausmachen werden. Hiezu kommt ein Titelblatt, und am Ende des Jahrs ein Register. Der Preis des Jahrgangs ist in Hamburg sechs Rthlr. Hamburger Courant, ausserhalb aber sieben Rthlr., den Louisd'or zu 5 Rthlr. gerechnet. Die Subscribenten, die wöchentlich bedient seyn wollen, wenden sich deshalb an die resp. Postämter ihrer Wohnörter, die hiemit ersucht werden, die Subscription gefälligst anzunehmen, und davon die nöthige Anzeige hieher zu machen. Diejenigen Interessenten aber, die sich mit einer monatlichen Spedition dieser Blätter begnügen, sollen solche regelmässig durch die Hofmannsche Buchhandlung allhier erhalten. Die Bezahlung geschieht halbjährig bey Empfang der ersten Stücke. Da aber der Anfang nicht mit dem neuen Jahre statt hat, so wird nur im April 1787 der Betrag für ein Vierteljahr, oder ein Reichsthaler und achtzehn gute Groschen, den Louisd'or zu 5 Rthlr., entrichtet, und sodann im July halbjährig mit der Bezahlung fortgefahren.

Hamburg, den 10ten November, 1786.

J. W. v. Archenholtz.

Ankündigung
einer Militärgeschichte der Feldzüge von 1745, 1746 und 1747 in den Niederlanden.

Ueber die großen Begebenheiten, deren umständliche Erzählung man hiemit dem Publikum vorzulegen gedenket, hat man bishero Nachrichten gehabt, die der Partheylichkeit nur gar zu verdächtig sind. Sie erheben himmelhoch die glücklichen Thaten des Siegers und übergehen die Ursachen, die noch außerdem militärschen Genie eines Moriz von Sachsen, gar oft die Ursache davon waren. Der Herzogl. Braunschweigische Ingenieur Oberstwachmeister von Mauvillon hat daher geglaubt, er thue dem Publikum einen Dienst, wenn er suchte, sie in ihrem wahren Lichte darzustellen. Des regierenden Fürsten von Waldeck Hochfürstl. Durchl. ein so großmüthiger als erleuchteter Beschützer aller nützlichen Unternehmungen, sind so gnädig gewesen, ihm die Mittel dazu zu verschaffen, indem Sie ihm alle die zu diesen drey Feldzügen gehörigen Papiere und Plane Ihres Durchlauchtigen Herrn Vaters dazu gegeben haben, als welcher damahls das höchste Kommando über die holländschen Truppen hatte, und während demselben so oft erleben mußte, daß seine großen Fähigkeiten, und sein Eifer für das Beste der gemeinschaftlichen Sache, fruchtlos ausgiengen. Dies ist die Grundlage, worauf sich das hier angekündigte Werk stützt. Es wird drey Theile ausmachen, nach den drey Feldzügen, die es zum Gegenstand hat. Der Erste, an dem jetzt gedruckt wird, enthält den Feldzug von 1745, bis zur Einnahme von Brüßel im Februar 1746, mit eingeschlossen. Hier ist ein Entwurf des Plans wornach die vorhandnen Materialien bearbeitet werden sollen.

Jeder Band wird zwei Abtheilungen enthalten. Die erste wird in einer mit der höchsten Treue aus den Papieren, die der Hr. Oberstwachmeister von Mauvillon in Händen hat, und aus den von französischer Seite hierüber bekannt gemachten Schriften gezogene Erzählung des Feldzuges enthalten. Man wird derselben die wichtigsten Papiere zum Beweise der angeführten Thatsachen, wenn sie dem geringsten Zweifel ausgesetzt seyn könnten, beyfügen. Die zweyte Abtheilung wird die Belagerungen abhandeln. Sie sollen nicht alle umständlich erzählt werden, sondern nur die würklich wichtigen. Am Ende jeder Abtheilung wird der Bearbeiter diesen Materialien einige Betrachtungen über die Begebenheiten, als Anmerkungen anhängen, theils um sie noch

deutlicher zuentwickeln, theils um Erläuterungen beyzufügen, die in der Erzählung selbst nicht zur statt finden konnten.

Man wird das Werk mit Charten und Plans versehen, ohne welche es sonst wenig Nutzen haben würde. Jedem Bande wird eine allgemeine Charte des ganzen Feldzugs, in Sectionen die zusammen passen, beygefügt werden. Diese Charte wird aus jener vortreflichen Charte von den österreichischen Niederlanden, welche unter Befehl des Generallieut. Grafen von Ferrari aufgenommen worden ist, gezogen werden. Alle Lager und Bewegungen der Armeen werden darinn mit möglichster Genauigkeit gezeichnet seyn. Diese allgemeine Charte wird für den ersten Theil zwölf Blätter ausmachen. Es wird sich auch noch bey diesem Bande, ein Plan von der Schlacht bey Fontenoy befinden, mit verschiedene Tekturen, um alle Bewegungen bey den Armeen dabey recht deutlich zu zeigen. Wenn man dazu noch die Plane von den Belagerungen der Stadt und der Citadell von Tournay, von der von Brüssel, von der vom Lager am Kanal in zwey Blättern, rechnet, so machen das ungefehr 20 Kupfer aus, die man auf das sauberste und genaueste wird stechen lassen.

Der Pränumerations-Preis auf jeden Band ist 4 Rthlr. in Golde. Nachher wird das Werk nicht unter einen Louisd'or der Band gegeben werden. Auf Ostern k. J. wird der erste Band erscheinen; und die andern so geschwind, als es der Vollkommenheit des Werks unbeschadet möglich seyn wird.

Die Pränumeration bleibt bis Ende January k. J. offen, und kann man sich dieserhalb an Endes unterschriebenen Verleger wenden. Berlin den 18. October 1786.

P. Bourdeaux,

Buchdrucker, in der Brüderstraße.

Allgemeine Politische Zeitung

aufs Jahr 1787.

So sehr ich mir auch schmeichelte meiner Allgemeinen Politischen Zeitung schon mit Anfange des Julius d. J. als dem Zeitpunkte ihrer Entstehung, soviel Vollkommenheit zu verschaffen, als das Zutrauen meiner nähern und entferteren Freunde erforderte, so war doch dieß Geschäft, theils in Absicht eines schadloshaldenten Debits, theils in Absicht der Erhöhung ihres innern Werthes zu weitläuftig, und mit so unerwarteten Hindernissen verknüpft, als daß ich gleich mit den ersten Monaten meinen eigenen Wünschen hätte auf eine befriedigende Art genugthun können. Aber um destomehr erfordert die gütige Aufnahme, die diese Blätter schon bisher, ohnerachtet ihrer vorerst unvermeidlichen Mängel, in nahen und entfernten Gegenden fanden, meinen und meiner Herren Mitarbeiter wärmsten Dank. Ich fühle zugleich meine doppelte Verflichtung mich aus allen Kräften zu bestreben, die Erwartung der Leser so schnell als möglich zu befriedigen, und vielleicht in einigen Stücken noch zu übertreffen.

Die bevorstehende Veränderung meines bisherigen Wohnorts — da ich mit Ende dieses Jahres dem gnädigen Rufe der Durchlauchtigsten Erhalter der Universität Jena dahin folge, ist für die Fortsetzung sowohl als für die Vervollkommung meines Zeitungsinstituts zu günstig, als daß ich nicht daher Veranlassung nehmen sollte dem Publikum sowohl von dem ununterbrochnen Fortgange dieser Zeitung, als von den wesentlichen Schritten die ich zu Erhöhung ihres Werths, und um ihr auszeichnende Vorzüge zu schaffen, gethan habe, gegenwärtige Anzeige bekannt zu machen.

Der lästige Mechanismus der Debitsache, und tausend unangenehme Zerstreuungen, auch mannichfaltige Verdrüßlichkeiten, die mit Besorgung des Drucks, Verlags und der Spedition einer Zeitung unzertrennlich verbunden sind, hinderten mich zu sehr denjenigen Theil von Arbeit für die Zeitung, den ich allein thun muß und kann, so vollständig zu vollenden, als ich es gern wünschte und wollte. Da Geschäfte dieser Art einen Schriftsteller weit mehr als einen so darinn geübten Mann aufhalten, und Mühe machen, und dennoch oft mit weniger Accuratesse ausfallen, so kann es gewiß allen meinen bisherigen Zeitungslesern nicht gleichgültig seyn, wenn ich Ihnen hiermit anzeige, daß ich mich aller dieser zeitfres=

senden Zerstreuungen entschlagen habe, und daß meine Allgemeine politische Zeitung mit Anfange des Jahres 1787. im Verlage der Maukischen Offizin in Jena herauskommt; so daß diese Druck, Verlag und die ganze Expedition davon allein besorgt.

Eifrige Benutzung meiner größeren Musse, die ich hierdurch gewinne, auch promtere und richtigere Spedition der Zeitung sind zwey Hauptvortheile, die das Publikum schon ohne mein Erinnern von dieser Veränderung erwarten wird. Aber ich darf wohl noch etwas mehr als dieß versprechen.

Schon jezt haben mehrere unpartheyische angesehene Leser das Urtheil öffentlich wiederholt, daß seit dem ersten Julius kein Blatt erschienen ist, worinnen man nicht wenigstens einige ganz neue ungedrukte Nachrichten gefunden hätte; und mehrmalen ist die Summe von handschriftlichen interessanten Neuigkeiten so angewachsen, daß schlechterdings kein Raum zu Nachrichten aus andern gedrukten Blättern übrig blieb. Ein Beweis daß meine Herrn Mitarbeiter und ich auch bey der Menge der Hindernisse, die uns im Wege lagen, und mit jeder Einrichtung eines so weitläuftigen Geschäfts verbunden sind, nicht müßig waren unserm Zwecke näher zu kommen. Aber auch in diesem Stücke kann man mit Anfange des kommenden Jahres schon etwas Vollkommneres erwarten. In mehreren Orten sowohl in- als außerhalb Deutschland, ja selbst außerhalb der Gränzen von Europa bin ich so glüklich gewesen neue Beförderer und Freunde meines Zeitungsinstituts zu finden; verschiedene unthätige Correspondenten sind mit thätigern vertauscht, und in einigen Gegenden für ganze Landschaften Correspondenzcomptoire errichtet worden, die vielleicht die einzigen in ihrer Art seyn dürften. An andern Orten, wo die Neugierde der Leser nur eine Zeitlang etwas mehr als gewöhnliche Befriedigung verlangt, sind schon jezt Anstalten getroffen unsere Correspondenz in der Folge zu verdoppeln. Wenn ich auf solche Weise ausser einer täglichen und ausgebreiteten Correspondenz noch die Besten in- und ausländischen Hülfsquellen mit sorgfältigster Auswahl zu nutzen verspreche, so kann man wohl außer der so viel als möglich frühen Erzählung jeder Neuigkeit, auch noch in Absicht der Summe unserer Nachrichten die möglichste Vollständigkeit erwarten; denn es war bisher immer eine Hauptregel unsers Instituts nie eine Begebenheit doppelt nur mit andern Worten zu erzählen, und uns blos auf eine einfache Lieferung einzuschränken; wodurch der Leser das Factum um desto leichter übersieht, und

unsere Blätter um so viel mehr Raum für andre Neuigkeiten gewinnen.

Der Beyfall, den meine ausführliche Inhaltsanzeige auf dem Umschlage des dritten Hefts der Zeitung fand, veranlaßt mich auch in der Folge vierteljährlich eine dergl. Uebersicht zu liefern. Jährlich folgt eine Hauptübersicht nebst den nöthigen Registern, und eine aufrichtige Anzeige unserer gebrauchten handschriftlichen oder gedrukten Quellen; so daß man also mit dem Anfange des Jahres 1787 ein sicheres Verzeichniß von allen Zeitungen, Journalen und andern Blättern zu erwarten hat, die wir bey unserer Arbeit mehr oder weniger brauchbar gefunden haben.

Schon in diesem Entwurfe wird man ohne meinen Fingerzeig manches bemerken, was diese Blätter von ähnlichen auszeichnet. Aber noch mehr, hoffe ich, soll unser Institut sich den Beyfall der Leser erwerben, wenn wir bescheidene Freymüthigkeit und strenge Unpartheylichkeit zum heiligsten Gesetze unserer Zeitung machen, und hiermit die zuverläßigste Versicherung verbinden, uns niemalen niedrige Sklavensprache oder leere Declamation und nichtssagende Floskeln u. dergl. zu erlauben, die nur zu oft den gewöhnlichen Ton in manchen unserer politischen Blätter ausmachen.

Ohngeachtet Intelligenz-Nachrichten eigentlich nicht zum Plane der Allgemeinen Politischen Zeitung gehören; so soll doch, auf häufiges Verlangen eine besondere Intelligenz-Beylage, die der Leser unentgeldlich erhält, alle gerichtliche und Privat-Bekanntmachungen welche franco an die Expedition eingesandt werden, liefern. Alle eingesandte Anzeigen werden darinn um die gewöhnlichen Inseratgebühren aufgenommen, und wörtlich abgedruckt. Eben so werden wir auch unsere bisherigen Anzeigen von litterarischen Arbeiten, Musikalien, Landkarten, Prospekten und andern Kunstprodukten, in besondern Beylagen fortsetzen.

Inserate und andere Zeitungssachen werden vom 12. December dieses Jahres an, unter Addresse

An die Expedition der Allgem. Politischen Zeitung in Jena

eingeschickt, und sowohl bey dieser als bey dem Löbl. Kayserl. Reichs Postamte und Fürstl. Sächs. Postamte daselbst die Hauptbestellungen gemacht. Alle Haupt-Commissionairs, welche bisher den Debit derselben be-

fördert haben, bleiben nach wie vor in ihren Speditionen ungestöhrt. Man kann sich also deßhalb wenden an

Das Königl. Preußl. Gränz = Postamt zu Halle.
Die Churfürstl. S. Zeitungs = Expedition zu Leipzig.
Das Königl. Preuß. Ober = Postamt zu Berlin.
— — — Ober = Postamt zu Breßlau.
— — — Gränz = Postamt zu Bunzlau.
— — — Hof = Postamt zu Königsberg.
das Kaiserl. Reichs Ober = Postamt zu Erfurth.
— — — — — — zu Frankfurth a. M.
— — — — — — zu Nürnberg.
— — Reichs Postamt zu Gotha.
— — — — — zu Bremen.
— Hof = Postamt zu Kassel.
— — — — zu Hannover.
— Kaiserl. privil. Deutsche Zeit. Comptoir in Wien.

Uebrigens kann man die A. P. Zeitung auch durch alle Löbl. Pöstämter, Zeitungs = Expeditionen und Intelligenz = Comptoire postäglich, so wie durch die Buchhandlungen halbmonatlich broschirt erhalten.

Der Pränumerations Preiß eines jeden Jahrgangs von 156 Nummern ist mit Inbegriff der erwähnten Beylagen für die Intereßenten vier Rthlr. Sächßl. Conventions Geld, den alten Louisd'or zu 5 Rthlr. den Dukaten zu 2 Rthlr. 20 ggr. und den Carolin zu 6 Rthlr. 4 gr. gerechnet. Diese 4 Rthlr. werden entweder vor Ende Juny auf einmal oder in zwey Terminen bis den 20. Dec. und 20sten Junius aufs halbe Jahr voraus bezahlt. Die Pränumeranten, die sich vor Anfange des Jahres melden, erhalten die Zeitung, außer dem wohlfeilen Preiße, auf feinem weißen Druck = Papiere; diejenigen aber, so später kommen auf etwas schlechteren.

Wir machen den Lesern zugleich die Bequemlichkeit, daß sie mit jedem Quartale im Jahre antreten und wieder abgehen können; nur muß bey dem Abgehen ein volles Vierteljahr voraus aufgekündigt werden. Halle im November. 1786.

Fabri, Prof.

Neue
Litteratur und Völkerkunde.

II.
Februar. 1787.

I.
Bürgermuth und Bürgertreue,
oder
die Belagerung von Saint Jean de Lone.
Ein historisches Fragment.

Die mehresten Geschichtschreiber berühren die in mehr als einer Rücksicht merkwürdige Belagerung von Saint Jean de Lone nur obenhin, und doch verdient das heldenmüthige Betragen der edlen Bürger dieses kleinen Landstädtchens auf alle Weise bekannter zu werden. Ohne auf eine regelmässige Art in den Waffen unterrichtet zu seyn, widersetzten sie sich, in einem unbedeutenden, beynahe ganz unbefestigten Ort, mit einer Standhaftigkeit und einem Muth, der fast ohne Beyspiel ist, einer Armee von 80,000 Mann der geschicktesten und erfahrensten Krieger damaliger Zeit, und hatten noch überdem gegen innere Meuterey zu kämpfen. Die Histoire des guerres des deux Bourgognes par M. Béguillet liefert eine

umständliche Nachricht von dieser denkwürdigen Begebenheit, und aus diesem nur wenig in Deutschland bekannten Werke ist nachstehende Erzählung entlehnt worden.

Zwey Jahre waren nun beynahe schon seit dem Ausbruch jenes berühmten Krieges verflossen, der auf Antrieb des Cardinals von Richelieu (im Jahr 1634) den beyden Zweigen des Hauses Oesterreichs, in Spanien, Italien und Deutschland erklärt wurde. In der letzten Hälfte vom Jahr 1636 drangen der kayserliche General Galas und der Herzog von Lothringen an der Spitze von 80,000 Mann in das von den französischen Truppen verlassene Bourgogne ein, und diese unglückliche Landschaft sah sich in kurzer Zeit allen Greueln und Verwüstungen des Krieges ausgesetzt. Doch der sich immer mehr und mehr nähernde Winter würde bald genug allen fernern militärischen Operationen ein Ende gemacht haben, wenn nicht der General Galas gewünscht hätte, sich noch vor Anfang desselben, eines haltbaren Orts zu bemeistern, den er nicht allein zu seinem Waffenplatz machen, sondern der ihm auch im Nothfall den Rückzug decken könnte. In einem deshalb angestellten Kriegsrath wurden verschiedene Plätze in Vorschlag gebracht. Anfänglich konnte man sich nicht über die Wahl zwischen Dijon, Beaune, Saint Jean de Lone und Auxone vereinigen. Der Herzog von Lothringen wolte, daß man gerade auf Dijon losgehen solte, als den Ort, der ihnen nicht allein am nächsten läge, sondern dessen Einnahme ihnen auch den Besitz von ganz Bourgogne am besten sichern würde; aber Galas stellte dagegen vor: daß

es

es weit leichter wäre, sich des Städtchens Saint Jean de Lone zu bemächtigen. Ausserdem, sagte er, daß die Lage dieses Orts, denselben an und für sich schon zum Schlüssel von Bourgogne machte, so könnte dieses Städtchen auch in kurzer Zeit und mit wenig Kosten in gehörigen Vertheidigungsstand gesetzt, ja sogar durch die Vereinigung verschiedener nahgelegener Flüsse mit der dicht vorbeyfliessenden Saone zu einer festen, unzugänglichen Insel gemacht werden. Dieser Vorschlag erhielt durchgehends Beyfall, und die Armee marschirte nun ohne Verzug auf den bestimmten Ort los.

Saint Jean de Lone, ein kleines Städtchen im Herzogthum Bourgogne auf den Gränzen der Franche Comté, formirt ein halbes Oval von ohngefähr 1700 Schritte im Umkreis. Dieser Raum schließt 200 Häuser ein. Zur Zeit der Belagerung, von welcher hier die Rede ist, belief sich die Anzahl der Einwohner nicht höher, als auf dreyzehn bis vierzehnhundert Mann, unter welchen aber kaum 200 im Stande waren, die Waffen zu führen. Die Stadt war mit einer simpeln Mauer von Backsteinen und einem Wall von Erde 12 oder 15 Fuß breit umgeben, der von 3 Bastionen vertheidigt wurde; rund herum gieng ein ziemlich breiter von der Saone gewässerter Graben. Eben erwähnte 3 Bastionen so wohl wie der Wall waren im Grunde weiter nichts, als mit Erde angefüllte Tonnen, die man durch Pfähle unterstützt hatte. Auch hatte man bereits einen doppelten Graben zu machen angefangen, den aber zu vollenden, nicht Zeit genug übrig blieb, und überdem hatte der Ort noch 4 kleine Thürme von Holz, die nebst obengedachten 3 Bastionen die vornehmsten Festungswerke desselben ausmachten.

Ohngeachtet dieser elenden Verfassung rüsteten sich doch die Einwohner, sobald man nur die Absicht des Feindes merkte, zu einem hartnäckigen Widerstand. Der Baron Des Barres, ein reicher Edelmann, der auf seinem Schlosse in der Nachbarschaft wohnte, kam selbst mit seinem einzigen Sohn Tremont nach der Stadt; beyde voller Begierde, Beweise von ihrem Muth und ihrer Vaterlandsliebe zu geben. Zwar stellten einige Freunde diesem würdigen Greise vor: er möchte doch wenigstens seinen jungen Sohn, den einzigen Erben seines Namens und seiner ansehnlichen Güter, einer so augenscheinlichen Gefahr nicht blos stellen. Aber dieser alte brave Krieger warf einen unwilligen Blick auf diese Rathgeber und sagte: daß er gewiß seinen Degen in das Herz seines Sohnes stossen würde, woferne er wüßte, daß er auch nur im geringsten Theil an ihrem Vorschlag hätte; denn weder er, fuhr er fort, noch sein Sohn, könnten eine schönere Gelegenheit, ihrem Vaterland zu dienen finden, als wenn sie jetzt ihr Blut in der Vertheidigung einer Stadt versprützten, von deren Erhaltung die Wohlfarth von Bourgogne und das Schicksal von Frankreich sichtbarlich abhiengen. — Auch andre Edelleute, aus den umliegenden Gegenden, fanden sich mit ihren Familien in diesem Städtchen ein, und ließen all ihr Hab und Gut hineinbringen, indem sie sagten: daß sie ihr Vermögen und ihr Leben dem Glück des Krieges überlassen, und eine Stadt, die nun alles, was ihnen nur irgend theuer wäre, in sich schlösse, bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen wolten.

Die ganze in Saint Jean de Lone vorräthige Artillerie bestand nur aus 8 kleinen eisernen Canonen, und die königliche

liche Besatzung in nicht mehr als 150 Mann, den Ueberrest von 8 Compagnien, die durch die Pest bis auf dieses kleine Häufchen geschmolzen waren. Rochefort D'Ailly de Saint Point, ein Officier von anerkanntem Muth, der sich nie durch Zaghaftigkeit auf der Bahn des Ruhms hatte aufhalten lassen, commandirte sie. Zwey Tage vor der Ankunft des Feindes war dieser brave Krieger an der Pest krank geworden; ein Zufall, der alle Officiere und Soldaten in die größte Bekümmerniß stürzte. Machauld, sein Lieutenant, wankte zwischen Furcht und Pflicht; selbst diejenigen, die noch am kühnsten waren, schauderten, wenn sie einen Augenblick an die ungeheure Ueberlegenheit des Feindes dachten und erklärten ziemlich laut, daß sie bey diesen Umständen alle Gegenwehr für eine thörigte Tollkühnheit ansähen; mit einem Wort, die Krankheit ihres heldenmüthigen Anführers, der ihnen nun nicht mehr wie bisher jene edeln und herzhaften Gesinnungen einflössen konnte, verbreitete Schrecken und Zaghafhaftigkeit über jeden Officier so wohl, als gemeinen Soldaten. Die über das unedle Betragen derjenigen, die sie als ihre Beschützer ansahen, aufgebrachten Bürger, wußten anfänglich nicht wozu sie sich entschliessen solten. In der ersten Aufwallung der Verzweiflung wolten sie schon ihre ganze Wuth gegen diese Feigen kehren, aber die Hofnung, sie noch vielleicht auf eine sanftere Weise zu ihrer Pflicht zurückzuführen, erstickte jene Aufwallungen in der Geburt.

Haufenweise begaben sich nun diese guten Bürger in das Haus des kranken Commandanten, und klagten ihm, wie die Besatzung, nachdem sie versprochen, sich mit der Bürgerschaft bis aufs äusserste zu wehren, schimpflicherweise ihren Entschluß

 geändert

geändert hätte, und daß sein Lieutenant, Machauld, der feigherzigste Mensch von der Welt wäre, der seine eigene Zaghaftigkeit seinen Untergebenen mitzutheilen suchte. Der brave d'Ailly betheuerte hierauf, wie schmerzhaft es ihm wäre, daß er sich nicht an ihrer Spitze stellen könnte. Freylich, setzte er hinzu, schienen die Seuche der Pest, die Schwäche der Festungswerke und die geringe Anzahl seiner Soldaten dem Feinde einen leichten Sieg zu versichern; da aber alles dieses nicht fähig wäre, sie abzuschrecken, so sey es auch höchst billig, ihren edelmüthigen Entschluß auf das kräftigste zu unterstützen.

Sogleich ließ er seine sämtlichen Officiere zu sich kommen, und überhäufte in ihrer Gegenwart den Machauld mit Vorwürfen, daß er seine Pflicht gegen das Vaterland aus den Augen gesetzt, und es bey einer Gelegenheit an Muth habe fehlen lassen, wo er sich der Ehre, an seiner Stelle zu commandiren, hätte würdig zeigen sollen. Machauld, bestürzt über diese Anrede, antwortete: daß er noch nie seine Schuldigkeit zu thun vergessen habe; aber die mehresten Soldaten wären krank, und der kleine Ueberrest zur Gegenwehr nicht hinlänglich. Gesetzt, fuhr er fort, die Bürger wären bey diesen Umständen auch noch so entschlossen, ihr Leben als Rasende aufzuopfern, so glaube er doch, daß die Besatzung nicht verpflichtet sey, ihre Tollkühnheit zu unterstützen. Alle Officiere waren beynahe der nemlichen Meynung; sie stellten dem Commandanten vor, daß es unmöglich ein Schande seyn könne, wenn man dem Feinde ohne Schwertstreich die Thore einer Stadt öfnete, die ohne Kriegsvorrath, ohne hinlängliche Garnison, und nur mit einer elenden schwachen Mauer umgeben sey,

worin,

worin, aller Wahrscheinlichkeit nach, die erste Batterie eine solche Bresche machen müßte, daß ein ganzes Bataillon en front hinein marschiren könnte. Bey solcher Verfassung, setzten sie hinzu, würde es immer klüger gehandelt seyn, um eine ehrenvolle Capitulation anzuhalten, als sich der Wuth des Feindes blos zu stellen, der rasend über eine für ihn so beleidigende Gegenwehr, mit Feuer und Schwert sich rächen würde.

Die vornehmsten von den anwesenden Bürgern erwiederten hierauf: daß da sie die ersten wären, die das Kriegsgeschick der feindlichen Macht blos gestellt hätte, so erfordre es auch ihre Schuldigkeit, zuerst Beweise von ihrer Tapferkeit und Vaterlandsliebe an den Tag zu legen. „Solten wir unsere „Thore eröfnen — fuhren sie mit eben dem Eifer fort — so „würden alle übrigen Städte sich für berechtigt halten unserm „Beyspiel zu folgen; dahingegen eine standhafte Gegenwehr, „gesetzt auch, daß das Glück treulos an uns handelte, sie an „ihre Pflicht erinnern muß. Wir wollen nicht des Entsatzes „erwähnen, den man uns versprochen hat; mag man uns „doch immerhin uns selbst überlassen! Was ist wohl schöner, „als sich für den Dienst des Königs und für das Vaterland auf„zuopfern! Freylich ist unsre Stadt schwach und ohne gehörige „Befestigung, aber unsere Herzhaftigkeit wird uns den Man„gel der Festungswerke ersetzen. Indessen müssen wir geste„hen, daß es uns recht sehr befremdet, bey Leuten, die unter „den Waffen grau geworden sind, so wenig unsrer Standhaf„tigkeit entsprechenden Eifer zu finden.“ —

Diese Rede machte auf alle Officiere gewaltigen Eindruck; sie schwuren auf das feyerlichste diese braven Bürger

nach allen Kräften zu unterstützen. D'Ailly, dessen Krankheit den Muth seiner grossen Seele nicht hatte niederschlagen können, benützte ihren Enthusiasm', und hielt eine Rede, voll von jener militärischen Beredsamkeit, die ganz dazu gemacht ist, das Herz des Kriegers zu rühren und ihm den höchsten Grad von Abscheu für alle Schwachheit und Feigherzigkeit einzuflössen.

Indessen hatte der Feind bereits die Belagerung unternommen und die Laufgraben geöfnet. Galas, der sich schmeichelte, die Stadt mit dem ersten Sturm wegzunehmen, ließ die Garnison sowohl wie die Bürgerschaft auffordern, sich ihm auf Gnade und Ungnade zu ergeben, wobey der Trompeter noch hinzufügen mußte: man möchte ja nicht vergessen, auf morgen früh ein gutes Frühstück für den General bereit zu halten. Die Belagerten antworteten: Ihr Gast würde ihnen willkommen seyn, und sie sich bestreben, ihn auf das beste zu bewirthen. In der That kostete diese übelangebrachte Prahlerey dem kayserlichen Feldherrn eine beträchtliche Anzahl guter Soldaten.

Seit dem dritten Tage der Belagerung wurde die Stadt mit einer fürchterlichen Canonade begrüßt. Eine Menge von Bomben, *) die man von allen Seiten hereinwarf, zerschmetterte

*) Eine von diesen Bomben fiel in das Haus des braven Johann von Brazay, eines Edelmannes, der sich so wie andre seines gleichen nach Saint Jean de Lone begeben hatte, um an der Seite seiner Anverwandten zu fechten. Sein Vater, dem das Podagra im Bette zu bleiben nöthigte,

schmetterte verschiedene Häuser und erfüllte jedermann mit der angstvollsten Besorgniß. Zu bewundern ist es, daß das weibliche Geschlecht das erste war, welches sich vom Schrecken wieder erholte. Nur zwey oder drey Bürger entzogen sich während der Nacht der Gefahr. Die Häuser dieser Feigen wurden geplündert, und aller Mundvorrath, den man darinnen antraf, unter die Besatzung ausgetheilt. Eine Menge heroischer Thaten der übrigen Bürgerschaft, machten die schimpfliche Entweichung jener Feigherzigen vollkommen wieder gut. Besonders that sich der alte Baron des Barres hervor. Dieser würdige Greis, der zwar seine vorigen Jugendkräfte, aber nichts von seinem unerschütterlichen Muth verlohren hatte, ließ sich auf die Bresche tragen, wo er, in einem Armstuhl sitzend, ein Gewehr nach dem andern auf den Feind abschoß. Seine Bedienten und verschiedene Weiber und Mädchen leisteten ihm

thigte, ward durch den Lerm aufgeschreckt, und glaubte sicher, daß der Feind bereits die Stadt erstiegen hätte und die Häuser zu plündern anfienge. Voll von diesem Gedanken stand er auf; die Bombe zerschmetterte das Gewölbe und fiel bis in den Keller herab, wo sie in der Erde stecken blieb, ohne daß weder er noch seine beyden kleinen Großtöchter, die er in dem nemlichen Augenblick in seine Arme schloß, den geringsten Schaden erlitten. Von Stund an verließ er das Haus und ließ sich nach dem Wall bringen, wo er seinen Sohn fand, dem er diesen Vorfall umständlich erzählte. Dieser umarmte seinen Vater und dankte Gott von ganzem Herzen für die Rettung seiner Familie. Seit diesem Augenblick blieb der Greis beständig auf der Stadtmauer, von wo er, so viel es seine Kräfte nur erlaubten, den Feind mit beschießen half.

hiebey alle nöthige Handreichung; einige luden seine Gewehre, andre gossen Bley zu Kugeln. Sein Sohn Tremont, vollkommen eines solchen Vaters würdig und der Stadtrichter des Granges, eilten nach den gefährlichsten Oertern, um den Streitenden Muth zuzusprechen, und Kinder und Greise zur Ausbesserung der gemachten Bresche aufzumuntern.

Auch der tapfre d'Ailly wolte den Tod nicht in seinem Bette erwarten, sondern ließ sich nach der Bresche bringen, wo er seine Krieger ermahnte, ihr Leben herzhaft zu vertheidigen, weil ihnen doch weiter nichts übrig blieb, als es entweder zu verlieren, oder durch Tapferkeit es sich zu erhalten. Nur der einzige Machauld, immer voll Haß gegen die Bürger, suchte den Soldaten Furcht einzuflössen, indem er ihrem hartnäckigen Widerstande die übelsten Folgen prophezeyte. Man argwohnte sogar ein heimliches Verständniß zwischen ihm und dem Feinde. Toulorges, königlicher Sachwalter, der seine Ränke kannte und seine aufrührerischen Reden gehört hatte, gieng trotzig auf ihn zu, machte ihm die bittersten Vorwürfe, hielt ihm seine Degenspitze vor und drohte ihn niederzustossen, woferne er nicht sogleich zu seiner Pflicht zurückkehren würde. Alle Officiere und Soldaten, die Zeugen dieser muthigen That waren, überhäuften den braven Toulorges mit Lobsprüchen, und seit diesem Augenblicke wurde das gute Vernehmen, bis zu einem so hohen Grade zwischen der Besatzung und der Bürgerschaft wieder hergestellt, daß da der auf der Bresche kommandirende Officier ausser Stand gesetzt ward, seinem Posten länger vorzustehen, das Commando an seiner Stelle einstimmig dem Stadtsyndikus übertragen wurde.

Den

Den ersten Tag des Novembermonats mußten die Belagerten einen harten Hauptsturm aushalten, wobey aber doch die Gegenwehr noch weit lebhafter wie der Angrif war. Keiner von den Stürmenden, die sich nur auf der Bresche sehen liessen, kam mit dem Leben davon. Denjenigen, die sich einander hinauf zu helfen bemühten, hieb man mit Beilen die Hände ab; andre jagte man wieder mit Hellebarden zurück. Da man indessen von aussen die Lücken der Gefallenen immer leicht genug mit frischen Leuten ersetzen konnte, so würde doch durch die Dauer die Tapferkeit der Belagerten die Menge ihrer Feinde haben unterliegen müssen, wenn nicht der Weiber und Töchter der Einwohner mit einer ihrem Geschlecht sonst eben nicht eignen Kühnheit, ihre Männer und Väter unterstützt hätten. Mit Piken und Musketen bewafnet, eilten diese neuen Amazonen überall hin, wo die Gefahr am dringendsten war. Einige von ihnen geriethen sogar auf den Einfall, siedendheisses Oel und Fett auf die Stürmenden herabzu giessen. Endlich zog sich der Feind zurück. Dieser Sturm währte ganzer drey Stunden, ohne daß die Belagerten einen sehr beträchtlichen Verlust erlitten hatten, dahingegen der Feind, ohne die Verwundeten zu rechnen, mehr als fünfhundert Todte am Fuß der Mauern zurücklassen mußte.

An eben diesem Tage hatte sich der Magistrat frühmorgens auf dem Rathhause versammelt. Aus Besorgniß, daß der Muth der Einwohner doch endlich zu sinken anfangen möchte, war man eben im Begrif der Bürgerschaft einen Vorschlag zu thun, den nur die äusserste Verzweiflung den Mitgliedern des Raths eingab, als plötzlich das Signal zum Sturm die

Ver-

Versammlung auseinander zu gehen nöthigte. Indessen wurde doch diese Sache gleich den andern Tag wieder aufs neue vorgenommen und der einmüthige Schluß aller Rathspersonen war dieser: „Daß alle Einwohner durch eine förmliche und eigenhändig unterzeichnete Urkunde sich anheischig machen solten, „im Fall der Feind die Stadt erstiege, ihre Häuser und das „auf dem Rathhause befindliche Schießpulver und übrigen „Vorrath anzuzünden, und so unter den Ruinen der Stadt „mit dem Degen in der Faust zu sterben.“ *).

Ein

*) Da diese Urkunde ein ewiges Denkmahl von dem Muthe und der Vaterlandsliebe dieser edlen Bürger ist, so erfolgt solche hier nach ihrem ganzen Umfang im Original, woben weiter nichts als die alte französische Orthographie abgeändert worden ist:

„Nous Pierre Desgranges & Pierre Lapre, „Echevins & Juges ordinaires de la Ville & commune de Saint-Jean-de Lône: savoir faisons „à tous qu'il appartiendra, que ce jour d'hui 2 „Novembre 1636, environ l'heure de midi, nous „nous sommes assemblées avec les habitans cy-„aprés denommes, au corps de garde de la „porte de Saône; savoir Me. Michel de Toulorge, „Conseiller, Avocat du Roi en ce Bailliage; „Jean Pelletier, Procureur du Roi; honorables „Claude Marténe; Jean de Lettre; Jean Dumay; „Etienne Robin; François Verderet; Bénigne „de Villebichot; Philibert Michelot; Claude „Baron; Bénigne Ramaille, & Antoine Puzin, „faisant Partie des notables habitans de la dite „Ville, pour nous résoudre promptement sur le „siége

Ein so seltnes Beyspiel von ächter Bürgertreue würde von schwächeren Nachkommen vielleicht für nichts als eine Fabel

„siége qui nous a été formé, & assaut livré dès „le jour d'hier, par les armées de l'Empereur, „des Rois d'Espagne & de Hongrie, & du Duc „Charles de Lorraine; même sur ce que leur „tambour seroit entré une seconde fois dans la „Ville, il y a environ une heure, pour la sommer de se rendre, & se soumettre à leur puis-„sance & autorité: ce que faisant, sont survenus encore quelques habitans, qui ont dit que „d'autres avoient traitreusement quitté & aban-„donné la Ville: savoir, Me. Jean Morel, Eche-„vin; Louis Passard & Jean Bataillon, & d'au-„tant que le canon ennemi avoit fait bréche, bat-„toit incessament en ruine, & envoyoit continu-„ellement des grenades & des Bombes, qui pou-„voient *étonner & affoiblir le courage de quel-„ques-uns*, & que depuis le matin l'armée enne-„mie paroissoit en escadrons sur la riviére de „Saône, & qu'il y a apparence que c'est pour „nous donner un secondassaut; il étoit néces-„saire deprendre une bonne & prompte résolu-„tion, & témoigner au Roi la singuliére fidelité „que la Ville a toujours eue à son service, le „zéle & l'affection que tous les habitans doivent „avoir pour leur familles, biens, vies, hon-„neurs & conservation d'iceux: par la voix com-„mune de tous les habitans a été conclu & ré-„solu, qu'ils prêteroient de nouveau, comme „par effet ils ont présentement prêté en nos „mains, le serment de fidelité au Roi & à la ville, „décla-

bey gehalten worden seyn, wenn nicht alle Schriftsteller der damahligen Zeit die Zuverlässigkeit desselben bestätigten. Ohngeachtet

„déclarant tous vouloir courageusement exposer „leur vie aux efforts des ennemis, pour la défense de la Place contre toutes autres intelligences à ce contraires; *Même sont résolus*, *en* „*cas que par Malheur ils vinssent à être forcés*, „*de mettre le feu dans leurs maisons & aux* „*Poudres & Munitions de guerre*, *étant en la* „*maison de ville*, *afinque les Ennemis ne re-* „*couvrent aucun avantage; & en suite de ce*, „*tous mourir l'épée à la main;* & a toute extrémité, & oú il y auroit moyen de retraite, de „le faire sur le pont de Saône, & jetter, en sortant, une arcade d'icelui dans l'eau, afin d'avoir „moyen de se retirer en sureté. Et comme il „y a des principaux de la Ville, qui sont a leurs „postes, & en faction sur la muraille, a été résolu que la deliberation ci-dessus leur sera présentement montrée par le Greffier-commis, afin „de savoir s'ils y veulent adherer; en temoins „de quoi nous nous sommes soussignés avec tous „les habitans & Jean Gagnet, Greffier commis „pour le Soupçon de la maladie contagieuse „étant dans la maison de maitre Claude Nivelet, „Greffier & Secretaire ordinaire de la ville, ayant „en sa puissance le livre des déliberations par le „moyen de quoi la présente n'y peut être inserée. „*Signé* sur la minuté, Des Granges; Lapre; „Toulorge; Pelletier; Dumay; Marténe; de „Lettre; Robin; Faroux; de Villebichot; Ramaille; Pussin; Verderet; Michelot; Perrier „&

achtet der äusserst bedenklichen Lage dieser Edeln, die beynahe von allen Festungswerken entblößt, durch die Wuth der Pest bis auf zweyhundert Mann herab geschmolzen, und nur mit sechs elenden kleinen Feldstücken versehen waren, vermochte doch weder das Murren ihrer eignen mit Furcht erfüllten Garnison, noch der drohende Anblick einer fürchterlichen auf nichts als ihren Untergang bestrebten feindlichen Armee, ihren Muth zu erschüttern. Der Tod ihrer Freunde, ihre eignen Wunden, die unaufhörlichen Angriffe des Feindes, so viel Beschwerden und Arbeiten, so wohl bey Tag als bey Nacht, nichts konnte ihre Standhaftigkeit wankend machen. Ließ ja einer oder der andere Furchtsamkeit von sich blicken, so wurde er doch bald durch

„& Gagnet, Greffier. Et à l'instant par le „dite Jean Gagnet, Greffier-commis, la dite „déliberation a été montrée au sieur Jannel, Li„eutenant civil, commandant a la porte de la „tour Truchot, lequel a adhéré au susdit ser„ment, & s'est soussigné avec tous les habi„tans y etant, & sachant signer. *Signé* Jannel; „Boisot; Pierre; Dumay; Maillot; Joliclers; „Vaudray; De Nevers; Louhet; Godard; Mi„chelot; Millot; Pierre & Gagnet, Greffier. „Et à l'instant me suis transporté au lieu de la „Orêche, ou étoit Mr. Claude Poussis, Procu„reur sindic, qui a adheré à la susdite résolu„tion, & a signé sur la Brêche, avec tous les „habitans sachant le faire, & étant à la brêche. „*Signé* Poussis; Gagnet; Belot; Brocard; Mi„chel; Rougeot; Denis Garnier; Ferrand & „De Nevers."

durch die Drohung, daß man denjenigen, der zuerst von Uebergabe spräche, aufhängen lassen wolle, zu seiner Pflicht zurückgeführt. Mitten im Tumult des Gefechts, unter allem Greuel der Verwüstung, verließ sie ihre Vorsichtigkeit nie, und ohngeachtet aller seiner Kriegslisten und falschen Angriffe, fand sie der Feind immer, wo er sich nur zeigte zu seinem Empfang in Bereitschaft.

Obigen Rathschluß zufolge mußten nun die Einwohner eine Menge Stroh und andre feuerfangende Sachen in Bereitschaft halten, damit die Stadt auf das abgeredete Signal so gleich in Brand gesteckt werden konnte; eine Verrichtung, die den Weibern und Kindern aufgetragen ward. Hierauf nahm man alle nöthige Maaßregeln, um sich, wenn es sonst nur irgend möglich wäre, der Wuth des Feindes und des Feuers zu entziehen. Ein Bogen von der über die Saone gehenden Brücke wurde durchschnitten, damit man solche desto leichter hinter sich zerbrechen und dem Feinde das Nachsetzen erschweren konnte. In der Hauptstraße, die gerade nach der Bresche führte, wurde eine Art von Sprenggrube angelegt, in welcher, so bald alle Hofnung zur Erhaltung der Stadt verlohren seyn würde, der Ueberrest des Pulvers geschüttet und sodann in die Luft gesprengt werden solte. Endlich wurden auch noch alle Strassen, (einige kleine Gäßchen, durch die die Einwohner zu entschlüpfen gedachten, ausgenommen,) mit Balken nnd Pfählen verrammt, in der Absicht, daß der Feind durch so viel Hindernisse von ihrer Verfolgung abgehalten werden möchte. Alles dieses ward mit einer unglaublichen Eilfertigkeit bewerkstelligt und von Seiten der Bürger mit einer

solchen

solchen Kaltblütigkeit dabey verfahren, als ob sie alle diese fürchterlichen Anstalten bloß zum Verderben des Feindes, nicht aber zur Vernichtung ihrer eignen Häuser und Güter vorkehrten.

Während dem machte man vor der Stadt alle erforderliche Zubereitungen zu einem abermaligen Sturm, der noch mit weit mehr Wuth und Nachdruck, als der vorige unternommen werden sollte. Eine Generalsalve aus dem schweren Geschütz und kleinen Gewehr war das Signal zu demselben. Sechs Bataillons, ein jedes acht bis neunhundert Mann stark, rückten in der besten Ordnung und mit fliegenden Fahnen gegen die Bresche an. Vor ihnen zog ein Haufen Pioniers, die Planken und Faschinen zur Ausfüllung des Grabens trugen, und in ihrem Rücken marschirte zu ihrer Unterstützung ein beträchtliches Korps Reuterey in Schlachtordnung auf. Ohngeachtet des heftigen Feuers aus der Stadt wurde der Graben doch in wenig Zeit angefüllt. Sogleich kletterten zwey Bataillons, die Grenadiers an ihrer Spitze hatten, mit dem Degen in der Faust die Mauer heran, wurden aber nach einem hartnäckigen Gefecht zurückgeschlagen. Indessen ließ man sich hierdurch nicht abschrecken; frische Truppen, die der kaiserliche Generalfeldzeugmeister, Graf von Merci, selbst führte, erneuerten den Sturm mit einer solchen Wuth, daß die Bürger fast alle Hofnung zur Erhaltung der Stadt aufgaben. Nur wenig fehlte, so wäre das verabredete schreckliche Zeichen die Häuser in Brand zu stecken und das übrige Pulver anzuzünden wirklich gegeben worden. Das Klaggeschrey erfüllte die Straßen und schon war eins von den dazu bestellten Kin-

dern im Begriff eine Lunte anzuzünden um das nächste Haus in Brand zu setzen. Mitten in diesem kritischen Augenblick erscholl plötzlich die freudige Nachricht von einer nahen Hülfe. So eben waren zwölf der vornehmsten Bürger aus Auxonne angekommen und meldeten dem Kommandanten d'Ailly, den Anmarsch des Marschalls von Ranzau, den der Prinz von Condé, an der Spitze von zwey Infanterieregimentern und achthundert Pferden der Stadt zu Hülfe schickte. Diese fröhliche Zeitung flößte männiglich frischen Muth ein. Wüthend stürzten sich die Einwohner auf den stürmenden Feind und zwangen ihn abermals zum Weichen. Zu noch grösserm Unglück für die Belagerer geschah dieses mit solcher Eilfertigkeit, daß einer über den andern in den Graben herabstürzte, wo viele ihren Tod fanden. Mercy wolte verzweifeln, da er die Seinigen vor einer Hand voll Leute, die gar nicht mit ihnen als Krieger verglichen werden konnten, so schimpflich fliehen sah. Umsonst bemühte er sich, sie wieder in Ordnung zu bringen und die Annäherung der Nacht nahm ihm vollends alle Hofnung, den Sturm erneuern zu können, der beynahe vier ganze Stunden gewährt hatte. Der feindliche Verlust belief sich auf sieben bis achthundert Mann. In der Stadt büßte man an Getödteten nicht mehr als drey Bürger und acht Mann von der Garnison ein; hingegen waren aber auch beynahe alle übrigen verwundet.

Indessen wurde doch die Freude über diesen Sieg bald verbittert, da man nicht allein die versprochenen Hülfstruppen nicht ankommen, sondern sich auch fast ganz ausser Stand gesetzt sahe, einen abermaligen Angrif, den man aller Wahrschein-

scheinlichkeit nach nächstens zu befürchten hatte, widerstehen zu können. Die auf das äusserste gebrachten Bürger wünschten bey diesen verzweifelten Umständen doch wenigstens ihre Weiber und Kinder zu retten, und schlugen ihnen daher vor, sich aus der Stadt fort zu begeben. Aber diese wolten hievon durchaus nichts wissen, und mit ihren Männern Gefahr und Tod theilen. Lange blieben sie standhaft, aber endlich mußten sie doch den dringenden Bitten ihrer Väter und Männer nachgeben, die sich dem Tode und Vaterlande allein als Opfer weihen wolten. Noch einmal umarmten sie mit lautem Schluchzen ihre Lieben, und dann verliessen sie mit blutendem Herzen ihre väterliche Heimath, wo alles, was ihnen nur theuer war, zurück blieb.

Kurz nachher erschien jenseit der Saone, die so sehnlich gewünschte Hülfe, zu deren Ankunft man bereits alle Hofnung aufgegeben hatte. Der Marschall von Ranzau hatte schon in der Ferne das häufige Schiessen gehört und daher mit seiner Reuterey seinen Marsch so sehr als es ihm nur möglich war beschleunigt. Dem ohngeachtet aber konnte er doch nicht eher als eine Stunde nach dem letzten Sturm an Ort und Stelle kommen. Alle Bürger überliessen sich nun dem lebhaftesten Entzücken. Auf den Wällen wurden überall Freudenfeuer gemacht, und um den Feind in Ansehung der Stärke des angekommenen Hülfskorps desto mehr zu hintergehen, mußten diese Truppen mit brennenden Pechfackeln, unter dem Schall von Cymbeln, Trompeten und Paucken, zu verschiedenen malen über die Brücke ziehen.

Ranzau, der sich überall herum führen ließ, konnte bey dieser Gelegenheit nicht umhin, die Anstalten der braven

Bürger zu bewundern und zu gestehen, daß in ihrer Lage, selbst die besten und erfahrensten Soldaten unmöglich mehr Klugheit und Tapferkeit hätten zeigen können. Man theilte hierauf unter die von dem forcirten Marsch äusserst müden Truppen Wein und andre Lebensmittel zur Erfrischung aus, und lies sie die Nacht über ruhig zubringen, während dem die Bürger, die noch immer einen Ueberfall befürchteten, fortfuhren Wache zu halten. Einige der stärksten und muthigsten thaten so gar um zehn Uhr des Abends unvermuthet einen Ausfall, drangen in die feindlichen Linien, und setzten das ganze Lager in Schrecken und Aufruhr; worauf sie dann, ehe der Feind sich noch sie zu verfolgen besinnen konnte, mit einigen Gefangenen im Triumph nach der Stadt zurückkehrten.

Dieser innerhalb wenig Stunden zum zweytenmal erfochtene Sieg vermehrte die allgemeine Freude der Bürgerschaft bis zum höchsten Grade. Man zündete neue Feuer auf den Wällen an, und jauchzte so sehr und so laut, als ob alle Gefahr gänzlich vorbey und der Feind schon weit von der Stadt entfernt wäre. Die aus der Stadt fortgeschickten Weiber sahen von weitem diese Freudenfeuer und glaubten nun nichts gewissers, als daß die Stadt erobert seyn müßte und nun, zufolge des gefaßten Entschlusses der Bürger, in vollem Brand stünde. Ihr Schmerz war ausserordentlich; mit heissen Thränen beweinten sie den Verlust ihrer Männer, Väter, Brüder und Söhne, und machten sich selbst die lebhaftesten Vorwürfe, daß sie nicht da geblieben und ihr trauriges Schicksal mit ihnen getheilt hätten.

Im

Im feindlichen Lager dachte man hingegen ganz anders von diesen Freudenfeuern. Der Ausfall am vorigen Abend und das laute Frohlocken, das sich aus der Stadt hören ließ, brachten jedermann auf die Vermuthung, daß ein zahlreiches Korps von der französischen Armee den Belagerten zur Hülfe herbey geeilt seyn müsse; man hielt daher für das Rathsamste die Belagerung so gleich aufzuheben, und alle Anstalten vorzukehren, um den Rückzug ihrer Armee auf das beste zu sichern. Galas war in Verzweifelung, daß er einen Ort, den er schon für so gut als erobert hielt, unverrichteter Sache verlassen mußte. Die Armee brach während der Nacht so stille auf, daß man in der Stadt nichts eher davon merken konnte, als bis es wieder Tag war. Nun liefen alle Einwohner auf die Stadtmauer, um sich mit eignen Augen von der Wirklichkeit ihrer Befreyung zu überzeugen. Kaum aber waren sie vollkommen davon überzeugt, so überließ sich alles der lebhaftesten Freude, und Jung und Alt eilte voll Entzücken in die Kirche, um Gott für die Rettung der Stadt zu danken.

Indessen hatte der Marschall von Ranzau Nachricht erhalten, daß noch einige feindliche Truppen in den benachbarten Dörfern zurückgeblieben wären; er nahm sich daher vor, darauf Jagd zu machen und zog mit seinen besten Truppen aus der Stadt. Die Bürger, die für Begierde brannten, sich auch im freyen Felde mit einem Feind zu messen, den sie hinter ihren Mauern so oft zu fliehen gezwungen hatten, wolten durchaus mitziehen. Aber der Marschall, der diesmal ohne ihre Hülfe den Feind verjagen wolte, nöthigte sie durch die härtesten Drohungen wieder umzukehren und schlug so gar ei-

nige, die ihm nicht so gleich Gehör geben wolten. Indessen lief doch die Unternehmung nicht zum besten ab; die Feinde waren auf ihrer Hut und empfiengen den Marschall so übel, daß er auf das eiligste wieder nach der Stadt zurückkehren mußte. Dieser Unfall brachte ihn auf die Gedanken, daß die von ihm verschmähte Hülfe der Bürger doch vielleicht einigen Nutzen hätte haben können. Bey einem zweyten Ausfall, den er den Tag darauf that, nahm er den Kern der Bürgerschaft mit sich, die einen eignen kleinen Haufen formirten und in der That die einleuchtendesten Beweise gaben, daß ihre Tapferkeit nicht weniger im freyen Felde als hinter den Mauern furchtbar war. Die Feinde wurden diesmal glücklich aus einem Dorfe nach dem andern getrieben, und die ganze Gegend in kurzer Zeit von ihnen gänzlich gesäubert.

Nun schickten die Einwohner ohne fernern Verzug einige Deputirte aus ihren Mitteln an den Prinzen von Condé, der die große französische Armee kommandirte, ab, um ihm für die ihnen zugesendete Hülfe und Rettung zu danken. Der Prinz rühmte öffentlich ihre Standhaftigkeit und Treue und versprach zugleich, sich bey dem Könige auf das kräftigste zu ihrem Besten zu verwenden, damit sie eine solche Belohnung erhalten möchten, die dem von ihnen dem Staat geleisteten wichtigen Dienste vollkommen angemessen wäre. Diese Verheissung gieng in der That bald in Erfüllung und Ludwig der Dreyzehnte begnadigte die Bürger von Saint Jean de Lone mit verschiedenen ansehnlichen Freyheiten und Privilegien, die ihre Nachkommen noch bis auf den heutigen Tag geniessen.

F.

II.

II.

Antwort auf die von dem Herrn Professor Meißner wider mich angebrachte Klage *).

Herr Pr. Meißner glaubt, daß ich den Ton, dessen er sich gegen mich bedient, äusserst glimpflich finden werde; ich glaube, daß mein Betragen, theils bey seinem Auffenthalte in Hamburg, theils bey meiner Durchreise durch Dresden einen glimpflichen von ihm verdient. Im Jahr 1776. reiste ich durch Dresden, und trat bey Herrn Seyler im Bade ab, bey dem Herr Meißner wohnte und speißte. Ich kannte ihn nicht als dramatischen Schriftsteller, weil er meines Wissens noch nichts in diesem Fache geschrieben hatte: darum, und weil ich nichts weniger als zudringlich bin, darf ich dreist behaupten, daß ich ihn nicht um die Vorlesung seiner Arbeiten ersuchte. Ich danke dem Herrn Pr. Meißner für das Lob, das er meinem Gedächtnisse giebt; versichere ihn aber, daß meine Freunde vom Gegentheile überzeugt sind; versichere ihn, daß nur Mangel des Gedächtnisses mich früh vom Theater entfernen wird. Ich glaube Herrn Pr. Meißner auf sein Wort, daß er mir eine Scene vorgelesen hat, die der im Vetter von Lissabon ähnlich ist; gebe gern zu, daß durch diese Vorlesung nicht allein die

*) Litteratur und Völkerkunde. Neunter Band November 1786. S. 367.

Scene, sondern der ganze Plan des Stücks entstanden ist — aber das leugne ich, daß ich mich dessen erinnere; daß ich mich erinnere nur das mindeste von dem Inhalte meines Stücks gehört oder gelesen zu haben. Ich leugne die wörtliche Uebereinstimmung dieser Scene, weil ich mein Gedächtniß kenne. Ein gutes Gedächtniß, wie der Herr Prof. an mir rühmt, würde ja wohl noch etwas mehr von jener Vorlesung behalten haben, und nicht eine Mutter in ihrem eignem Hause ihr Kind oft sehn, und ihre mütterliche Neigung verbergen lassen. In irgend einer Zeitschrift behauptet ein Ungenannter: Der Fähndrich sey aus einem Roman genommen. Auch das kann seyn; aber ich will gleich sterben, wenn ich mich erinnere von einem solchen Roman gehört zu haben! Ich hasse Unredlichkeiten jeder Art; folglich auch litterarische Diebstähle, und ich würde es mir selbst nicht vergeben, mich einer solchen That mit Wissen und Willen schuldig zu machen. Hab' ich sie dennoch gethan, so ist wahrlich mein schlechtes und nicht gutes Gedächtniß, die Ursache. Ich mache keinen Anspruch auf den Ruhm eines Schriftstellers, und kann ihn nicht machen. Langeweile gab mir die Feder in die Hand; Ungerechtigkeit und Bosheit machten diese Kinder der Langenweile (von denen einige ihrer Mutter sehr ähneln) durch den Druck bekannt. Doch davon, und wie man mich bestohlen hat, bey abermaliger Langeweile.

Ich bin so sehr von des Herrn Pr. litterarischen Verdiensten, und meinen Mängeln überzeugt, daß ich ihn aufrichtig bitte, seine Charlotte dem Publikum bekannt zu machen,

chen, und gern will ich meinen wider Wissen und Willen gestohlnen Vetter aus meinem Bücherverzeichnisse streichen.

Hamburg den 7. December, 1786.

F. L. Schröder.

III.

Auszüge aus den Memoiren des Marschalls von Vieilleville.

Ein Beytrag zur Staats- und Kriegsgeschichte des sechszehnten Jahrhunderts.

Beschluß.

Im folgenden Jahre 1557 reisete Vieilleville von seiner Krankheit völlig wieder genesen nach Hofe, wo er von dem Könige Befehl erhielt, sich ohnverzüglich nach Metz zu verfügen. Während seiner Abwesenheit war verschiedenes vorgegangen, und manche Unordnungen eingerissen, die nur durch ihn am füglichsten wieder hergestellet werden konnten. Bey der Arbeit an der neuen Citadelle war man nur wenig vorwärts gekommen. Der Krieg, welcher in Italien geführt wurde, hatte es nothwendig gemacht den Kern von der Garnison aus Metz herauszuziehen, und ihr Abgang konnte nicht anders als durch die sogenannten Legionen aus Champagne und der Picardie, einer Art unregulirter Landmiliz ersetzt werden, die dem Herrn von Senneterre um so vielmehr zu schaffen mach-

ten, da sie nur einen geringen Sold und selbst diesen sehr unregelmässig erhielten. Vieilleville hatte die Vorsicht gebraucht, dem König um eine beträchtliche Summe Geldes zu ersuchen, welche er auch erhalten hatte. Bey seiner Ankunft theilte er dieses Geld unter dem Ueberrest der guten Truppen aus, die sich noch in Metz befanden; aber die von obenerwähnter Miliz erhielten nichts. Da er erfuhr, daß sie sogar unverschämt genug gewesen waren, gegen den Herrn von Senneterre persönliche Thätlichkeiten auszuüben, so nahm er sich ernstlich vor, dieses Verbrechen auf das strengste zu ahnden. Vier Capitains, welche mit Gewalt in das Haus des Commandanten gedrungen und auf die Schildwache geschossen hatten, würden verurtheilt, den Kopf zu verlieren. Einige geringe Officiere und gemeine Soldaten hatten beynahe ein ähnliches Schicksal, und wurden arquebusirt. Der erzürnte Gouverneur drohte sogar alle übrigen Rebellen am Leben zu strafen; indessen wurden sie doch auf Vorbitte des Herrn von Epinay begnadigt, wobey sich aber unser Held nicht entbrechen konnte zu sagen: daß man wohl Ursache hätte Gott zu danken, daß die Stadt Metz während dieser innerlichen Unruhe nicht von den Kayserlichen angegriffen worden sey, welchen es sehr leicht gefallen seyn würde, sich derselben zu bemeistern. Um diesem Uebel nun in der Folge wenigstens zuvorzukommen, ließ **Vieilleville** es sich äusserst angelegen seyn die Arbeit an der Citadelle zu endigen, wobey er denn zugleich noch auf eine Unternehmung bedacht war, die wenn sie glückte die Citadelle weniger nothwendig machen müßte; nemlich die Eroberung von Thionville. Nachdem er durch einen geschickten und treuen Officier, der von Geburt ein Deutscher war, diesen Ort genau recognosciren

lassen,

lassen, schickte er im Monat Februar 1558 seinen Secretair Vincent Carloix (den Redocteur dieser Memoiren) mit einem Briefe an den König nach Hofe, in welchem diesem Monarchen vorgestellt wurde, wie nothwendig es sey, sich der Stadt Thionville zu bemeistern. Der König sah diese Nothwendigkeit auch vollkommen ein. Indessen war doch die Garnison von Metz zu einem solchen Unternehmen bey weiten nicht hinreichend, und man mußte daher suchen durch neue Werbungen ein hinlängliches Corps zu diesem Endzweck zu errichten. Das heimliche Verständniß, welches Vieilleville beständig auf den deutschen Gränzen unterhielt, war ihm Bürge, daß es ihm leicht seyn würde, sechs Regimenter Landsknechte und acht Fahnenreuter errichten zu können. Um die Werbungskosten zu bestreiten lagen schon 100,000 Franken bereit, aber in Rücksicht auf den Sold dieser Truppen und die Unkosten der Belagerung mußten noch schleunige Verfügungen getroffen werden, und dieses war eben der schwerste Artikel. Die Finanzen waren gänzlich durch die Unternehmung des Herzogs von Guise auf Calais erschöpft worden. Vieilleville hatte gut vorhergesehen, daß man ihm diesen Einwurf machen würde, und seinem Secretair daher Befehl gegeben darauf zu antworten: daß dieses eben der schicklichste Zeitpunct wäre, Thionville ohne viele Mühe wegzunehmen, weil die Kayserlichen, die alle ihre Aufmerksamkeit auf dasjenige richten müßten, was in der Picardie und in den Niederlanden vorgienge, hierüber natürlicherweise die Gränzen von Deutschland und Luxenburg aus der Acht lassen würden. Auch wären weder der Gouverneur von Luxenburg noch der Commandant von Thionville Leute, für die man sich sonderlich zu fürchten

fürchten Ursache hätte, und Vieilleville glaubte also mit Gewißheit versichern zu können, daß er sich unternehmen wolte, diese Festung innerhalb einem Zeitraum von höchstens sieben Tagen wegzunehmen. Dem Könige schien eine Unternehmung dieser Art zwar mit mehreren Schwierigkeiten verknüpft zu seyn; er hegte indessen doch zu viel Zutrauen zu den militärischen Talenten unsers Helden, als daß er seinen vorgeschlagenen Plan nicht hätte genehmigen sollen. Nach verschiedenen überwundenen Hindernissen wurde endlich auch das benöthigte Geld herbey geschaft, welches der königliche Generaleinnehmer von Champagne auszahlen mußte. Die Werbung hatte also einen erwünschten Fortgang, und in kurzer Zeit waren die acht Fahnen deutscher Reuter vollzählig. Unter ihren Anführern befanden sich verschiedene Prinzen aus den erlauchtesten Häusern des deutschen Reichs, z. B. ein Prinz von Braunschweig-Lüneburg, zwey Pfalzgrafen zu Bayern, ein natürlicher Sohn des regierenden Herzogs von Würtemberg, und die beyden Neffen der Churfürsten von Mainz und Trier, die sämtlich der grosse Ruf des französischen Generals gereizt hatte, unter seinem Commando Dienste zu nehmen. Zu diesen angeworbenen Völkern ließ Vieilleville einen Theil der Garnison von Metz und noch einige andre Truppen stoßen, die er aus Toul und Verdün zusammengezogen hatte, rückte nun im Monat April vor Thionville und schloß diesen Ort auf das engste ein. Schon waren seine Batterien fertig; schon hatte er Ordre ertheilt einen starken und zahlreichen Train schweres Geschütz aus dem Zeughause zu Metz ins Lager zu bringen, als er unvermuthet ein Schreiben erhielt, das ihn nicht allein in der Ausführung seines Plans aufhielt, sondern auch beynahe alles verdorben hätte.

Der Herzog von Guise hatte sich durch die Eroberung von Calais neuen Ruhm erworben, und seine Autorität, die ohnedem schon unumschränkt genug war, erstieg nun den höchsten Gipfel. Kaum hatte er von der Belagerung von Thionville reden gehört, als er sogleich den Entschluß faßte, dahin abzugehen, und durch Wegnahme dieses Orts sich einen neuen Lorbeer in seinen Siegeskranz zu flechten. Er überließ daher dem Marschall von Thermes die Sorge, sich der kleinen um Calais herumliegenden Plätze zu bemeistern, und schickte einen Officier mit einen Brief an unsern Helden ab, in welchen er ihn bat: die Belagerung ja nicht eher anzufangen, als bis er mit einer Anzahl frischer Truppen, die er ihm zuführen wolte, im Lager angekommen seyn würde. Vieilleville, der keine Verstärkung nöthig hatte, und die Absicht des Herzogs vollkommen einsah, gerieth in Verzweiflung hierüber. Aber dem ohngeachtet wußte er seine Empfindlichkeit meisterlich zu verbergen, weil er bedachte, daß er doch nichts ausrichten, sondern bloß dem Dienst des Königs damit schaden würde. Er begnügte sich daher, der Artillerie, die schon im Begrif war von Metz abzugehen, Contreordre zuzuschicken, und dem Herrn von Epinay dem Herzog entgegen zu senden, der erst zwanzig Tage nach seinem Briefe im Lager anlangte.

Während dieser Zwischenzeit hatten die Belagerten Musse genug gehabt, sich auf das beste zu verschanzen. Endlich übernahm Guise am zweyten May das Commando über die französische Armee, welche voller Ungeduld war, mit dem Feinde handgemein zu werden. Die erste Frage, welche der Herzog an Vieilleville that, war diese: ob er wohl wüßte,

an welchen Ort die Stadt angegriffen werden müßte? Der Gouverneur von Metz bejahte es, und zeigte zu gleicher Zeit auf dem Plan den schwächsten Ort an, wo man den Wall am leichtesten ersteigen konnte. Aber der Herzog sowohl wie der Marschall von Strozzi, der unter ihm commandirte, verlangten seine Gedanken nur lediglich in der Absicht zu wissen, um solche zu bestreiten und sich allein die Ehre der glücklichen Ausführung dieses Unternehmens zuzueignen. Der Marschall war der erste, der einen ganz entgegengesetzten Rath gab, und Guise pflichtete ihm bey, dem denn auch die übrigen Glieder des Kriegsraths beystimmten. Vieilleville begnügte sich hierauf zu erwiedern: daß er es nicht wagen wolle, so vielen grossen Feldherrn zu widersprechen, ob er gleich sonst recht zu haben glaubte; indessen wäre er bereit, allem blindlings Gehorsam zu leisten, was man ihm auch nur vorzuschreiben für gut finden würde. Auch der Grand Maitre von der Artillerie d'Estrees, der im Grund des Herzens eben so wie Vieilleville dachte, erklärte sich bereitwillig, seine Batterien gegen den Ort zu richten, den man ihm anzeigen würde. Thionville wurde also an der von dem Marschall von Strozzi bezeichneten Stelle angegriffen.

Da es am schweren Geschütz nicht im geringsten gebrach, so wurde bald Bresche geschossen und alle Anstalten zum Sturmlaufen vorgekehrt. Aber kaum näherte man sich der Oefnung, als man hinter derselben noch eine andre breite und tiefe Verschanzung gewahr wurde. Man mußte daher die Batterien von neuem spielen lassen, um auch durch diesen Wall sich einen Weg zu öfnen, und zugleich den Graben anzufüllen suchen,

suchen, der voll Wasser war. Der Sturm blieb also vor der Hand noch ausgestellt. So viel Hindernisse machten den Marschall Strozzi ganz ungeduldig; er entschloß sich das äusserste zu wagen, und fiel als das erste Opfer seiner übel genommenen Maaßregeln. Denn als er bereits an die andere Seite des Grabens gekommen war, wurde er von verschiednen Musketenkugeln getroffen und tödtlich verwundet. Seine Leute zogen sich voll Bestürzung zurück und trugen ihren unglücklichen Anführer mit sich fort, der eine halbe Stunde nachher seinen Geist aufgab.

Es war bereits am sechszehnten Tage seit dem Anfang der Belagerung, da sich dieser Unfall ereignete. Der Herzog von Guise konnte sich nicht enthalten unserm Helden einige Vorwürfe zu machen und ihn an sein Versprechen zu erinnern, welches er dem König gethan hatte, diese Stadt innerhalb sieben Tagen wegzunehmen. „Es ist wahr — antwortete „Vieilleville — daß ich dem König mein Wort gegeben habe, „ihn innerhalb dieses Zeitraums zum Herrn von Thionville „zu machen. Aber ich setzte zum voraus, daß mein vorge„schlagener Plan befolgt würde. Da dieses nun nicht gesche„hen ist, so darf ich auch die längere Dauer der Belagerung „nicht verantworten. Will man aber meinen Vorschlägen „Gehör geben, so bin ich bereit nochmals zu versprechen, von „heute an innerhalb sieben Tagen diese Stadt wegzunehmen.“ — Der Herzog fieng nun an sein Unrecht einzusehen, umarmte unsern Helden und erklärte, daß er ihm in allen was er zu Beendigung dieses Unternehmens für gut finden würde, freye Hand lassen wolle. Und nun wurden gleich des andern

Tages auf Befehl des Herrn von Vieilleville die Batterien und Arbeiten der Belagerer gegen den von ihm gleich im Anfang bemerkten schwachen Ort der Festungswerke gerichtet.

Drey Tage und eben so viel Nächte dauerte das Feuer von den Batterien lebhaft fort; endlich wurde Bresche geschossen, und am vierten Tage führte unser Held vom Kopf bis zu den Füssen bewafnet seine Leute zum Sturm an, bey welcher Gelegenheit er denn verschiedene Schüsse in seinen Harnisch erhielt. Der Herr von Epinay wurde am Arm und sein Neffe Thevalle am Bein verwundet. Die Bresche solte eben erstiegen werden, als ein Trompeter Appel blies, und im Namen des Commandanten um eine Capitulation anhielt. Vieilleville antwortete, daß er dem Commandanten nicht mehr als drey Stunden zugestehen könnte, um den Platz zu räumen, in welcher Zeit denn ihm erlaubt wäre, jedoch ohne militärische Ehrenzeichen und ohne Trommelschlag, nicht allein mit der Besatzung, sondern auch mit allen Einwohnern, die Stadt frey und frank mit allen ihren Habseligkeiten zu verlassen. Der Commandant sahe sich gezwungen alles einzugehen; nur bat er sich aus, noch bis auf den andern Tag in der Stadt bleiben zu dürfen; welches ihm auch endlich bewilliget wurde. Vieilleville schickte hierauf seinen Neffen, so verwundet wie er war, an den Herzog mit der Nachricht von dieser Capitulation ab. Guise war vollkommen zufrieden mit diesem Ausgange, nur begehrte er, daß man morgen früh so lange warten solte, bis er käme, weil er gerne bey dem Ausmarsch und der Besitznehmung der Stadt zugegen seyn wolte. Es geschah; die sämmtliche Besatzung und die übrigen Einwohner

wurden

wurden hierauf bis zwey Meilen von Arlon, als der nächstgelegenen kayserlichen Stadt escortirt, und die Sieger nahmen von der Stadt vollends Besitz. Der Herzog überließ unserm Helden einen Commandanten zu ernennen, und dieser wählte dazu den Herrn von Vadancourt, einen braven Officier, der dieses Postens vollkommen würdig war.

Nun war noch die Frage, ob Thionville in der Folge als eine Festung mit Garnison versehen, oder geschleift werden solte. Vieilleville war für das letztere und führte verschiedne wichtige Gründe deshalb an; aber der Herzog stimmte für das erstere, und seine Meynung behielt die Oberhand. Es wurde daher beschlossen, daß Thionville mit neuen Einwohnern bevölkert werden solte. Um sich nun den Besitz dieses Orts zu versichern und die feindliche Macht davon entfernt zu halten, brach die französische Armee nach Arlon auf. Aber die kayserliche Besatzung zündete die Stadt an und verließ solche noch vor der Ankunft der Franzosen.

Die Reihe wäre nun vielleicht an Luxenburg gekommen; die Nachricht aber, die der Herzog von Guise von der Niederlage und Gefangennehmung des Marschalls von Thermes bey Gravelingen erhielt, bewog ihn, der Armee Ordre zum Rückmarsch zu ertheilen. Er selbst begab sich wieder nach Hofe, zufrieden, daß er die Ehre hatte, zu der Eroberung von Calais noch die von Thionville zu fügen; obgleich Frankreich die Besitznehmung dieses Orts in der That nicht sowohl ihm, als allein dem braven Vieilleville zu verdanken hatte, der gleichfalls mit der Armee nach Metz zurückkehrte. Die beschädigten Festungswerke von Thionville wurden durch

Vadancourts Sorgfalt in kurzer Zeit wieder ausgebessert und hergestellt. Da die Häuser nichts gelitten hatten, so waren weiter nichts als neue Einwohner derselben nöthig, die denn auch durch die Bemühungen des Gouverneurs von Metz bald herbeygeschaft wurden. Die angeworbenen deutschen Miethvölker erhielten ihre Entlassung und ihren völligen Sold. Zwey hundert goldene Medaillen von verschiedenen dem Range des Empfängers angemessenen Werth wurden unter die hohen Befehlshaber und übrigen Officiere dieser Truppen ausgetheilt. Auf der einen Seite sah man das Brustbild des Königs, und auf der andern der Königin. An diesen Gedächtnißmünzen waren seidene gelb und schwarze Bänder (die Leibfarben des Herrn von Vieilleville) befestiget, damit solche wie ein Ehrenzeichen am Halse getragen werden könnten. Verschiedene von den entlassenen Söldnern heyratheten aus Metz oder in der umliegenden Gegend, und liessen sich sodann als Bürger und Einwohner zu Thionville nieder.

Der Redacteur dieser Memoiren behauptet, daß sein Herr während dem Winter den ersten Grund zu dem bald darauf erfolgten Frieden gelegt habe. Er schickte einen ränkvollen, beredten und kühnen Mönch nach den Niederlanden, der bald Mittel fand mit Philip II. König von Spanien selbst zu sprechen und diesen Monarchen zu überreden, daß es sein eignes Interesse fordere mit Frankreich Frieden zu schliessen, besonders da die Königin Maria von England, seine Gemahlin, dem Tode nahe wäre, und ihr Absterben nicht allein alle seine Verbindungen mit England endigen, sondern dieses Königreich vielleicht gar feindlich gesinnt gegen ihn machen

könnte;

könnte; welches um so viel wahrscheinlicher zu befürchten sey, da es bekannt wäre, wie wenige Freunde Philip in jener Insel hätte. Der König von Spanien fühlte das Gewicht der angeführten Gründe, und gab dem Mönch seine Willensmeynung deutlich zu erkennen. Vieilleville erhielt nun sogleich von allem Nachricht und meldete seinem Monarchen die Gesinnungen des Königs von Spanien. Heinrich II. lud gleich nach Empfang dieses Schreibens unsern Helden nach Villers-Cotterets zu sich ein, wo er ihn mit Gnadenbezeugungen überhäufte, und ihn auch eine schriftliche Versicherung gab, daß die erste erledigte Marschallstelle die seinige seyn solte. Zu gleicher Zeit hatte er verschiedene geheime Unterredungen mit dem Könige, die sämmtlich den Frieden betrafen. Die verwittwete Herzogin von Lothringen befand sich damahls zu Chateau Chambresis. Vieilleville mußte zu ihr reisen, unter dem Vorwand die Prinzessin Claudia dahin zu begleiten. Diese Reise, die also keinen auffallenden Anschein hatte, machte es unserm Helden leicht, die Unterhandlungen wegen des Friedens unbemerkt anzufangen. Bald nachher fanden sich auch der Prinz von Oranien und der Connetabel von Montmorenci daselbst ein, worauf denn die Hauptartikel von beyden Theilen bestimmt, und den 3. April 1559 der Friedenstractat unterzeichnet wurde. Vieilleville war es, der die erste Nachricht davon dem Hofe überbrachte. Dieser Friede erregte allgemeine Freude, obgleich die Bedingungen für Frankreich eben nicht die vortheilhaftesten waren. Dem Friedenstractat zufolge solten Heinrichs älteste Tochter Elisabeth mit dem König Philip, und seine Schwester Margaretha mit dem Herzog Emanuel von Savoyen ver-

wählet werden. Bey dieser Gelegenheit wurden eine Menge glänzender Feste im Geschmack der damaligen Zeit gegeben, die aber auf eine sehr traurige Weise durch Heinrichs Tod unterbrochen wurden. Dieser Monarch ward bekanntermassen bey einem angestellten Turnier tödtlich verwundet, und starb wenige Tage nachher in einem vierzigjährigen Alter den zehnten July 1559.

Da sich der Hof gleich zu Anfang der Regierung Franz II. nach Amboise verfügte, ernannte die verwittwete Königin und Regentin Catharina von Medicis unsern Helden zu ihrem Chevalier d'honneur; eine Ehrenstelle, welcher er auch bis zur Entdeckung der berüchtigten Verschwörung von Amboise vorstand. Mit diesem Zeitpunct aber endigte sich sein friedliches Hofleben. Er erhielt bald darauf das Commando über die königlichen Truppen zu Orleans, und erfochte nahe bey dieser Stadt einen entscheidenden Sieg über ein Corps Hugenotten, die nach Amboise marschiren wolten, um wie sie vorgaben, den jungen König von der Tyranney der Guisen zu befreyen. Die gelinde Art, womit er die meisten Gefangenen, die bey diesem Treffen in seine Hände gefallen waren, so wie auch überhaupt jedermann behandelte, und seine Weisheit, erwarben ihm die Liebe und Ehrfurcht von ganz Orleans. Nachdem er daselbst Ruhe und Frieden wieder hergestellt hatte, kehrte er an den Hof zurück, um dem König und den beyden Königinnen Rechnung von seinen Verrichtungen abzulegen.

Bald nachher erhielt er den Auftrag nach Rouen zu gehen und den Aufruhr in dieser Stadt zu stillen. Er eilte

also

also unverzüglich dahin, zeigte dem Parlament seine Vollmacht vor, ließ die Einwohner entwafnen, und stellte ohne Blutvergiessen die vorige Ruhe wieder her. Dieppe war in den Hände den Hugenotten, die weder den Befehlen des Hofes gehorchen noch einen königlichen Officier in diese Stadt aufnehmen wolten. Dem ohngeachtet aber fand Vieilleville Mittel hineinzukommen und sie zum Gehorsam zu nöthigen, ohne daß dabey weder Blut vergossen, noch irgend jemand mit harten Strafen belegt wurde. Er kam in dem nämlichen Augenblick da sich die Stände des Reichs zu Orleans versammelten, bey Hofe wieder an. Der König von Naverra und der Prinz von Condé, die sich gleichfalls bey dieser Versammlung eingefunden hatten, wurden in Verhaft genommen. Vieilleville, der seinen Verdruß über diesen unbedachtsamen Schritt nicht verbergen konnte, wolte den Hof sogleich verlassen, als eben der junge König krank wurde und starb. Dies erleichterte seinen Vorsatz sehr, denn seine Gegenwart zu Metz war nun um so viel nothwendiger, da sich die alten Feinde Frankreichs der ersten Unruhe, die der plötzliche Todesfall des Königs verursachen mußte, leicht zu Nutz machen dürften. Er begab sich also in sein Gouvernement zurück, nachdem er sich noch zuvor einige Tage auf seinem Schloß Duretal aufgehalten, und seine häuslichen Angelegenheiten, die während seiner langen Abwesenheit ziemlich in Unordnung gerathen waren, wieder in Ordnung gebracht hatte.

Zwey ganzer Jahre beschäftigte sich Vieilleville Ruhe und gute Ordnung in seinem Gouvernement zu erhalten. Da aber der Hof endlich für nöthig fand, eine Gesandschaft an den

Kayser nach Deutschland zu senden, so fiel die Wahl auf unsern Helden, dessen Ruf so groß war, daß man nicht zweifelte, ein Gesandter von so allgemein anerkannten Verdiensten würde zu dem guten Erfolg seiner Sendung nicht wenig beytragen. Wahrscheinlicherweise wurde zu seiner Ausrüstung kein Geld gespart, denn sein Aufzug war ausnehmend prächtig und sein Gefolge sehr zahlreich. Der erste deutsche Hof den er besuchte war der des Churfürsten von Bayern zu Heidelberg. Dieser grosse Reichsfürst überhäufte den französischen Gesandten mit Ehrenbezeugungen und stellte ihm zu Ehren viel Lustbarkeiten an. Vincent Carloix führt als eine besondere Merkwürdigkeit an: daß sich an diesem Hofe ein ungeheurer und gewaltiger aber dabey ganz zahmer Löwe befand, der wie ein Hund immer hinter dem Churfürsten herzulaufen pflegte. Dieses Thier hielte sich ausserdem gemeinhin unter den Bedienten im Pallast auf und ließ sich von ihnen liebkosen. Des Morgens lief es in das Schlafzimmer der Churfürstin, und legte sich zu ihren Füssen nieder, in welcher Stellung es denn so lange blieb bis man ihm sein Frühstück brachte. Gewöhnlicherweise bestand dieses aus einem Viertel von einem Hunde, welches sein Lieblingsgericht war. Sobald er gefressen hatte, lief er von selbst in seine Hütte, wo er sich still niederlegte. „Der Pfalzgraf am Rhein hatte dieses Thier zahm auffüttern „lassen, weil er in seinem Wappen einen Löwen führt.“

Mit nicht minderer Achtung wurde Vieilleville sowohl am Hofe des Herzogs von Würtemberg, als auch in allen kayserlichen Städten empfangen. In Augspurg machten eine grosse Menge Officiere ihm ihre Aufwartung. Sie hatten alle

bey der Belagerung von Thionville unter ihm gedient, und trugen noch immer die bey dieser Gelegenheit empfangenen Medaillen wie ein Ordenszeichen um den Hals. Endlich schifte er sich auf der Donau ein und langte glücklich zu Wien an. Er wurde am kayserlichen Hofe, an welchem schon seit vielen Jahren kein französischer Gesandter gewesen war, sehr vorzüglich bewillkommet, und von zwey Reichsgrafen zur Audienz geführt, wo Kayser Ferdinand ihn in französischer Sprache mit folgenden Worten anredete: „Mein Herr von Vieilleville! ob ich „gleich weiß, daß Ihr nicht zu mir gekommen seyd, mir „weder Eure Statthalterschaft von Metz noch die übrigen kay„serlichen Städte, die die Krone Frankreich dem deutschen „Reich entrissen hat, abzutreten, so kann ich doch nicht unter„lassen Euch zu versichern, daß Ihr mir willkommen seyd, „sowohl aus Achtung für den König Euren Herrn, als Euch „selbst; denn schon seit langer Zeit kenn ich Euch Eurem Rufe „nach, und habe immer gewünscht Euch auch von Person ken„nen zu lernen. Folgt mir also nur in mein Cabinet, wo „wir das übrige mit einander verabreden wollen.“ — Dieser ersten Privataudienz, die der Kayser unserm Helden mit so viel herablassender und zuvorkommender Gnade zugestand, folgten bald mehrere. In der Zwischenzeit besah Vieilleville die kayserlichen Zeughäuser, bey welcher Gelegenheit er denn manchen guten Rath ertheilte, der sowohl auf die Verbesserung der Artillerie und des Schiffwesens auf der Donau, als auch auf die Sicherheit Wiens selbst abzweckte.

Drey Tage nach der ersten Audienz wurde bey Hofe ein grosses Banket und ein prächtiger Ball gegeben, zu welchen

Vielleville nebst seinem Schwiegersohn und Neffen gleichfalls eingeladen wurden. Der Kayser hatte diese Feyerlichkeit bloß in der Absicht angestellt, um unserm Helden die Prinzessinnen und die vornehmsten Damen des Hofes zeigen zu können, unter welchen sich auch die Infantin *) Elisabeth von Oesterreich befand, eine Tochter des römischen Königs Maximilians und Enkelin des Kaysers. Sie war jung und schön, und zog vom ersten Augenblick an die ganze Aufmerksamkeit des Gesandten auf sich. Nach gehaltener Tafel wurde der Ball eröffnet, bey welchem sich Vieilleville und die Edelleute seines Gefolges besonders auszeichneten, vornehmlich in fröhlichen Tänzen, (danses gaillardes,) in welchen sie alle Italiäner übertrafen. Sobald diese Tänze vorbey waren, näherte sich Vieilleville dem Kayser und sagte, indem er auf die Infantin Elisabeth zeigte: „Wenn Ew. kayserl. Majestät geruhen „wollen mir Glauben beyzumessen, so habe ich die Ehre „Höchstdenselben die Königin von Frankreich zu zeigen. Sie „ist noch nicht funfzehn Jahre alt, und mein Herr, der König, „nicht älter als dreyzehn. Schwerlich möchte man wohl in der ganzen Christenheit ein Paar antreffen, welches sich besser zu einander paßte, wie dieses.“ Der Kayser hörte diese Aeusserung sehr gnädig an und antwortete dem Gesandten, daß er bey der nächsten Privataudienz ein mehreres davon mit ihm sprechen wolte. Dies geschah bereits den Morgen darauf. Vieilleville versicherte, daß er aus eigenen Trieben auf die Idee

*) Damals war es noch nicht üblich, daß die Prinzessinnen aus dem Hause Oesterreich Erzherzoginnen genannt wurden.

Idee einer solchen Verbindnng gekommen wäre, und eigentlich keinen Auftrag von seinem Hofe deshalb erhalten hätte; indeß wäre er doch versichert, daß sie äusserst vortheilhaft für beyde Höfe seyn würde, deren gemeinschaftliches Interesse es erfordere, mit einander in Friede und Einigkeit zu leben. Zu gleicher Zeit überreichte er seine erhaltenen Instructionen dem Kayser zum Durchlesen. Zwar war in denselben von keinen Vermählungsvorschlägen die Rede, da aber doch der Kayser mit dem übrigen Inhalt alle Ursache hatte zufrieden zu seyn, so wurde er bey sich selbst immer mehr und mehr überzeugt, daß es sein eigner Vortheil fordere, Vieillevillens Vorschlag zu genehmigen und zu unterstützen. In dieser Stimmung befahl er die Infantin Elisabeth herbeyzurufen, und sagte zu ihr einige Worte in deutscher Sprache, worauf diese Prinzessin sogleich dem Herrn von Vieilleville ihren Mund zum Kusse darbot. Der Gesandte erstaunte über diese Herablassung, da ihn aber der Kayser selbst hieß diese Ehre anzunehmen, so gehorchte er mit einer tiefen Verbeugung; „disant qu'il lui „avoit baisé la bouche par honneur & leplus grand „qu'il reçût de sa vie & qu'il lui baiscit semblablement „les mains, en signe de perpétuelle Obéissance & trés „humble service, comme à la Princesse qui est prédestinée de lui commander á jamais; mais que Dieu ait „fait cette grace à la France de la faire bientot passer „le Rhin, pour en porter la Couronne sur sa Tête. „Langage duquel l'Empereur meme fit le truchement, „car elle n'entendoit ni parloit françois." —

Beym Ende dieser Unterredung bat sich Vieilleville das Portrait der Prinzessin für den König seinen Herrn aus, und

überreichte dagegen dem Kayser eine goldne Medaille auf deren einer Seite das wohlgetroffene Bildniß Carls IX. und auf der andern der Königin Catharina von Medicis, seiner Mutter, geprägt waren. Nachdem sich Vieilleville noch einige Zeit lang an dem kayserlichen Hofe aufgehalten und der Kayser seine völlige Einwilligung zur Vermählung seiner Nichte mit dem König von Frankreich gegeben hatte, bat er endlich um seine Abschiedsaudienz, bey welcher sich der Kayser sehr freymüthig entschuldigte, daß seine ökonomischen Umstände ihm nicht erlaubten einen Gesandten an dem französischen Hofe zu halten. Zugleich erhielt er ein kayserliches Blanket für die Königin Catharina, damit sie die Heyrathsbedingungen nach ihrem eignen Gutdünken bestimmen könnte. Die Infantin beschenkte den Gesandten mit einem diamantenen Ring von grossem Werth, und der Kayser mit einer mit carmosinrothen Sammet ausgeschlagenen Reisekutsche. Dieser Wagen wurde von vier grossen türkischen Pferden weiß wie Schwäne, mit roth gefärbten Mähnen und Schweifen gezogen, und bey demselben befanden sich noch ein hungarischer Kutscher und Vorreuter in ihrer Landestracht gelb und schwarz (die Liverey des Gesandten) gekleidet.

Auf seiner Zurückreise begab sich Vieilleville über Frankfurth am Mayn, Mainz und Trier, wo ihm überall viel Ehre erzeigt wurde, nach Metz. Er langte daselbst den 15ten July 1562. an, erhielt aber kurz nach seiner Ankunft von der Königin Regentin Befehl nach Hofe zu kommen. Die von ihm wegen der Vermählung des Königs mit der Infantin Elisabeth von Oesterreich genommenen Maaßregeln wurden

sehr

sehr gebilligt; indeß ward diese Verbindung doch erst sieben Jahre nachher vollzogen. Vieilleville erhielt nun einen neuen Auftrag, der zwar nicht so glänzend, wie der vorige, aber in der Ausführung viel schwerer und für den Hof weit wichtiger war. Es war noch von nichts geringerm die Rede als eine für Frankreich sehr furchtbare Allianz zu verhindern. Die Hugenotten waren im Begrif bey der Königin Elisabeth von England um Hülfe und Beystand anzuhalten, ein Geschäft, welches die Häupter dieser Parthey dem berühmten Cardinal von Chatillon (einem Bruder des Admirals von Coligni) aufgetragen hatten. Der Hof fand es also für höchstnothwendig dieser Deputation durch eine andre zuvor zu kommen. Da Vieilleville erfahren hatte, daß sich der Cardinal zu Calais einschiffen solte, so nahm er seinen Weg über Dieppe und gelangte glücklich noch vor seinem Gegner in London an. Er erhielt bald eine Audienz bey der Königin, welche er an die große Verbindlichkeiten erinnerte, die sie dem verstorbenen König Heinrich II. schuldig war, welchem sie nicht allein ihre Freyheit, sondern vielleicht gar das Leben zu verdanken hätte; denn wenn dieser Monarch nicht der gegen sie erzürnten Königin Maria gedroht hätte, zu ihrer Beschützung und Vertheidigung eine Landung an der Spitze von funfzig tausend Mann in England zu unternehmen, so würde sie vielleicht eben so behandelt worden seyn, wie die unglückliche Johanna von Suffolk, die enthauptet wurde. Ferner stellte er ihr vor, wie sehr es ihr eigner Vortheil erfordere, bey dem jetzigen Kriege, den sie mit Spanien führte, Frankreichs Freundschaft zu schonen. Diese Gründe bewogen die Königin wirklich ihm zu versprechen, den Vorschlägen des Cardinals kein Gehör zu geben.

ben. Elisabeth hielt ihr Wort, und Vieilleville kehrte vergnügt nach Paris zurück, wo er mit offenen Armen empfangen wurde, und bald Gelegenheit erhielt, dem Staat neue Dienste zu leisten.

Der Prinz von Condé machte Miene, mit einem Corps von sechs tausend Mann Paris zu belagern, wenigstens schloß er diese Hauptstadt von der einen Seite ein und sperrte alle Zufuhr. Die dem Hofe ergebenen Prinzen und der catholische Adel vertheidigten die Stadt. Vieilleville, der sich mit unter ihnen befand, that um Mitternacht an der Spitze von dreyhundert Pferden und hundert und zwanzig Büchsenschützen einen Ausfall, und schlich sich hinter den Weinbergen bis zu einem unter dem Namen der rothen Häuser bekannten Dörfchen, wo an hundert und sechzig feindliche Reuter niedergehauen wurden. Dieser Ueberfall verbreitete so viel Schrecken in den umliegenden Postirungen, daß alles in der größten Eil dem Hauptquartier des Prinzen zuflog. Condé, der nicht wußte, wie stark sein Feind seyn möchte, gab Ordre zum Aufbruch und zog sich anfänglich bis Longjumeau und nachher bis nach Dreux zurück. Die französische Armee folgte ihm auf dem Fuß nach, Vieilleville aber blieb bey dem König in Paris zurück. Er war also nicht mit bey der bekannten Schlacht zu Dreux, die den 19ten December 1562. geliefert wurde. Die ersten Nachrichten, die man von derselben erhielt waren nichts weniger als erfreulich. Es hieß, der Connetabel von Montmorenci und der Marschall von Saint André wären gefangen, und der Prinz von Condé Sieger, folglich für die catholische Parthey alles verlohren. Ganz Paris gerieth über

diese

diese Trauerpost in die größte Bestürzung; nur Vieilleville allein zweifelte noch. Er befragte den Curier umständlich nach der Disposition und Anordnung des Treffens, und schloß als ein erfahrner Krieger aus dem Bericht desselben, daß die Umstände doch wohl noch nicht so ganz verzweifelt seyn müßten, wie man glaubte. Er eilte also gleich nach dem Schloß Vincennes, wo sich der Hof aufhielt, und suchte denselben einigermaßen wieder zu beruhigen. So gerecht und wohlgegründet seine Vermuthungen auch immer waren, so wenig wolte man doch seinem Vortrage Glauben beymessen. Endlich langte ein zweyter Curier mit der Nachricht an, daß der Herzog von Guise den bereits schon triumphirenden Hugenotten den Sieg wieder entrissen hätte, und daß der Prinz von Condé selbst gefangen worden wäre. Die Freude über diesen eben so unvermutheten als glücklichen Ausgang erregte zu Paris allgemeines Frohlocken, nur Vieilleville allein konnte sich nicht freuen, denn sein alter Freund der Marschall von Saint André befand sich unter den Todten. Ein Protestant, mit Namen Boligni, der vordem in Diensten des Marschalls gestanden, war sein Mörder. Sein Bruder hatte den Stallmeister des Herrn von Saint André ermordet, und ward dafür auf dessen Befehl aufgehangen. Dies entflammte den Boligni zur Rache, die er auch während dieser Schlacht auszuüben gute Gelegenheit fand. Vieillevillens Schmerz über den Tod seines Freundes war so groß, daß er sich lange weigerte, den durch den Tod desselben erledigten Marschallsstab von Frankreich anzunehmen. Vergebens bemühte sich der Prinz de la Roche-sür-Yon ihn auf andere Gedanken zu bringen; er gab nicht eher nach, bis der König selbst zu ihm

kam, ihm das Patent übergab und mit ihm nach dem Louvre sich verfügte, wo er denn den gewöhnlichen Eyd in Gegenwart der übrigen Grossen des Reichs dem Monarchen ablegte.

Der erste Auftrag, den der neue Marschall erhielt, war das Commando über die königlichen Truppen zu Rouen, mit welchen er sich den fernern Progressen des Admirals von Coligni und der Protestanten in der Normandie entgegen setzen solte. Er wurde von dem dortigen Parlament mit aller Ehrfurcht und Achtung aufgenommen, wunderte sich aber zu gleicher Zeit nicht wenig, da er vergebens auf einen Besuch von dem Herrn von Villebon, Gouverneur von Rouen wartete. Es war ein Mann von erhabenen Eigenschaften, aus einem vornehmen Hause, ein eifriger Catholik und ein braver Officier, aber dabey auch im höchsten Grade ehrgeizig, daher es ihm denn unerträglich vorkam unter dem Befehl des Marschalls zu stehen, ob gleich dieser sein naher Anverwandter war. Vieilleville äusserte sein Mißvergnügen über diese Aufführung in sehr lebhaften Ausdrücken; man gab sich alle ersinnliche Mühe beyde mit einander wieder auszusöhnen und Villebon unterwarf sich endlich auch seiner Pflicht.

Der Admiral von Coligni wagte nichts gegen eine Stadt zu unternehmen, die er in einem so guten Vertheidigungszustande fand, denn auf Befehl des Marschalls hatten, ausser den mit ihm dahin gekommenen regulären Truppen, auch noch alle Bürger und Einwohner und der hohe Adel aus der Normandie, der sich nach Rouen begeben hatte, die Waffen ergreifen müssen. Der Gouverneur von Villebon commandirte im Schloß oder vielmehr in einem starken Thurm, der

mit

mit einer Besatzung von übel zusammengeraften und schlecht exercirten Leuten versehen war. Vieilleville ließ oft einen blinden Lerm machen, um zu sehen ob sie auch auf ihrer Hut wären; man fand sie aber nicht so standhaft wie sie wohl seyn solten. Der Marschall konnte sich nicht enthalten darüber zu spötteln, welches denn den Verdruß und Unwillen des Gouverneurs nur noch vermehrte. Ein trauriger Vorfall der sich kurz nachher ereignete entzweyete sie endlich völlig mit einander, und zog eine betrübte Catastrophe nach sich.

Ein sehr reicher protestantischer Bürger in Rouen, Namens Boisgiraud, war bereits im vorigen Jahre, aufrührischer Gesinnungen halber, die man ihm vorwarf, aus dieser Stadt verbannt worden. Weil er aber ansehnliche Summen, die er in seinem Garten vergraben hatte, nicht gern im Stich lassen wolte, so wagte er es nach einer kaum volljährigen Abwesenheit heimlich wieder zu kommen und seinen Schatz zu heben. Er that es wirklich und war eben im Begrif mit seinem Golde beladen sich fortzumachen, als er erkannt, auf Villebons Befehl festgehalten, und von den Schloßsoldaten nicht allein rein ausgeplündert, sondern auch gar getödtet wurde. Sein nackter Körper blieb vier und zwanzig Stunden auf der Strasse liegen. Endlich erfuhr es Vieilleville und ertheilte Befehl, daß er zur Erde bestattet und die strengsten Untersuchungen angestellt werden solten, um die wahren Urheber dieser Mordthat zu entdecken. Der Hauptverdacht fiel auf den Herrn von Villebon, der, wenn er diese schändliche That gleich nicht ausdrücklich befohlen, doch solche wenigstens erlaubt und unbestraft gelassen hatte. Nach den Ausdrücken zu ur-

theilen, in welchen sich der Marschall über diese Sache aus-ließ, war er gänzlich der nehmlichen Meynung, und von diesem Augenblick an wurden beyde öffentlich erklärte Feinde. Indessen gab man sich doch alle ersinnliche Mühe, um sie auch für diesmal wieder auszusöhnen. Dem Anschein nach schien der Marschall selbst dazu die Hand zu bieten, denn er lud ein paar Tage nachher den Herrn von Villebon zur Mittagsmahlzeit bey sich ein, aber leider wurde dies zur Aussöhnung zweyer Feinde geweyhte Gastmahl in ein Trauermahl verwandelt. Gleich nach Tische fieng Villebon an und sagte: daß derjenige, der sich unterstünde, ihm irgend einer seiner Ehrenstelle unwürdigen That zu beschuldigen, solches in seinen eignen Hals löge. Der Marschall ward hierüber aufgebracht und erwiederte: daß er einen andern, aber nicht ihn Lügen strafen könnte. Villebon gerieth nun in die äusserste Wuth, zog den Degen, und der Marschall grif eben so schnell nach dem seinigen. Nach einem kurzen Gefechte, das die übrigen Anwesenden umsonst zu verhindern suchten, hieb Vieilleville seinen Gegner das rechte Faustgelenk entzwey, so daß er den Degen fallen lassen mußte. Villebon, der viel Blut verlohr, wurde von seinen beyden mit zugegen gewesenen Neffen fortgeführt, die laut schwuren die blutigste Rache dafür zu nehmen. In der That brachte dieser Vorfall ganz Rouen in Aufruhr. Die Einwohner, die ihren Gouverneur sehr liebten, glaubten sich in seiner Person selbst beschimpft und lehnten sich förmlich gegen den Marschall auf. Endlich wurde er gar in seiner eignen Wohnung, in der Abtey Saint Ouen von der Gendarmcompagnie des Herrn von Villebon und einem unzähligen Haufen Pöbel belagert. Der Schwiegersohn und die Neffen unsers Helden sahen sich genöthi-

genöthiget Feuer auf dieses Gesindel zu geben, wodurch viele getödtet wurden. Sie würden aber doch endlich überwältiget und gemißhandelt worden seyn, woferne nicht Vieilleville die mit ihm nach Rouen gekommenen Truppen, und unter andern auch die Gendarmcompagnie des Herzogs von Lothringen, die von seinem Schwiegersohne, den Grafen von Duilly commandirt wurde, zu seiner Hülfe herbey gerufen hätte. Es kam hierauf zu verschiedenen blutigen Gefechten zwischen diesen Truppen und dem Pöbel, wobey doch die letztern jederzeit den kürzern zogen. Endlich wurde durch die Bemühungen des Parlaments zu Rouen, die Gährung unter dem Volk nach und nach gestillt und unser Held war großmüthig genug seine Beleidiger zu verzeihen.

So bald der König und die Königin Regentin von diesen blutigen Händeln und Zwistigkeiten Nachricht erhalten hatten, schickten sie zur völligen Beylegung derselben den Herrn von Brissac nach Rouen ab. Dieser Marschall war älter als Vieilleville, der sich folglich dem Commando desselben unterwerfen mußte. Indeß vertrugen sich doch beyde Marschälle, die von ihrer Jugend an Freunde und zusammen erzogen waren, auf das freundschaftlichste mit einander. Brissac wolte nicht allein von seinem Patent, welches ihm das Obercommando in der Normandie ertheilte, keinen Gebrauch machen, sondern gieng auch nur bloß in der Absicht in das Parlament, um diese Versammlung desto eher zu bereden zur gänzlichen Wiederherstellung der innern Ruhe die letzte Hand ans Werk zu legen. Um dieses aber bald zu bewirken war es nothwendig, den Gouverneur von der Stadt zu entfernen.

Brissac nöthigte ihn, so blessirt wie er war, mit seiner ganzen Familie sich auf seine Güter in der Niedernormandie zu begeben *). Auf diese Weise ward die Autorität unsers Helden in Rouen vollkommen bestätiget und Brissac übernahm nachher das durch den Tod des Herzogs von Guise erledigte Commando über die königliche Armee, die Orleans belagerte.

Die Uebergabe dieser Stadt erfolgte gleich auf das berühmte Friedensedict vom 19ten May 1563. durch welches den Protestanten große Vortheile zugestanden wurden, die sie doch nicht lange genossen. Vieilleville begab sich nun wieder an den Hof zurück, und stellte dem König und der Königin Regentin die Nothwendigkeit vor, Havre wieder wegzunehmen, welcher Ort von den Hugenotten an England überlassen worden, in der Hofnung, vermittelst desselben schleunigere Hülfe von dort aus zu erhalten. So wichtig es aber auch immer war, den Feinden des Staats keinen festen Fuß im Königreich zu lassen, so widersetzte sich doch der Connetabel diesem Unternehmen, wenigstens verlangte er, daß solches für diese Zeit noch aufgeschoben werden solte. Er fürchtete, daß Vielleville sich neue Ehre bey dieser Expedition erwerben würde, da er solche doch gerne, entweder für seinen Sohn, den Marschall von Montmorenci, oder für sich selbst aufbehalten hätte. Unter dem Vorwand, daß man bey der innerlichen Gährung in Frankreich immer zu befürchten hätte, das deutsche Reich möchte

*) Villebon kehrte im folgenden Jahr wieder in sein Gouvernement nach Rouen zurück, wo er nach zwey Jahren starb.

möchte sich diese Unruhen zu Nutz machen, um Metz wieder an sich zu bringen, mußte Vieilleville nach seinem Gouvernement abgehen, wo in kurzer Zeit durch seine Sorgfalt die Arbeit an den Festungswerken endlich vollendet wurde. Indeß blieb er doch nicht lange daselbst in Ruhe, sondern erhielt Befehl sich auf das eiligste nach der Normandie zu verfügen, wo der Marschall von Montmorenci die Belagerung von Havre bereits angefangen hatte, und wo man seine Gegenwart gleichfalls für nöthig hielt. Da Vieilleville dem Marschall das Commando hätte streitig machen können, so begab sich der Connetabel selbst dahin, um seinem Hause die Ehre dieser Eroberung zu sichern, die ihm aber doch beynahe durch den König selbst entrissen worden wäre. Der junge Monarch verfügte sich in eigner Person ins Lager vor Havre, wo er indeß doch zur grossen Zufriedenheit des Connetabels nicht lange blieb, sondern nachdem er alles in Augenschein genommen hatte, dem Connetabel und den beyden Marschällen die Beendigung dieses Unternehmens überließ. Wenig Tage nachher wurde der Ort auch glücklich erobert. Auf derjenigen Seite der Stadt, wo Vieilleville die Attake dirigirte, war bereits eine so grosse Oefnung gemacht worden, daß man gegründete Hofnung hatte, den Platz mit stürmender Hand wegnehmen zu können. Der englische Commendant, Graf von Warwik, der unsern Helden in England gekannt hatte, begehrte mit ihm zu capituliren; aber der Connetabel ließ ihm sagen, daß er mit keinem andern als mit ihm in Unterhandlung sich einzulassen hätte, und nöthigte hierauf mit vieler Härte die englische Besatzung sowohl die Stadt als das Königreich zu räumen. Der Marschall von Montmorenci überbrachte die Nachricht

von dieser Capitulation dem Könige und rühmte sich öffentlich, daß man diese Eroberung bloß seines Vaters Bemühungen und den seinigen zu verdanken hätte. Er erwähnte dabey unsers Helden mit keinem Wort, ob gleich jedermann wußte, wie vielen Antheil er daran hatte.

Nachdem dieser Feldzug geendiget war, nahm Vielleville Urlaub, um auf seine Güter zu gehn, wo er bis gegen das Ende des Winters von 1564. sehr vergnügt zubrachte. Um diese Zeit aber wurde er wieder nach Hofe beordert, um dem königlichen Conseil beyzuwohnen. Vinzent Carloix behauptet, sein Herr habe damals verschiedene geheime Unterredungen mit dem Könige gehabt, in welchen der junge Monarch öfters sein Misvergnügen über das despotische Betragen und den unersättlichen Geldgeiz des Connetabels in sehr lebhaften Ausdrücken geäussert haben soll. Auch gelang es dem Marschall mit Beystimmung des Königs sowohl wie der Königin Regentin verschiedene Einwürfe des Connetabels, vornehmlich die Widerrufung der Friebensedicte zu vereiteln.

Während den Jahren 1564, 1565, und 1566. that Carl IX. unterschiedene Reisen durch die Provinzen seines Reichs. Wahrscheinlicherweise begleitete ihn der Marschall auf einigen derselben, ob gleich Vinzent Carloix nichts bey dieser Gelegenheit erwähnt, was auf seinen Herrn einigen Bezug haben konnte. Endlich fieng der Bürgerkrieg von neuem an und den 10ten November 1567. kam es bey Saint Denis unweit Paris zu einem hitzigen Treffen zwischen den Catholiken und Reformirten, in welchem der Connetabel von Montmorenci

im

im vier und siebenzigsten Jahr seines Alters getödtet wurde. Die Schlacht währte nicht länger als drey Viertelstunden, und beyde Theile eigneten sich gleich den Sieg zu. Da der König unsern Helden fragte, wen er denn für den Sieger hielt, so antwortete dieser mit seiner gewöhnlichen Freymüthigkeit: „Sire, nicht wir, sondern der König von Spanien hat „diese Schlacht gewonnen; denn leider sind in diesem Treffen „von beyden Theilen so viele brave Franzosen geblieben, daß „ihre Anzahl hinreichend genug gewesen seyn würde, Flan„dern und die sämmtlichen Niederlande zu erobern.“

Vinzent Carloix versichert, daß Carl IX. gleich nach dem Tode des Anna von Montmorenci unserm Helden das Connetabelschwerd und mit demselben den Oberbefehl über alle seine Kriegsheere angeboten habe; aber der Marschall lehnte weislich dieses glänzende Anerbieten von sich ab und rieth dem König diesen Posten lieber gar nicht zu besetzen, sondern ganz eingehen zu lassen, bey gegenwärtigen Umständen aber den Herzog von Anjou, Bruder des Königs (nachherigen König Heinrich III.) zum Generalissimus und königlichen Generallieutenant im ganzen Königreiche zu ernennen. Niemand wagte sich diesem Rath zu widersprechen, und Carl ließ sogleich seinen Bruder den Eid als obersten Feldherrn des Königreichs ablegen. Die Catholiken, die nun den Bruder ihres Königs und den vermuthlichen Thronerben an ihrer Spitze sahen, brannten für Begierde, den Prinzen von Condé und den Admiral anzugreifen. Beyde wurden auch bald nachher mit Gewalt genöthiget Paris zu verlassen und sich bis in Poitou zurück zu ziehen. Der Herzog von Anjou folgte mit

den Marschällen von Vieilleville und Bourdillon ihnen auf dem Fuß nach und der König selbst gieng bis nach Tours. Vieilleville erhielt Befehl, sich mit sechs Fahnen Fußvolk in Poitiers hinein zu werfen, welchen Ort er auch eine geraume Zeit lang behauptete, ob sich gleich unter den Einwohnern desselben viel eifrige Anhänger der hugenottischen Parthey befanden.

Nachdem der Herzog von Anjou im Jahr 1569. die Schlacht bey Moncontour gewonnen hatte, entschloß er sich Saint Jean d'Angely zu belagern und erwählte bey diesem Unternehmen Vieilleville zu seinem Gehülfen. Diese Stadt that eine ziemlich lange und standhafte Gegenwehr, endlich aber wurde sie doch zur Uebergabe gezwungen. Vieilleville, der auch an dieser Eroberung nicht geringen Antheil hatte, erhielt zur Belohnung das Gouvernement von Bretagne, und auf sein Anhalten wurden zu gleicher Zeit sein ältester Schwiegersohn von Epinay, der von Geburt ein Bretagner war, zum Generallieutenant der Provinz, und sein zweyter Eydam, der Graf von Duilly zum Gouverneur von Metz ernannt. So schnell sie aber diese neuen Ehrenstellen erhalten hatten, eben so schnell wurden sie auch derselben wieder beraubt. Der Herzog von Montensier, ein Prinz von Geblüte, war bey Hofe angelangt, und hielt für sich selbst um das Gouvernement von Bretagne an. Der König machte zwar anfänglich Schwierigkeiten, weil er unsern Helden angerne die ihm nur eben zugestandenen Gnadenbezeugungen wieder entziehen wolte; aber der Herzog fuhr immer zu bitten fort und überdem war es bey den damaligen Umständen höchst nöthig ihn zu schonen.

schonen. Wie leicht hätte er sich zur Parthey der Hugenotten schlagen können, deren Oberhäupter, der König von Navarra und der Prinz von Condé, seine nahen Anverwandten waren. Catharine von Medicis sah dieses völlig ein, und überredete endlich ihren Sohn in das Begehren des Herzogs zu willigen. Um aber auch unsern Marschall, der sich zu Saint Jean d'Angely befand und diesen Ort aufs neue befestigen ließ, wegen seines Verlustes zu trösten, übersendete der König ihm zehn tausend Thaler in Golde, und ließ ihm zu gleicher Zeit die Ursache und Nothwendigkeit dieser Abänderung bekannt machen. Vieilleville gehorchte, und schickte sein Patent sowohl als die Patente seiner Schwiegersöhne dem König zurück; aber nur mit genauer Noth ließ er sich überreden die zehn tausend Thaler anzunehmen. Auch theilte er diese Summe in gleichen Theilen unter seine beyden Schwiegersöhne, um sie für die ihnen fehlgeschlagene Hofnung einigermaßen zu entschädigen. Nachdem Vieilleville sich noch einige Zeit lang zu Saint Jean d'Angely aufgehalten und diesen Ort in guten Vertheidigungsstand gesetzt hatte, gieng er auf seine Güter zurück, von wo er doch bald wieder abgerufen wurde, um dem König und dem Staat neue Dienste zu leisten.

Im Jahr 1570. fand es der König für gut das Obercommando in allen seinen Staaten unter vier Marschällen von Frankreich zu theilen, die in den ihnen untergeordneten Provinzen Frieden und Ruhe gänzlich wieder herzustellen und alle Unordnungen zu steuren und zuvor zu kommen sich bemühen solten. Vieilleville befand sich mit unter dieser Zahl und

erhielt den Oberbefehl über Lyonnois, Forez, Beaujolois, Bourgogne, und Bourbonnois, Provence, den Delphinat, Auvergne und Vivarais. Er reisete nebst zwey dazu ernannten Commissarien des königlichen Conseils bald darauf nach diesen Provinzen ab, und ließ es sich eifrigst angelegen seyn seine Bestimmung zu erfüllen. Anfänglich begab er sich mit seinen beyden Begleitern und einem Gefolge von hundert und zwanzig Pferden nach Montlucon, wo er alle erforderliche Anstalten traf, um in Bourbonnois, la Marche und Auvergne die vorige Ordnung wieder herzustellen. Von da gieng er nach Lyon, wo er noch die Herren von Soubise und de Sault an der Spitze eines hugenottischen Corps antraf, die sich aber auf seinen Befehl so gleich zurück zogen, und ihre französische Truppen so wohl als die von ihnen angeworbenen Schweizer auseinander gehen liessen. Nachdem auch hier alles beruhiget war, verfügte sich unser Held ins Delphinat, wo er die Stände zusammen kommen und das Friedensedict publiciren ließ. Aber ohngeachtet die Oberhäupter der Conföderirten durch dasselbe Generalpardon erhielten, so hatte sich doch ein Haufen von hundert bis hundert und zwanzig Mann zusammen gerottet und in ein Thal begeben, von wo aus sie die umliegenden Schlösser plünderten und das ganze Land verheerten. Der Marschall wußte sehr wohl, daß Leute dieser Art gemeinhin wie Verzweifelte zu fechten pflegen, und beschloß, die gegen sie commandirten Truppen in Person selbst anzuführen. Er ließ sich also in ihrem Schlupfwinkel von seinen Leuten umringen. Mehr als dreyßig von diesem Gesindel wurden getödtet und ungefähr achtzig nach Grenoble gebracht, wo das Parlament ihnen den Proceß machen und sechzig davon hinrichten ließ.

Eben

Eben da der Marschall im Begrif war nach der Provence abzugehen, erhielt er ein päbstliches Breve, worin er gebeten wurde, mit Genehmigung des Königs die Ruhe in Avignon wieder herzustellen; denn diese Grafschaft war von den Protestanten mehr als das ganze übrige Frankreich beunruhiget worden. Vieilleville that es mit Vergnügen und begab sich nach dieser Stadt, die er dreyßig Jahre zuvor gezwungen hatte, den König Franz I. für ihren Herrn zu erkennen. Er wurde daselbst mit grossen Ehrenbezeugungen empfangen, und fand wenig Mühe ihr den vorigen Frieden wieder zu geben; denn die Straßenräuber, die sie bisher beunruhiget hatten, waren nach Sisteron, einer kleinen Stadt in der Oberprovence, geflüchtet. Vieilleville entschloß sich sie daselbst aufzusuchen, und verabredete deshalb das nöthige mit dem Don Fabrizio, einen Neffen Pius V. der die päbstlichen Truppen in dieser Grafschaft commandirte. Dies Kriegsvolk verdiente aber eben nicht sehr in grosse Betrachtung gezogen zu werden; denn als Vieilleville dem Don Fabrizio fragte: wie viel Mannschaft er zu dem vorhabenden Zuge wohl aufzubringen sich getraue? antwortete dieser: daß er ungefähr 4 bis 500 Mann hätte, für deren Bravour er aber nicht gerne einstehen möchte. „Das thut nichts — erwiederte Vieilleville — wir wollen „diese Leute schon ins Feuer führen. Ueberdem will ich sie in „so gute Gesellschaft bringen, daß sie sich nicht werden entbrechen können, brav zu thun." — Nachdem also zu diesen päbstlichen Truppen eben so viel gute französische Soldaten gestossen waren, brach Vieilleville mit diesem Corps auf und langte an einem Montag des Abends vor Sisteron an. Er ließ so gleich die Stadt stürmen, während dem einige gutge-

sinnte und von dieser Unternehmung unterrichtete Bürger ein an der andern Seite der Stadt gelegenes Thor öfneten, um einen andern Haufen von dreyhundert Mann hineinzulassen. Lambois, der Anführer der Räuber, wolte anfänglich die Mauern der Stadt vertheidigen, da er sich aber auch von hinten zu angegriffen sah, gerieth er in Verzweifelung und schoß sich eine Pistolenkugel durch den Kopf. Seine Leute ergriffen so gleich die Flucht so gut wie sie konnten; aber ein Theil von ihnen wurde getödtet und die übrigen gefangen genommen. Es waren in allem noch an hundert und funfzehn Mann, die man dem Marschall vorführte. Dreyssig von diesen Bösewichtern, die mehrere Räubereyen und Plünderungen als die übrigen begangen hatten, wurden den andern Morgen gehenkt, und der Rest den päbstlichen Gerichten zu Avignon überliefert. Vieilleville hielt sich nach dieser Expedition nicht lange mehr in der Grafschaft auf. Er schlug alle Geschenke aus, die ihm als eine Belohnung für seine Bemühungen im Namen des Pabstes angeboten wurden, wobey er denn gegen den Don Fabrizio, den Vicelegaten und den Erzbischof erklärte: daß er von ihnen nichts weiter verlangte, als daß sie sich seiner in ihrem Gebete erinnern möchten.

Dies war die letzte kriegerische Unternehmung des Marschalls von Vieilleville. Er begab sich von da nach Aix und nach Marseille, wo er mit allen nur erdenklichen Ehrenbezeugungen aufgenommen wurde. Hierauf nahm er seinen Weg über Beaucaire und Tarascon, durchzog ganz Vivarais, besuchte Auvergne, und stellte an allen Orten Frieden und Ruhe wieder her. Nachdem er seine Pflichten auf diese

Weise

Weise erfüllt hatte, machte er die nöthigen Anstalten zur Zurückreise nach seinem Schloß Duretal, als er vom König den Befehl erhielt sich unverzüglich nach Lyon zu verfügen. Dies geschah auf ausdrückliches Verlangen der Schweizercantons, an welche der Hof im Begrif war, eine ausserordentliche Gesandschaft abzusenden, die aber mit keinem andern, als mit dem Marschall von Vieilleville in Unterhandlungen sich einlassen wolten. Das Interesse des Königs forderte durchaus die Cantons bey guten Gesinnungen zu erhalten, und sie zu verhindern, daß sie nicht den Hugenotten von neuen Truppen überlassen, noch dem Kayser und dem Pabst Erlaubniß zur Werbung verstatten möchten; weil solches den Werbungen, die Frankreich daselbst anzustellen wünschte, natürlicherweise nicht wenig schaden müßte. Vieilleville konnte sich nicht gut weigern die Einladung der Schweizer anzunehmen, und erfüllte bey dieser Sendung abermals vollkommen die Wünsche und die Willensmeynung des Königs und der Königin Regentin.

Dieses letzte so glücklich vollendete Geschäfte verursachte, daß er auf eine im höchsten Grade ausgezeichnete Weise bey Hofe empfangen wurde, wobey man ihm zugleich die größten Ehrenämter versprach, woferne er sich entschliessen wolte, sich ins künftige auf immer an denselben aufzuhalten. Aber alle diese glänzenden Verheissungen blendeten ihn nicht; er schlug alles standhaft aus, und wünschte nichts als nach Duretal gehen zu können. Doch machte er noch zuvor seine Aufwartung bey der neuen Königin Elisabeth von Oesterreich, die ihm eigentlich die Krone von Frankreich, wie wir bereits oben erwähnt haben, zu verdanken hatte. Carl IX. sahe ihn

ihn wider seinen Willen abreisen, versprach aber ihm nächstens zu folgen, und da er so gesonnen war, seiner neuen Gemahlin die schönen Provinzen Touraine und Anjou zu zeigen, bey dieser Gelegenheit nach Duretal zu kommen, und sich daselbst mit seinem ganzen Hofe einige Tage lang aufzuhalten. Im Monat November trafen auch wirklich der König, die beyden Königinnen, die Herzoge von Anjou und Alencon, Brüder des Königs, und die vornehmsten Herren und Damen des Hofes zu Duretal ein. Der Marschall empfieng seinen Monarchen auf das prächtigste. Er war nun der älteste Marschall von Frankreich; die Connetabelstelle war noch immer unbesetzt, und wahrscheinlicherweise würde kein andrer wie er solche erhalten haben, woferne nicht Mißgunst und Ehrgeiz ihn mitten in der schönen von ihm so ruhmvoll zurückgelegten Laufbahn aufgehalten hätten. Er wurde am letzten Tage des Novembermonats 1571 vergiftet und starb nach zwölf schmerzvollen Stunden, im ein und sechszigsten Jahr seines Alters.

Der Kummer und die Unruhe worin seine Familie durch seinen Verlust gestürzt wurde, ist unbeschreiblich. Der größte Theil des Hofes nahm lebhaften Theil an ihrem Schmerz, nur seine heimlichen Mörder blieben vermuthlich ungerührt, oder vergossen doch nur erkünstelte Thränen. Es wurden grosse Untersuchungen angestellt und über die Urheber dieser Schandthat mancherley Urtheile gefällt, man konnte aber nicht das geringste entdecken, ja nicht einmal mit Gewißheit den Thäter argwohnen. In jenen unseligen Zeiten waren nichts so gemein, als Verbrechen aller Arten, und nichts seltner und schwerer, als die Bestrafung derselben. Der Verdacht eine solche That began-

gen zu haben, konnte mit dem größten Anschein der Wahrheit auf so viele Personen von allen Ständen fallen, daß es immer äusserst schwer blieb den wahren Thäter zu errathen.

F.

IV.

Das Handbillet des Hanswurstes.

Eine Beylage zur Regierung des Hanswurstes, 1786. *)

Lieben, getreue Minister und Räth,
Und wer sonst in meinem Gnadenbrod steht — —

Wer nun immer die Finger kann rühren
Fängt jetzt an, ein Handbillet zu scribuliren.
Will also auch ein Handbillet schreiben,
Und meine Räth ein wenig untereinander treiben.
Weiß zwar vorher, daß's nicht viel wird nutzen,
Und daß sich Manche den Hintern dran putzen
Mit der Copia nämlich; denn's Original mit Respect
Bleibt im Archiv für d'Mäuse ein Confect.
Thut nichts — d'Welt wird doch darüber erstaunen
Und d'Zeitungsschreiber werden's ausposaunen
Was für ein Glück so ein Land genießt,
Wo der Monarch den Räthen d'Leviten liest.

Will

*) Dies ist ein Wiener Product, wovon nur wenig Exemplare existiren.

Will also in Gott's Nam die Predigt anheben,
Und euch allergnädigst zu erkennen geben,
Wo mich der Schuh druckt. S'ist schon lange Zeit,
Daß mich Essen, Trinken und Caressiren nicht freut.
Ihr seht selbst, wie ich von früh Morgen
Für das Wohl meiner Unterthanen thu sorgen.
Durch Steuer und Gaben wird d'Industrie erregt.
Deswegen hab' ich sogar auf d'Luft eine Steuer gelegt;
Und wenn ihr Geld alles in meine Cassa marschirt,
So geschieht's, weil's Geld nur zur Ueppigkeit verführt.
D'Bevölkerung laß ich dabey nicht aus den Augen,
Und helf ihnen wohl selbst, so lang ihre Weiber was taugen.
Kurz ich lieb sie, und wenn sie ihre Steuern richtig geb'n,
So laß ich sie aus Huld und Gnaden — — sogar leb'n,
Und doch wollen meine Unterthanen ihr Glück nicht erkennen,
Und bombardiren mich mit Klagen und Thränen.
Das Saug'sind hat sogar den Respect geg'n mich verlohren,
Und sagt mir die gröbsten Impertinenzien in d'Ohr'n,
Dem hat d'Parforcejagd 's Fruchtfeld zertreten —
Der ihr Mann liegt wegen einer Wildsau in Ketten.
Den andern hat's Gericht von Haus und Hof vertriebn,
Weil er d'Nasensteur schuldig gebliebn,
Und mehr dergleichen Hundsfüttereyen,
Mit denen sie mir täglich d'Ohren voll schreyen. — —
Ja, ich kann nicht einmal aufs Häusl gehn
Ohne daß zehn mit einer Bittschrift dastehn.
Um also der Secatur los zu werden,
Befehl ich euch hiemit, den Beschwerden
Meiner Unterthanen abzuhelfen, so gut ihr könnt.
Das heißt: ihr müsset ihnen erklärn, daß ein Regent

Kein

Kein Mensch sey; denn wir sind, wo nicht Götter,
Doch wenigstens unsers Herrn Gotts seine Vetter,
Der uns, wie's im Jure gar schön wird erklärt,
Statt Seiner zum Regieren herabschickt auf d'Erd.
Wir mögen also noch so miserabl regieren,
So darf uns doch Niemand tadeln und critisiren,
Und gesetzt auch, daß ein Regent ein Dummkopf wär,
So bleibt er doch von den übrigen Dummköpfen der Herr.
Denn wie ich euch schon gesagt, unsre Macht kommt von oben —
Und was daher kommt, muß man ehren und loben —
Kurz, wir erkennen kein Gesetz als unsern Willn
Und keine Pflicht, die uns nicht beliebt zu erfülln. — —
Dies müßt ihr also meinen Unterthanen einzuprägen suchen,
Und sind sie, wie ich hoffe, keine Ruchen
So werden ihnen wohl die Augen aufgehn,
Und sie die Narrheit von ihrem Murrn einsehn.
Dabey wär's gut, wenn ihr ihnen die Fabel erzählet,
Von den Fröschen, die einen König erwählet,
Der ein Stück Holz war, und der sodann
So gut regiert, als nur immer ein König regieren kann.
Die dummen Frösch' aber waren mit ihm nicht zufrieden,
Und fiengen an, allerhand böse Anschläg zu schmieden.
Sie liefen zum Jupiter hin, und schrien ihm die Ohren voll,
Um einen andern König. Der wurd endlich toll,
Und weil ihm die Narren nicht einen Augenblick Ruh gaben,
So sagt er: Gut! ihr solt einen andern König haben,
Und da hat er ihnen im Zorn einen Storchen geschickt,
Der sie in einer Nacht mit Haut und Haar geschlückt.

Durch diese Fabel könnt ihr meine Unterthanen,
Falls ihr keine Ochsen seyd, zur Geduld ermahnen. —
Wenn ihr ihnen nämlich, auf gute Art probirt,
Daß ich's Stück Holz, und mein Nachfolger der Storch seyn wird.
Meine Unterthanen sind nicht vor den Kopf geschlagen,
Und werden gern ihre Last wie d'Mühlesel tragen,
Sobald sie nur denken an's grössere Ungemach;
Denn d'Fabel lehrt: es kömmt selten was Bessers nach.
Ihr habt hier also meinen Willen vernommen —
Ich hoffe, ihr werdet demselben getreulich nachkommen;
Denn hör ich von meinen Unterthanen noch eine Klag,
So heißt mich was, wenn ich euch nicht zum Teufel jag —
Und nun will ich schliessen. Es plagt mich der Durst.

Ich bin

Lieben, getreue,

Euer affectionirter Hanswurst.

V.

Bemerkungen über Indien und China.

Indien, eins der reichsten und vortreflichsten Länder der Erde unter dem schönsten Himmel, ist wahrscheinlich auch eins der ersten gewesen, die bevölkert und policirt wurden. Diese Weltgegend ist auch jederzeit als die Wiege der Wissenschaften und Künste betrachtet worden. Die verschiedenen Völkerschaften, die sich hier anfangs niederliessen, verursachten die Entstehung einer Anzahl kleiner Königreiche, die nach und nach erstaunlich heran wuchsen, ohne sich jedoch so mit einander zu vereinigen, daß eine einzige grosse Monarchie daraus wurde. Die von Natur sanftmüthigen friedliebenden Indier, waren das wahre Gegenbild der rastlosen kriegerischen Araber und Scythen, eben so eifersüchtig auf ihre Freyheit, wie diese Nationen, allein mit mehr Politic versehn. Sie beschäftigten sich mehr glücklich zu leben, als sich furchtbar zu machen, und ihre Unabhängigkeit zu erhalten, als andern die ihrige zu rauben. In alten Zeitaltern, wo die alte Geschichte der indischen Nation gedenkt, zeigt sie uns solche als frey in ihrem Lande, und unabhängig von allen benachbarten Völkern. So sieht man sie zur Zeit des Cyrus, des Alexanders, und der Römer. Cyrus erhielt eine Gesandschaft von einem der mächtigsten Könige in Indien, der ihm seine Dienste wider die Assyrer anbieten ließ. Zu Alexanders Zeiten stürzten die siegreichen griechischen Heere auf Indien los, um es zu unterjochen, allein nach einigen blutigen fruchtlosen Schlachten zogen sie sich wieder

zurück, und liessen es so frey wie sie es gefunden hattten. Zur Zeit der Römer wurde Indien bloß durch den Kayser Trajan angegriffen, der daselbst erschien und wieder verschwand, ohne etwas Denkwürdiges auszurichten.

Die alten Eroberungen des Bachus und des Hercules in Indien sind nach dem Urtheil des Erastostenes und andrer alten Schriftsteller, die Strabo anführt, nichts als Fabeln, und wenn diejenige, die man dem Sesostris zuschreibt, auch wirklich statt gefunden hat, so war sie für dieses Land doch nur ein vorübergehender Sturm, nach welchem es völlig so frey wie vorher blieb. Indien hat vielleicht länger wie irgend ein anderer Erdstrich die ursprüngliche Landesreligion beybehalten. Die Existenz eines unerschafnen Gottes und Weltschöpfers, und die Idee eines künftigen Zustandes von Belohnungen und Strafen, sind hier seit undenklichen Zeiten bekannt und bis jetzt fortgepflanzt worden. Sie machen die beyden Grundlehren ihres Glaubens aus, so wie wir sie bey den alten Brachmannen und den neuern Braminen finden, die die Orakel des Volks sind. Der grobe Aberglauben, der sich in diesem Lande eingeschlichen, scheint seine vornehmste Epoche unter der Regierung des Cambyses gehabt zu haben; ein Zeitpunct, wo die aus ihrem Vaterlande von diesem Monarchen vertriebenen egyptischen Priester gezwungen waren nach Indien zu flüchten. Hier zerstreuten sie sich im ganzen Lande, und breiteten allenthalben ihre religiösen Fabeln, ihren Götzendienst und ihre Hieroglyphen aus, die sodann von da nach der Tatarey und nach China kamen. Der Lehre der alten Brachmannen und der neuern Braminen zufolge, die in ihren berühmten Schastern oder Vedam

dam enthalten, ist die sichtbare Welt vor 4880 Jahren erschaffen worden, und Brama, der erste Mensch, war auch der erste ihrer Könige.

Zur Zeit Abrahams war in den verschiedenen Ländern von Asia, Africa und Europa, die uns am besten bekannt sind, noch keine beträchtliche Monarchie vorhanden. Die persischen, assyrischen und egyptischen Königreiche befanden sich damals noch in einer Art von Kindheit, und fiengen erst an sich zu bilden. Das chinesische Reich ist ohne Zweifel das älteste von den grossen Reichen die jetzt existiren, allein es ist schwer zu bestimmen, wie lange es so wie gegenwärtig in einen politischen Körper vereinigt ist. Die chinesischen Jahrbücher reden von 22 Dynastien, die über dieses ungeheure Reich geherrscht haben, und bestimmen dessen Ursprung auf beynahe 3000 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung. Auf diese Weise würde es über 2000 Jahr älter, als die persischen und assyrischen Reiche seyn.

China wurde erst in Europa und in den asiatischen Provinzen disseits des Tigris und des Euphrats zu der Zeit bekannt, da Alexander so weit in Indien vordrang, und selbst damals erfuhr man davon noch nichts wichtiges. Die Phönicier hatten auf ihren vielen Seereisen in den indischen Gewässern nie von diesem Reiche reden hören. Man kannte es auch nicht in Babylon zur Zeit des Herodots und des Xenophons, da doch damals die Herrschaft der Perser sich weit in die östlichen Länder von Asien erstreckte. Es ist zu bewundern, daß ein so altes, blühendes und ungeheures Reich allen grossen Nationen Asiens so viele Jahrhunderte durch unbekannt blieb. Alexander

drang mit seinen Eroberungen durch die weitläuftigen scythischen Ländereyen immer gegen Morgen zu, von dem caspischen Meer bis zu den Quellen des Indus und des Ganges, wo die Königreiche des Taxiles und des Porus lagen. Es war zwischen den Flüssen Hydaspes und Ganges, daß Alexander seinen grossen Sieg über den Porus erfochte. Wenn man vorbesagten Königreichen auch nur mässige Districte an der östlichen Seite dieser Flüsse einräumt, so konnten deren Gränzen doch eben nicht so ausserordentlich weit von den Ländern entfernt seyn, die jetzt den westlichen Theil von China ausmachen.

Alle diese Umstände zusammen genommen, machen das ausserordentliche Alter dieses Reichs etwas verdächtig, und es könnte wohl seyn, daß die 22 Dynastien, von denen die chinesischen Annalen reden, anstatt alle auf einander gefolgt zu seyn, eben so wie in Egypten zum Theil zu gleicher Zeit geherrscht haben. Wäre China zu Alexanders Zeiten so wie jetzo beschaffen gewesen, welches doch ihre fabelhaften Geschichtschreiber uns bereden wollen, so ist es wohl kaum glaublich, daß man in den Staaten des Porus und Taxiles auch nicht die geringste Kenntniß davon hätte haben sollen; oder daß diese Nachrichten dem Alexander und seinem Heere hätten verborgen bleiben können, in welchem sich so viel aufgeklärte Griechen fanden, die zu Athen in diesem schönen Zeitalter gebildet worden waren. Es ist also wohl sehr wahrscheinlich, daß zu Alexanders Zeiten die Länder, aus welchen jetzt das chinesische Reich besteht, noch nicht in einen politischen Körper vereint waren, wenigstens nicht nach der westlichen Seite zu; wenn gleich der östliche Theil zwischen Peking und Canton einem einzigen Monarchen

narchen unterworfen war, so blieb doch der westliche von ihm noch unabhängig.

Alexander, der so viel vergebliche Bemühungen anwandte, seine Truppen zu überreden ihn bis jenseit des Ganges, nach dem östlichen Weltmeer zu folgen, betrachtete alle Nationen, die diese Länder bewohnten, als abgesonderte von einander unabhängige Völkerschaften, so wie damals alle Scythen waren, und es noch jetzt die meisten tatarischen Nationen sind. Dieses war auch vielleicht der richtigste Begrif, den er sich von den Bewohnern des westlichen China zu jener Zeit machen konnte, weil wahrscheinlich erst lange nach seinem Tode die Vereinigung der kleinen chinesischen Königreiche unter einem Monarchen geschehn seyn wird.

So verdächtig das hohe Alter von China ist, so ist es die Geschichte ihrer ersten Beherrscher nicht weniger. Die Meynungen des Pater du Halde, des eifrigsten Anhängers der chinesischen Chronologie, verdienen keine Widerlegung. Maigret, Bischof von Conor, der die Geschichte dieses Reichs sorgfältig geprüft hat, verwirft die Chronologie dieser alten Zeiten gänzlich. Seiner Behauptung zufolge hat Chu-ti, ein chinesischer Annalist, die ersten Jahre und Regierungen ganz nach Gefallen ausgefüllt. Man kann nicht daran zweifeln, wenn man bedenkt wie unwissend die Chineser noch in der Astronomie waren, als im Anfang des vorigen Jahrhunderts die ersten Jesuiten zu ihnen kamen. Die frühern Bewohner von China, durch die Tradition unterrichtet, gaben ihren Nachkommen, wenigstens einige Jahrhundert lang, so richtige als edle Begriffe von dem höchsten Wesen. Sie lehrten sie den Herrn

und Schöpfer der Welt anzubeten, und die Vorschriften des Naturgesetzes zu befolgen. Dieses beweisen die alten Bücher, die von den Chinesern die fünf Bände genannt werden. Von allen ihren canonischen oder classischen Büchern werden diese fünf Bände von ihnen am meisten in Ehren gehalten. Sie sind eigentlich ein Abriß ihrer Wissenschaft, oder vielmehr ihrer Moral. Der vornehmste Gegenstand ihres damaligen Gottesdienstes war das höchste Wesen, die einzige Grundursache aller Dinge. Sie beteten es unter dem Namen Schang-ti an, welches so viel sagen will, als höchster Beherrscher; auch bedienten sie sich des Worts Tyen, um dieses erhabene Wesen zu bezeichnen. Tyen bedeutet sonst nach der Auslegung der Schriftgelehrten, oder Commentatoren der fünf Bände, den Geist der im Himmel wohnt, weil der Himmel das schönste Werk ist, das die erste Grundursache gemacht hat.

Die Chineser verehrten auch, obgleich nicht auf eine so feyerliche Weise, die himmlischen Geister, die nach ihrer Meynung vom höchsten Wesen bestellt waren, über die Flüsse, Berge, Städte, Provinzen und Königreiche, ja über jeden einzelnen Menschen die Aufsicht zu haben. Dieses waren ungefähr die Dämonen und Genii der alten Griechen und Römer. Obgleich Schang-ti oder Tyen im Anfang der erste, und vielleicht einzige Gegenstand der Anbetung bey den Chinesern war, so huldigten sie doch nachher dem materiellen Himmel auch ins besondre. Dieser Uebergang von der Anbetung der Gottheit zum schönsten Theil der materiellen Welt ist eben nicht zu verwundern; auch hatte die erste Abgötterey der Egypter,

der

der Assyrier, Babylonier, Phönicier und Araber mit der chinesischen viel Aehnlichkeit.

So war die ursprüngliche Religion eines Volks beschaffen, das jetzt der Welt das sonderbare Schauspiel darbietet, in einem Lande zu gleicher Zeit die allergröbste Abgötterey und einen auf blosse Moral gegründeten Gottesdienst blühen zu sehn.

G — — — — t.

VI.

Historische Anecdoten.

Mahomet, Stadthalter von Dubdu, im Königreich Fez, den alle Nachbaren wegen seiner vortreflichen Tugenden liebten, hatte sich im Jahr 1495 gegen den König Saich empört, und dieser Fürst rüstete sich, ihn zu seiner Pflicht mit den Waffen in der Hand zurückzubringen. Da die Stadt auf einem schroffen Berge lag, so verlohr der König beym ersten Angrif 3000 Mann. Doch war dieser Verlust nicht sehr beträchtlich, weil Saich eine grosse Armee hatte. Der Rebelle, welcher nicht hoffen konnte, vor seiner gerechten Rache sicher zu seyn, beschloß ihn im Lager aufzusuchen, und übergab ihm ein eigenhändig Schreiben als Gesandter. Nachdem es der König gelesen hatte, frug er den Ueberbringer, was er von seinem Herrn dächte. Dieser antwortete, daß derselbe nicht bey Verstande gewesen sey, als er die Waffen gegen seinen Ober-

herrn ergriffen habe. Ja, sagte der König, wenn ich ihn anfänglich gefangen hätte, wie sich das wohl in kurzer Zeit zutragen wird so hätte ich ihn lebendig viertheilen lassen. Aber wenn er selbst käme, sagte Mahomet, sich euch zu Füssen würfe und seinen Fehler erkennte. Würde ihm dann Eure Majestät vergeben? Ich schwöre Dir, sagte der König, in Gegenwart aller derer, die hier versammlet sind, daß, wenn er sein Unrecht, wie Du gesagt hast, erkennen will, er nicht allein in meine Gunst zurückkehren, sondern auch meine Töchter zu Gemahlinnen für seine Söhne mit einer anständigen Aussteuer bekommen soll. Er wird unverzüglich kommen, fuhr Mahomet fort, wenn Eure Majestät sich feyerlich vor diesem Adel verbinden will, ihm das Versprochene zu gewähren. Meine Versprechen, sagte der König, sind feyerlich genug, da ich sie in Gegenwart meines ersten Staatsministers, des Generals meiner Truppen, meines Schwiegervaters und des Patriarchen von Fez gethan habe. Hier ist der Rebelle, rief Mahomet aus, und warf sich ihm zu Füssen, er erkennet seinen Fehler demüthig und fleht um Gnade. Der König hob ihn auf, redete sehr freundlich ihm zu, besorgte die Verheyrathung seiner beyden Töchter mit den zwey Söhnen des Mahomets, und kehrte nach Fez zurück.

Die Sclaven in Tyrus, deren es eine ungeheure Menge gab, hatten sich gegen ihre Herren empört, und sie in einer Nacht ermordet, bis auf dem Straton, dem sein Sclave heimlich das Leben rettete. Sie bemächtigten sich der Stadt, und heyratheten die Wittwen. Da sie auf die Art in Freyheit

und

und Herren des Staats waren, beschlossen sie, einen König zu wählen, und kamen mit einander überein, daß der zu dieser Würde gelangen solte, dem es als einem Liebling der Götter glücken würde, den folgenden Tag zuerst die Sonne zu sehen. In dieser Absicht begaben sie sich nach Mitternacht auf eine grosse Ebne. Straton rieth seinem Sclaven, sich nicht gegen Morgen, sondern gegen Abend zu wenden, und unverwandt auf die höchste Spitze des Stadtthurms zu sehen. Der Sclave that es, und man hielt ihn für unsinnig, daß er den Aufgang der Sonne in Abend erwarten wolle. Allein während die andern ihre Blicke gegen Morgen richteten, um ihre ersten Strahlen zu sehen, wies ihnen der Sclave des Straton den Gipfel einiger Gebäude, die hinter ihnen lagen, schon von den Sonnenstrahlen erhellt. Alle jauchzten ihm zu, und verlangten, daß er sagen solle, von wem diese Erfindung herrühre. Er weigerte sich anfänglich, aber endlich entdeckte er, daß er seinem Herrn aus Erkenntlichkeit und Mitleiden bey der neulichen Niedermetzelung mit seinem Sohne das Leben erhalten, und von ihm diesen Rath, den er heute befolgt, bekommen habe. Die ganze Versammlung vergab dem Sclaven, sah seinen Herrn als einen übernatürlich erhaltenen Menschen an, und rief ihn auf der Stelle zum König aus.

Nach dem Tode desselben wurde sein Sohn auf den Thron gesetzt, und der Scepter von Tyrus kam auf seine Verwandten in absteigender Linie, worunter jedoch nur einer ist, den die Geschichte nennt, nämlich Azalmic, unter dessen Regierung Alexander der Grosse diese Stadt einnahm. Man kann schliessen, wie blühend damals ihr Zustand war, da

sie sich sieben Monate gegen die Angriffe des Feindes behauptete.

Bey den Zusammenkünften des Concils, welches Theodosius der Große nach Constantinopel im Jahr 383. ausgeschrieben hatte, bemerkte Amphilochius, Bischof von Cogni, daß der Kayser den arianischen Bischöfen zugethan war. Um ihn von dieser Parthey abzulenken und für die seinige einzunehmen, ergrif er die Gelegenheit, in den Saal, wo Theodosius und sein Sohn Arcadius sich befanden, einzutreten. Er grüßte nur den Vater. Theodosius, welcher anfangs glaubte, daß es aus Irrthum geschähe, ließ ihm sagen, daß er auch seinem Sohne den Kuß geben solte; aber der Bischof antwortete, es sey schon genug, wenn nur der Vater geehrt werde. Der Kayser entrüstete sich sehr über diese Aeusserung, und Amphilochius rief ganz laut: Eure Majestät kann es nicht dulden, daß man eurem Sohne nicht die schuldige Ehrerbietung bezeigt, wie sehr muß sich nun Gott der Vater beleidigt finden, wenn man seinem Sohne die ihm zukommende Verehrung verweigert? Dies brachte den Kayser so weit, daß er die Arianer vertrieb.

Mahomet der zweyte, mit dem Beynamen der Grosse, war sehr grausam. Er fieng seine Regierung damit an, daß er seine zwey Brüder erwürgen ließ, um, wie er sagte, keinen Streit mit ihnen zu haben. Als ein grosser Freund der Malerey ließ er den Bellin, einen venetianischen Maler nach Constantinopel kommen und sah seiner Arbeit sehr

oft und mit vielem Vergnügen zu. Einsmals malte Bellin einen Johanniskopf. Der Kayser sagte ihm, daß der Hals zu lang wäre. Da der Maler den Fehler nicht bald einsah, sagte Mahomet: Ich werde dir gleich zeigen, daß ich das verstehe, man rufe einen Sclaven herein. Der Sclave erschien, und der Sultan ließ ihm den Kopf abschlagen. Siehest du, sagte er kurz darauf zu Bellin, wie der Hals sich einzieht und verkürzt, wenn der Kopf herunter ist? Bellin mehr todt als lebendig über diese Demonstration, vergaß das Muster, das ihm Mahomet vorlegte zu copiren, und dachte nur darauf, sich von diesem raschen Mörder bey Zeiten zu entfernen.

Wenceslaus, der Sohn Kaysers Carl IV. und König von Böhmen, wurde 1400. der Regierung für unwürdig erklärt, weil er jede Stunde für verloren ansah, die er nicht aufs Trinken verwenden konnte. Ruprecht, Herzog von Bayern wurde in seine Stelle gewählt. Alle kayserliche Städte schwuren ihm so gleich den Eid der Treue; aber die Stadt Nürnberg schickte Wenceslaus 20,000 Goldstücke; und bath ihn, sie von ihrem Eide loszusagen. Wenceslaus willigte ein, erklärte sich aber, daß er kein Geld haben wolte, wenn sie ihm nur guten Bacharacher schickten.

* h *

VII.

VII.

Leben und Traum.

Das Leben ist ein kurzer Traum
Der bald entzückt, bald schreckt:
Aus dem, geniessen wir ihn kaum,
Tod, ungelegen weckt.

Das Leben bringt nur an den Saum
Nach langer Lebenskost,
Indem's auf ihm zerfließt wie Schaum
Vom aufgebrausten Most.

Im Leben küssen wir den Saum
Nur, vom Verklärungskleid
Das dort für ungemeßnen Raum
Uns webt die Ewigkeit.

Weh dem! der ohne Tugendzaum
Dies Leben blind durchrennt!
Der auf des Reichthums weichen Flaum,
Des Wohlthuns Glück nicht kennt!

Das Leben ist Erkenntnißbaum
Deß Frucht uns weise macht,
Wohl dem! der unter ihm vom Traum
Als Weiser einst erwacht!

L. Neuman.

VIII.

An Haschka.

Wien am 23. August 1786.

Solo in un caso il Musico è prezzabile,
Che quando intuona a' Prencipi la Nenia,
Se ne cava un diletto impareggiabile.

SALVATOR ROSA.

Ein Leiermann, der stets von Amor und Cytheren,
Und von dem Taumelkelch Lydens schwärmend singt,
Verdient nicht, daß wir ihn als einen Dichter ehren,
Wenn sein Gesang auch gleich durch alle Himmel dringt;

Noch weniger der Sclav, der so dem Golde fröhnet,
Daß er um schändlichen Gewinn sein Lied entehrt,
Und wessen Saitenspiel den Königsknechten tönet,
Ist der Verachtung und des Fluches zehnfach werth!

Vom Weisen wird nur dann die Liederkunst geehret,
Wenn sie des Hörers Herz mit Tugendlieb' erfüllt:
Wenn laut und muthig sie der Menschheit Rechte lehret,
Und wenn sie donnernd der Tyrannen Grablied brüllt!

Darum, o Haschka, laß durch Deutschlands weite Hallen
Auch fürther Deines Lieds erhabnen Heldenton
Gleich Gottes Donnern laut und fürchterlich erschallen,
Und sprich der Tyranney und den Tyrannen Hohn.

So

So wird zum Silberklang dein Nam dem Ohr' des Weisen,
(Horcht unser Sclavenvolk jetzt gleich nicht Deinem Lied)
Der beßre Enkel wird Dich triumphirend preisen,
Wenn Tyranney vor der erwachten Freyheit flieht!

Affsprung.

IX.

Etwas über das Journalwesen, vom Herausgeber, nebst einer Vertheidigung des Buchhändlers Hrn. Weygand in Leipzig gegen Herrn Professor Meißner.

Die Obliegenheiten eines Journalisten sind mannigfaltig, besonders da die Journallectüre in Deutschland so allgemein ist. Eine genaue Erörterung des Pflichtmäßigen, des Schicklichen und Unschicklichen, in Rücksicht auf periodische Werke, würde in unsern Tagen keine unnütze Schrift seyn und Manchem zur Richtschnur dienen können. Ein den Lesern dieses Journals bekannter Vorfall veranlaßt diese Betrachtungen. Wenn ein berühmter Gelehrter es nöthig findet, dem Publicum eine besondere Nachricht in einem Aufsatze zu geben, den er mit seinem eignen Namen unterzeichnet, so wird ein jeder Journalist es sich zur Pflicht machen, diesen Aufsatz in sein Journal aufzunehmen, ohne alle Rücksicht, ob der Inhalt Wahrheiten, paradoxe Sätze, oder Unwahrheiten enthalte; denn Lob oder Tadel fällt ganz auf den Verfasser; der Herausgeber hat damit gar nichts zu schaffen. Der Name ist sein Schild, der ihn

deckt.

deckt. Ist der Gelehrte berühmt, so liest man gerne was er schreibt, die Materie mag seyn, welche sie wolle. Sein Name ist dem Herausgeber Bürge fürs Interesse der Leser; wofür ein Journalist vorzüglich sorgen muß. Enthält das Gesagte Warnungen, oder Beschuldigungen, so mag sich der Beklagte rechtfertigen; der Herausgeber ist und bleibt neutral.

Der Herr Professor Meißner schickte mir den Aufsatz: Warnung an junge Schriftsteller, nebst einem Wörtgen an die Herren Schröder und Weygand, den man in der Litteratur und Völkerkunde im November Stück des Jahres 1786. findet. Herr Schröder hat sich mit Glimpf und Anstand vertheidigt. Herr Weygand aber glaubte zu stark angegriffen zu seyn, um, wie er sich ausdrückt, durch Complimente antworten zu können, und bath mich daher dringend, seine mit vieler Bitterkeit geschriebene Rechtfertigung aufzunehmen. Ich war wegen dieses Umstandes lange unentschlossen, eine Bitte zu bewilligen, die ich sonst, als partheyloß, nur für gemeine Pflicht gehalten haben würde. Die Sache betraf keinen gelehrten Streit, sondern einen Privatzwist. Keine Vorstellungen fruchteten bey Hrn. Weygand einen rühmlich bekannten Gelehrten mit Schonung zu behandeln; der ein öffentliches Amt auf einer Universität bekleidet, und als Protestant und Civilbeamter, durch den Antrag eines Lehrstuhls in einem catholischen Lande so sehr ausgezeichnet wurde. Er wolte von keinen Abänderungen noch Weglassungen hören, und forderte beständig meine Unpartheilichkeit auf. Ich glaubte endlich meine Pflicht als Journalist, der als eine Mittelsperson zwischen einzelnen Menschen und dem Publicum zu betrachten ist, durchaus er-

füllen zu müssen, da ich bey dem Angrif partheyloß gewesen war, so unangenehm mir auch dieses Opfer natürlich seyn muß; denn es ist nachtheilig für einen Gelehrten, den ich wegen seiner Verdienste ehre, und als Freund schätze, und ist zu Gunsten eines Mannes, den ich blos den Namen nach kenne. Die Gesetze der Billigkeit heben indessen alle weitere Bedenklichkeiten.

Bey dieser Gelegenheit finde auch nöthig, mich über einen andern Gegenstand zu erklären. Das im December Stück 1786, der Litteratur und Völkerkunde befindliche Gedicht: Klagen eines Geometers über den Verfall der Reize seiner Frau, hat wegen des schlüpfrigen Inhalts bei manchem Leser dieses Journals Kopfschütteln erzeugt. Der Geschmack ist bekanntlich verschieden, er läßt sich nicht lernen noch eintrichtern, daher man nicht wenig Bücherliebhaber findet, denen Verse, sie mögen noch so vortreflich seyn, aneckeln. Für solche Männer sind alle Dichter vom Homer bis Wieland die entbehrlichsten Schriftsteller. Den Musen sey es gedankt, daß es jedoch der Verehrer der göttlichen Dichtkunst eine ungeheure Menge giebt. Sie sind das Criterion von der Aufklärung eines Volks. Unsere Väter im 16ten und 17ten Jahrhundert waren grundgelehrt, schrieben Folianten, und hatten keine, oder doch nur unverdauete Begriffe, von der Kunst, die Empfindungen zu verfeinern, durch Gleichnisse und Bilder geschmackvoll zu lehren, Ideen sinnlich darzustellen, die menschliche Seele bald zu erschüttern, bald zu zerschmelzen, bald in phantasiereiche Regionen zu versetzen, mit einem Wort, die Kunst unser Wesen gleichsam zu erweitern. Die Erwerbung dieser

dieser so angenehmen Begriffe und die damit verschwisterte Cultur unsrer Empfindungen, wenn ich mich so ausdrücken darf, war unserm Zeitalter vorbehalten. Bedauernswerth ist, der dafür keinen Sinn hat.

Jedermann, der nur irgend etwas von dem beurtheilen kann, was man Witz nennt, wird das Uebermaaß desselben in dem oben angeführten Gedicht nicht verkennen. In dieser Rücksicht hat es nicht wenig Interesse, und verdient gewiß aufbehalten zu werden, ohne die zu starken Pinselstriche und auffallenden Bilder in Erwägung zu ziehen. Der Verfasser desselben ist ein sehr berühmter Dichter, der durch andre Dichtungsarten überaus beliebt ist, und bey dem nur in einem Anfall von Laune dieser erotische Versuch erzeugt wurde, den er jedoch nicht für den Druck bestimmte. Wem der darin strotzende Witz nicht mit den sehr passenden, obgleich obscönen Gleichnissen aussöhnt, für den ist dieses Gedicht, und überhaupt kein Gedicht gemacht. Ein solcher Leser schlage es über, ohne daran ein Aergerniß zu nehmen; denn es ist wenigstens nicht gefährlich; auch werden die Sitten dadurch nicht mehr verdorben, wie sie sind. Zu häufig dürften dergleichen Gedichte auch wohl nicht gemacht werden. Nur sehr wenige unsrer guten Dichter wären es im Stande, und von diesen würde sich vielleicht kaum einer damit befassen. Für den Troß der Dichterlinge und Reimschmiede hat es keine Gefahr. Es ist leichter empfindsam zu winseln, als Witz zu Markte zu bringen. Wer mit dieser Münze versehen ist, darf kühn auf die Vergebung des Publicums rechnen, er mag schreiben was er will. Was wird mehr geschätzt und gelesen, Voltaire's Pucelle, oder

seine Henriade? Welcher Freund der Dichtkunst, so ernst auch übrigens sein Character und Geschmack ist, hat nicht an den erotischen Gedichten eines Crebillon, Grecourt und Rochester Vergnügen gefunden? Welche Ode irgend eines grossen Dichters, in irgend einem Zeitalter, von Pindar bis zu Klopstock, ist so allgemein bey allen aufgeklärten Nationen in Europa bekannt, als Pyron's Ode an Priap?

So viel zu meiner Rechtfertigung, daß ich auf das Interesse meiner Leser sorgfältig bedacht, die Klagen des Geometers in der Litteratur und Völkerkunde aufgenommen habe.

v. A.

Audiatur et altera pars;

ein Wort ans Publikum zur Rettung meiner Ehre gegen Hrn. Prof. Meißners Verunglimpfungen.

Es hat Hrn. Prof. Meißner in Prag gefallen, im 11ten Stück der Litteratur und Völkerkunde von 1786 eine Schmähschrift wider mich einrücken zu lassen, welche mich eben so sehr überraschte als befremdete. Bei Durchlesung derselben wußte ich in der That nicht, ob ich mehr über den durchaus hervorleuchtenden Eigendünkel und kleinlichen Autorstolz des guten Mannes erstaunen oder ihn wegen der traurigen Verfassung seines Kopfes, Herzens und Gedächtnisses, in welcher er vermuthlich jenen Aufsaz entworfen hat, bedauren solte. Das weiß ich, daß das Resultat aller meiner Empfindungen beim Durchlesen nicht sowohl Unwillen, als Verachtung war. Unwillen ist zu viel für Verläumdungen; aber sie verachten habe ich schon längst gelernt, und wolte Hr. M. es ja versuchen,

mit

mir darzuthun, daß sein Betragen in diesem Fall mehr als Verachtung verdiene, so möchte er in dem Fall und in dieser Rücksicht allerdings wohl mich moralisch unheilbar finden. Ueberhaupt aber sieht man aus allen Umständen, daß Hr. M. zum moralischen Arzte ganz verdorben ist.

Ich bin es jedoch mir selbst und meiner Ehre schuldig, Klagen und Beschuldigungen, welche öffentlich gegen mich vorgebracht worden sind, nicht unbeantwortet zu lassen; man möchte sonst vielleicht glauben, ich fühle mich getroffen und fürchte mich vor Hrn. M. welches doch fürwahr nicht der Fall ist. Sein Aufsatz ist so unordentlich abgefaßt und die Klagepunkte sind in Einschaltungen und Noten so verwirrt unter einander geworfen, als man billiger Weise von einem Professor der Rhetorik, der doch wohl auch Logik gelernt haben muß, kaum erwarten solte. Ich will seinem Beispiel nicht folgen, sondern vielmehr seine angebliche Beschwerden in der Zeitordnung, wie die Ursachen derselben sich ereignet haben sollen, beleuchten.

1.) Zuerst also etwas vom Destouches für Deutsche, um zu beweisen, daß nicht Hr. Meißner aus Unzufriedenheit mit mir, sondern vielmehr ich aus Unzufriedenheit mit dem schlechten Absaz dieses Buchs die Fortsezung desselben aufgegeben habe. Von dem ersten Theile desselben, welchen die Herren Mylius und Meißner gemeinschaftlich bearbeitet haben, habe ich im Jahr 1779 nur 750 Exemplare abdrucken lassen. Damals fanden Theaterschriften noch ungleich mehr Käufer und Leser als jezt, und dem ohngeachtet war gleich anfangs der Absaz dieses deutschen Destouches äußerst schlecht, denn noch jezt lie-

gen davon 616 unverkauft. Rechnet man nun noch von den abgegangenen die Freiexemplare für die Autoren, für den Drucker, Setzer, Censor, Correktor und andere verschenkte oder inkomplet gewordene ab, so sind, wenns hoch komt, nicht über 100 Exemplare wirklich verkauft worden, welche mir noch nicht einmal die Interessen der daranf gewandten Kosten gut gethan haben. Ich hätte also fürwahr sehr unklug gehandelt, wenn ich bey so bewandten Umständen an eine Fortsezung des Buchs hätte denken wollen. Herrn Meißner wäre es freilich wohl sehr gleichgültig gewesen, ob ich dabei Schaden oder Gewinn gehabt hätte; denn er hätte doch sein Honorarium bekommen; von ihm war auch bei seiner damaligen Lage gar nicht zu erwarten, daß er selbst abbrechen würde. Ich aber kante meinen Vortheil besser und kann aufrichtig betheuren, keinen Schritt gethan zu haben, den Hr. M. nur im geringsten als eine Aufforderung zu fernerer Bearbeitung des Destouches ansehen könnte.

2.) Einen etwas bessern, jedoch noch immer sehr geringen Abgang fand der Moliere für Deutsche, von dessen ersten Theile ich im Jahr 1780 Ostern auch nur 750 Exemplare habe drucken lassen. Seither sind gewis schon zwei Jahre vergangen, ohne daß Jemand nur einmal darnach fragt; und die Folge von dem allen ist, daß noch jezt 506 Exemplare davon vorräthig liegen, welches ich zu allen Stunden durch den Augenschein zu beweisen erbötig bin. Dieser so sehr geringe Beifall und Absaz, welchen auch dieses Werk fand, muste mich ja wohl ganz natürlich von der Fortsetzung desselben abschrecken, wenn ich nicht muthwillig noch mehr Schaden, als ich

bereits

bereits erfahren, davon haben wolte; da ich sonst, wenn sich auch nur dann und wann Abnehmer gefunden hätten, gewis nicht würde ermangelt haben, die Herren Herausgeber um die Bearbeitung eines zweiten Theils zu ersuchen.

Hr. M. will so gar, wie es scheint, zu verstehen geben, daß Herr Mylius, den ich sehr ehre und werthschätze, wegen der unterbliebenen Fortsetzung des Destouches und Moliere mit mir auch gebrochen habe. Das ist aber eine grobe Unwahrheit; denn Hr. Mylius hat seit dem Jahre 1780 noch verschiedene Bücher in meinem Verlage heraus gegeben; z. B. im Jahre 1781. Mich. Messe die Beiträge zur Nationalbühne und 1782. Ostern die neue Uebersetzung des Amadis von Gallien. Auch weiß ich nie und Hr. Mylius wird es hoffentlich auch nicht wissen, daß er sich über mich, so wenig als ich mich über ihn zu beklagen Ursache gehabt habe; und Hrn. M. wird also wohl seine ehrliche Absicht Verhetzungen anzuzetteln, diesmal fehlschlagen.

Nun zur Hauptsache, wo es mir allerdings beinahe leid thut, Hrn. Meißners Schwächen dem Publikum aufzudecken, und den Mann, der so gern überall groß scheinen möchte, in einem sehr kleinen Lichte darzustellen. Er selbst scheint das, aber zu spät befürchtet zu haben; wenigstens ist mirs bekant, daß er gern seinen schon gedruckten Aufsatz zurück genommen hätte. Was für Begriffe doch Hr. M. von der Stärke seiner angeblich guten Sache haben muß! Also

3.) Zugleich mit dem ersten Theile des Destouches und also Ostern 1779 gab Hr. M. den ersten Theil von der

Geschichte der Familie Frink in meinem Verlage heraus. Ob er mir diesen Artikel damals angetragen oder ich ihn darum ersucht habe, wie er, um sich ja nichts zu vergeben, behaupten will, das weiß ich selbst nicht mehr zu sagen, halte auch diesen Umstand nicht für wichtig genug, um deswegen unter meinen Briefschaften nachzusuchen. Genug Hrn. M. war es damals bei seinen Schriftstellereien eigentlich blos um Geldverdienst zu thun, nicht um Autorruhm, weil er sich sonst wohl auf dem Titel seines Buchs genannt haben würde. Hätte ich also auch, oder ein andrer Verleger ihn damals wirklich von freien Stücken zu Verfertigung eines Romans aufgefordert, so würde ihm ein solcher Antrag gewis viel zu angenehm und erwünscht gewesen seyn, als daß er sich darum lange hätte bitten lassen, wie er nach seiner bekanten Gewohnheit, keine Gelegenheit zum Selbstruhm zu verschmähen, sehr unwahr vorgiebt. Wer nur irgend einmal die Geschichte Frinks gelesen hat oder lesen will, der wird finden, daß dies Buch gar sehr helle und weitläuftig gedruckt ist. Hr. M. hatte sich das auch ausdrücklich und zu mehrern malen bedungen, nicht so wohl um seine Arbeit den Augen der Leser gefällig zu machen, als vielmehr, wie sich von selbst versteht, in der Absicht, daß sein Manuscript recht viel gedruckte Bogen füllen und also fein vieles Honorarium, nach der Bogenzahl berechnet, eintragen möchte. Er zeigte sich bey dieser Gelegenheit als einen grossen Meister in der Pünktlichkeit und Finanzkunst: denn er schrieb nicht nur die Anzahl der Zeilen für jede gedruckte Seite, sondern auch so gar die Summe der Buchstaben für jede Zeile vor, ob man gleich billig hätte vermuthen sollen, daß er, ohne im Kleinen so groß seyn zu wollen, mit dem nach Ver-

hältniß

hältniß des kleinen Formats und großen gesperrten Drucks sehr ansehnlichen Honorarium gewis sehr zufrieden seyn müßte. Umsonst stellte ich ihm vor, daß der weitläuftige Druck die Nachdrucker nur noch mehr anreizen würde, da diese Herren leicht drei solche Bogen meines Verlags auf einen bringen und dadurch so wohl als durch Weglassung der Chodowieckischen Kupfer ihren Raub wohlfeiler, als ich mein rechtmäßig erworbenes Eigenthum würden liefern können. Der Herr Verfasser blieb nach wie vor ein großer Liebhaber des splendiden Drucks, war auch eben deswegen sehr besorgt, ja recht fleißig Ruhepunkte und Absätze anzubringen und die Augen der Leser durch vielen weißen Platz zu ergötzen. Ich mußte in der Zeit verreisen und weil ich also natürlich nicht alle Bogen selbst besehen konnte, so geschahe es zuweilen, daß der Setzer, sey es nun aus Grosmuth, oder um manchmal einen Absaz ganz auf eine Seite zu bringen, und nicht auf der folgenden wegen einer Schlußzeile einen allzu großen leeren Raum zu lassen, hier und da eine Zeile zu viel auf eine Seite und ein paar Buchstaben zu viel in eine Zeile brachte. Hr. M. mochte damals viel Muße und Lust zum Rechnen haben; er zählte genau nach, und nun kamen einmal übers andere Briefe mit Vorwürfen an mich so wohl als an den Drucker, der dieses zu allen Stunden bezeugen kann. Zu diesem allen kamen noch die Schwierigkeiten bei der Censur des Buchs hinzu. Der Censor desselben war Hr. Hofrath Böhm, mit welchem Hr. M. (bei dessen Leben wenigstens) nicht im besten Vernehmen stand. Man urtheile nun, ob Hr. M. mir oder ich ihm bei dem Drucke dieses Buchs mehr Verdruß gemacht habe; und ob das alles, noch hinzu gerechnet die Furcht vor den drohenden Nach-

druckern und den sehr mäßigen Absatz des Romans mir zur Uebernehmung eines zweiten Theils desselben große Lust machen konte? Ich ließ eine Auflage von tausend Exemplarien drucken, davon sind noch jezt — nach beinahe 8 Jahren! — 331 da, die auf ihre Erlösung harren; und folglich bin ich seit so langer Zeit, weit gefehlt mich hiebei und überhaupt von Hrn. M's Autorschaft einiges Gewinns rühmen zu können, kaum noch auf meine Kosten gekommen. Dieses sind also die wahren und einzigen Ursachen, warum ich nie um die Fortsetzung des Frink bemüht gewesen bin, und nicht nur Hrn M. um mich seines Ausdrucks zu bedienen, dazu nicht gedrängt, sondern nicht einmal nur von weiten aufgefodert habe.

Hr. M. hat auch deswegen nie mit mir gebrochen, vielmehr zu verschiedenen malen, wie ich aus seinen Briefen darthun kann, neue Verbindungen mit mir einzugehen gesucht. So trug er mir z. B. im Jahr 1782. im Namen seines Freundes, die von ihm selbst angeführte Uebersetzung des Buchs: Ueber Frauenzimmer und Ehe, an. Da dieses Sujet schon so oft und zum Theil sehr gut bearbeitet worden ist, so trug ich anfangs Bedenken, mich darauf einzulassen und entschloß mich endlich dazu nur unter der Bedingung, daß Hr. M. eine Vorrede dazu machen und dadurch, weil er sich bereits einigen Namen erworben hatte, dem Buche Kredit beim Publikum verschaffen möchte. Ich konte dabei doch wohl vernünftiger Weise keine andere Absicht haben, als daß er sich bey dieser Vorrede und als deren Verfasser auch auf den Titel nennen solte. Ich schrieb ihm dieses mit dem Zusatz, daß ich ihn als einen

Lieblings-

Lieblingsautor gern und reichlich dafür bezahlen wolle; welches er auch willig annahm und eine kurze Vorrede zu liefern versprach. Hinterdrein erst, da alles unter uns berichtigt war, machte er mir den sonderbaren Antrag, daß ich ihn auf dem Titel des Buchs, weil das unnöthig sey, nicht nennen solte. Die Hälfte des ganzen Werks war schon abgedruckt, ich konte nunmehr, wie ich sonst in diesem Falle hätte thun müssen, nicht wieder zurücktreten. Um mich also nicht in neue Weitläuftigkeiten einzulassen und vieles Hin- und Herschreiben zu vermeiden, schrieb ich Hrn. M. ganz kurz und ohne nähere Bestimmung, sein Name solle von dem Titel wegbleiben. Natürlicherweise aber wäre es unrecht gewesen, wenn ich von einer Vorrede, die ich so gut hatte bezahlen müssen, nicht auch den einzigen und rechtmäßigen Vortheil, den sie mir bringen konte, hätte ziehen wollen. Zum Ueberfluß befragte ich mich deswegen noch bey einigen Freunden, und diese riethen mir, ich solle, um Hrn. M's unbilliges Verlangen einigermaßen aus Höflichkeit zu befriedigen, seinen Namen auf dem Titel der für ihn bestimten Freiexemplare weglassen, auf allen übrigen aber, so wie es mein Recht und geschlossener Vertrag mit sich brächte, anzeigen. Dies geschahe, und in so fern ist Hrn. M's hämisch beigefügte Note wahr, niemand aber als er wird mir daraus ein Verbrechen machen können. Er selbst erfahr es gleich nachdem das Buch in der Ostermesse 1783. gedruckt war, beschwerte sich deswegen mündlich gegen mich, schien sich aber auf meine höfliche und freundliche Vorstellung, daß mir ja ohne dieses Verfahren seine Vorrede gar nichts geholfen haben würde, völlig zu beruhigen, nicht aber einen geheimen Groll wider mich in seinem Herzen nähren zu wollen.

Daß er in dieser Vorrede unglücklicher Weise seiner Eitelkeit freien Lauf gelassen, und seinem werthen Selbst zu viel süßen Weihrauch gestreuet hat, das ist warlich meine Schuld nicht, auch begreife ich nicht, wie es ihn gereuen kan, sich zu diesem Selbstlobe bekennen zu müssen, welches doch wohl ganz zwecklos bleiben muste, wenn der Name des Vorredners unbekant war; denn man lobt sich doch wohl nur, um bekant zu werden und zu seyn; und Hr. M. wird vermuthlich am allerwenigsten eine Ausnahme von dieser Regel machen. — Von 750 Exemplarien, die von diesem mit Hrn. M's Vorrede versehenen Buche gedruckt worden, sind jezt noch, seit beinahe 4 Jahren 451 vorräthig, die ich auch zu allen Stunden vorzeigen kann. Fast muß ich alle Hofnung aufgeben, durch den Absatz derselben wieder zu meinen Kosten zu kommen, und auch hier hat mich Hrn. M's Name abermals im Stich gelassen und sein Vorschlag mir nicht nur keinen Vortheil, sondern so gar Schaden gebracht. Rechtfertigung genug für mich, wenn ich nachher andre ähnliche Anträge Hrn. M's und seines Freundes abwies, zumal da sie immer Umarbeitung fremder deutscher Werke, die noch gar nicht alt waren, oder neue Uebersetzungen betrafen, die ich nur mit Beeinträchtigung der ersten Verleger hätte annehmen können, und also, um mich keiner Unbilligkeit schuldig zu machen, auch nicht annehmen wolte. Der lezte Antrag dieser Art war eine neue Uebersetzung der Geschichte Clevelands oder des englischen Weltweisens, die ich ebenfalls, weil schon eine ältere Uebersetzung in einem andern Verlage vorhanden war, ablehnte. Alles dieses kann ich mit Briefen belegen und meine darauf gegebenen schriftlichen Antworten müssen ebenfalls für mich zeugen. Seit dieser Zeit habe

habe ich mit dem ehrlichen Hrn. M. in keinem Briefwechsel weiter gestanden und sein Unwille über meinen Mangel an Bereitwilligkeit alle seine Vorschläge annehmen zu wollen, ist vielleicht die Hauptursache der Fehde, welche er nunmehr wider mich erhoben hat.

Ich komme wieder auf Hrn. M's Frink zurück. So mittelmäßig auch der dargethane Absaz dieses Romans war, so fanden sich doch zuweilen, obgleich selten, Einige, die nach der Fortsezung fragten. Diesen muste ich, um mich nicht selbst etwa ohne meine Schuld verdächtig zu machen, die wahre Ursache der Nichtfortsetzung gerade zu melden, daß nämlich mit dem Verfasser seiner unbilligen Forderungen wegen nicht auszukommen und das Buch überhaupt kein einträglicher Verlagsartikel, wohl aber statt des Gewinnstes nur Verlust, Nachdruck, Verdruß mit dem äußerst eigennützigen selbstsüchtigen Verfasser zu besorgen sey. — So eifrig aber wurde das Buch und die Fortsezung desselben nie verlangt, als Hr. M. mit einem selbstgefälligen Seitenblick auf sich zu verstehen giebt.

Vor länger als einem Jahre fragte eben der Hr. G. aus Kopp. dessen Hr. M. gedenkt, wegen der Fortsetzung vom Frink bei mir an, und erbot sich zugleich, dieselbe zu übernehmen, wenn der Verfasser des ersten Theils dazu nicht geneigt sey. Ich hatte Hrn. M. der doch nun schon kein unbekanter Schriftsteller mehr war, wegen der vorhin angeführten Gründe um die Fortsezung des Buchs noch nie ersucht, noch weniger ihn deswegen gedrängt. Wie läßt sichs also wohl denken, daß mir der Antrag eines andern hätte annehmlich scheinen sollen, zumal bey einem Buche, welches blos ein Werk eigener

Erfindung

Erfindung und Einbildungskraft, nicht die Frucht wissenschaftlicher Kenntnisse war, und also von einem Fremden, für den es nicht allemal leicht ist, den Ideengang seines Vorgängers zu verfolgen, nicht ohne Schwierigkeiten fortgesezet werden konte? Ich will hiemit eben nicht gerade sagen, daß jeder, der es wagen wolte, eine Arbeit von Hrn. M. fortzusezen, weiter nichts als Sirenenschwänze zu Markte bringen könne, und daß Hr. M. allein im Besiz sey, Sirenenköpfe — ohne Schwänze — zu schaffen. Kurz, Hrn. G's Antrag war so wenig nach meinem Sinn, daß ich gar nicht einmal darauf antworten wolte. Ich ward aber nach einiger Zeit wieder daran erinnert, und um mit guter Manier loszukommen, schrieb ich endlich zurück: Ich wolte Hrn. G's Anerbieten annehmen, wenn er Hrn. M's Einwilligung dazu erhalten könte. Daß ihm diese aber nicht werden würde, davor war ich ganz sicher; Hr. M. that auch vollkommen recht daran, daß er seine Einwilligung verweigerte. Seitdem hat Hr. G. aus Kopp. weder dieser Sache wegen, noch auch sonst an mich geschrieben. Es ist also, wie man aus allen diesen Umständen sieht, eine ganz grundlose Beschuldigung, daß ich diesen Mann jemals mittelbarer oder unmittelbarer Weise zur Fortsezung des Frinks aufgefordert habe, und das muß auch meine eigne schriftliche Antwort an ihn, auf welche ich mich kühnlich berufen darf, ausweisen. Ob Hr. G. in seinem Briefe an Hrn. M. wie dieser freilich behauptet, einen Antrag von meiner Seite vorgegeben habe, das kann ich nicht wissen. Hat er es gethan, um Hrn. M's Einwilligung desto eher zu erhalten, so hat er daran schlecht oder doch unüberlegt gehandelt, und ich muß mich über ihn beklagen, daß er Hr. M's biliöse Injuriensucht rege gemacht hat. Ist aber

aber seine Absicht überhaupt nur diese gewesen, Hrn. M. selbst zu baldiger Fortsezung des Frinks zu bewegen, so hat er eine Mühe übernommen, welche ich ihm nicht im mindesten danke und welche zu benutzen ich damals gewis eben so wenig, als jezt, gesonnen war.

Ueberhaupt habe ich erst aus Hrn. M's Schmähschrift erfahren, daß Hr. G. an ihn geschrieben, und ihm, wenn es wahr ist, berichtet habe, daß ihm von mir die Fortsezung des Frink sey angetragen worden. Denn da Hr. G. wie oben gemeldet worden, seit meiner Antwort an ihn gar nicht wieder an mich geschrieben hatte, so war mir dieser ganze Vorfall aus den Gedanken gekommen. Zwar wurde ich ein wenig aufmerksam gemacht, als ich im vorigen Ostermeßkatalogus einen zweiten Theil von Frink, ohne Anzeige einer Verlagshandlung und Druckorts angezeigt fand; indessen rührte mich auch das sehr wenig, weil mirs wahrlich sehr gleichgültig ist, ob jemand und wer die undankbare Mühe übernimt, die Fortsezung jenes Buchs, welche ich nicht mag, zu verlegen. Auch dachte ich damals gar nicht daran, daß Hr. G. der Urheber dieser Ankündigung sey, vielmehr hielt ich Hrn. M. selbst dafür, der sich vielleicht, durch G's Antrag oder Aufforderung bewogen, zur Fortsezung seines Buchs entschlossen haben könte. Daß aber jene Ankündigung des zweiten Theils gar nicht aus meiner Handlung herrührt, das muß der Hr. Verleger des Meßkatalogus und die Handschrift des dazu eingeschickten Zettels bezeugen. Hätte ichs für billig, erlaubt und für den innern Werth eines Buchs dieser Art unschädlich gehalten, wenn ich die Fortsezung desselben einem andern auftrüge, so weiß ich nicht, was

mich hätte hindern sollen, im Meßkatalogus mich als Verleger zu nennen. Ich bin aber weit entfernt, ein solches Verfahren für erlaubt zu halten, vielmehr eben so wohl als Hr. M. von der Unrechtmäßigkeit desselben vollkommen überzeugt, und überdies auch meiner Sinne und Ueberlegungskraft mächtig genug, um einzusehen, daß die Fortsezung eines Verlagsartikels, der mir nie einigen Vortheil gebracht hatte, den dabei erlittenen Verlust aller Wahrscheinlichkeit nach nur vergrößern, nicht aber wieder gut machen würde.

Dieses leztere wird freilich Hr. M. unbegreiflich finden. Denn er ist nun einmal gewohnt zu glauben, daß sich nach seinen Geistesprodukten, auch dann, wenn er seinen Namen nicht dazu hergiebt, Gott weiß, vermöge welcher anziehenden Zauberkraft, die ganze Leserwelt dringen müsse. Daß er sich aber in dieser Meinung nicht selten gewaltig irre, das ist mir sehr begreiflich, denn ich habe die Erfahrung davon in Händen, und die unverkauften Exemplare seiner Schriften, welche meine Niederlage drücken, beweisen mirs alle Tage. Herr M. möchte auch gar gern das Publikum glauben machen, daß er immerfort von Verlegern bestürmt und gedrängt werde, Bücher zu schreiben. Ich bedaure den guten Mann wegen dieser Drangsale, freue mich aber auch zugleich, daß mir mein gutes Gewissen Zeugniß giebt, ihn nie gedrängt zu haben, und daß ich auch nicht die mindeste Versuchung bey mir fühle, es fernerhin thun zu wollen, wenn er sich auch gleich — wie Heilige zu thun pflegen — Drangsale wünschen und mich zum Dränger ausersehen solte. Ich sehe nicht im mindesten scheel dazu, daß er seinen Frink umarbeiten und mit zween Theilen ver-

mehrt anderswo als bei mir herausgeben will: ich wünsche ihm vielmehr recht viel Glück dazu und daß von dieser neuen Ausgabe auch nicht ein Jota ins Makulatur kommen möge.

In öffentliche Streitigkeiten mich einzulassen, ist weder mein Beruf, noch meine gewöhnliche Art, wie Hr. M. vorgiebt. Ich bin sehr wenig in diesem Stücke geübt, weil ich, dem Himmel sey Dank, sehr selten Gelegenheit zur Uebung gehabt habe, und sie auch nie suche. Im gegenwärtigen Falle aber konte ich mich freilich der Nothwehr nicht entbrechen. Hätte ich, wider mein eignes Wissen und Vermuthen einiges Talent zu solchen Streitigkeiten, so würde nur Hrn. M. das traurige Verdienst, es entwickelt zu haben, zukommen. Ich muste zeigen, daß ich Hrn. M. kühn unter die Augen treten kann, und daß keine unter allen seinen Verunglimpfungen ist, von welcher mich nicht das Bewustseyn meiner gerechten Sache lossprache. Ich kann nunmehr der Entscheidung des Publikum über diese Fehde getrost entgegen sehen; ob es Hr. M. auch kann, das steht dahin. Davon bin ich freilich mit ziemlicher Gewisheit überzeugt, daß er sein Versprechen halten und nicht wieder hierauf antworten wird. Das muß er wohl im Voraus gefühlt haben, daß er mir nicht würde antworten können; möchte er doch auch gefühlt haben, daß ein Verläumder sich des Namens eines ehrlichen Mannes unwürdig macht und eigentlich nur sich selbst, nicht den unschuldig Verläumdeten entehrt und in den Augen der Welt herabsetzt.

Monat Januar 1787. Friedrich Weygand.

II.

Anhang.

Ich möchte gern allen meinen Freunden und Bekannten durch Einrückung Ihrer Ankündigungen in diesem Journal gleich gefällig seyn; aber die Menge dieser Ankündigungen, wozu der kleine Raum des Umschlags nicht hinreicht, macht mir solches unmöglich. Ich sehe mich daher genöthiget einen andern Weg einzuschlagen, und bitte alle diejenigen, welche durch die Litteratur und Völkerkunde etwas bekannt machen wollen, solches an Herrn Severin, Buchdrucker in Weißenfels, unmittelbar Franco einzusenden. Dieser wird alsdann das Eingesandte in dem ersten Monathsstück, in einem besondern Anhang, aus kleiner Schrift abdrucken, und dem Herrn Einsender Pappier und Druck in nächster Messe auf das billigste berechnen. Uebrigens soll dieser Anhang keinesweges die Bogenanzahl dieses Journals vermindern und also den Käufern nicht zur Last fallen. — Diejenigen, die noch besonders eine Anzahl von ihren Ankündigungen verlangen, dürfen es nur melden.

No. 1.

Ich bin entschlossen, eine Englische periodische Schrift herauszugeben, die allen Deutschen, die nur mit der Englischen Sprache bekannt sind, willkommen seyn muß. Es erscheinen, wie man weiß, wöchentlich in der einzigen Stadt London eine große Menge Zeitungen, davon jede Gattung etwas Characteristisches hat. Dieses Auszeichnende in Nachrichten von öffentlichen und privat Vorfällen, Bemerkungen, Bizarrerien, Anecdoten, sonderbaren Briefen und wunderlichen Avertissements, desgleichen Parlamentsreden, Bonmots, Epigrammen, fliegenden Poesien, kurz alles, was die Englischen Zeitungen so anziehend macht, soll in den hier angekündigten Blättern, entweder in Bruchstücken, oder ganz, nach Beschaffenheit der Gegenstände und des Interesse, und zwar mit den eigenen Worten der Englischen Paragraphenschreiber, gleich nach der Erscheinung in England geliefert, und gehörig geordnet werden. Man wird dabey das Deutsche Publicum nicht aus den Augen verlieren, und daher alles weglassen, was zu local, desgleichen was nur für einzel-

ne Stände allein geschrieben ist, als Schiffsnachrichten, Getreidepreise, Anzeigen von Todesfällen, Auctionen, u. s. w. dagegen wird man die den sittlichen Menschen betreffende sonderbaren Begebenheiten, die in dieser an Originalen so fruchtbaren Insel sich fast täglich ereignen, desto ausführlicher berühren. Ich getraue mir, vermittelst dieser mit der größten Sorgfalt zusammengetragenen Zeitungsmaterien eine überaus interessante Lectüre allen denen zu versprechen, die Englisch verstehn, zu welcher Klasse von Lesern sie auch immer gehören mögen; weil nicht allein für den Politiker und Statistiker, sondern auch für den Philosophen, den Litterator, den Künstler u. s. w. gesorgt werden wird; ja selbst für diejenigen, die erst jetzo die Englische Sprache lernen, soll dieses Werk ein sehr nützliches Handbuch werden; zugleich wird man die neuen Englischen Bücher gleich nach der Erscheinung, oft auch vorher, wenn sie noch unter der Presse sind, anzeigen, und wenn der Inhalt ausserordentlich ist, auch etwas davon melden. Da, wo zu näherer Kenntniß der Dinge Erläuterungen erforderlich sind, sollen Noten in Deutscher Sprache von mir beygefügt werden. Mein Endzweck ist, diese Schrift über den gewöhnlichen Rang eines Zeitungsblatts zu erheben, damit sie auch nach Jahren noch als ein brauchbares Buch betrachtet werden könne. Zu einer solchen Unternehmung ist kein Ort in Deutschland so bequem als Hamburg, wegen der großen Verbindung dieser Stadt mit England, und der frühen Nachrichten, die man hier aus dieser Insel erhält.

Da die Englische Sprache jetzt so sehr in Deutschland cultivirt wird, und man anfängt, mit der Characteristik Englands näher bekannt zu werden, so wünsche ich, das meinige hiezu beyzutragen, und werde daher den Anfang mit diesem Werk machen, sobald ich nur durch eine hinreichende Anzahl Subscribenten für die Entschädigung des großen Aufwands gesichert bin, der zu einer so ungeheuren Sammlung von Englischen Blättern in groß Folio gehört. Ist diese Anzahl bis Ende des März 1787 vollständig, so sollen mit Anfang des Aprils von diesem Werk wöchentlich 2 Stücke, jedes zu einem Bogen, in groß Octavformat, auf gutem Schreibpapier sauber und correct gedruckt, unter dem Titel: The British Mercury, erscheinen, so daß vierteljährig 26 Bogen einen Octavband ausmachen werden. Hiezu kommt ein Titelblatt, und am Ende des Jahrs ein Register. Der Preis des Jahrgangs ist in Hamburg sechs Rthlr. Hamburger Courant, ausser=

ausserhalb aber sieben Rthlr., den Louisd'or zu 5 Rthlr. gerechnet. Die Subscribenten, die wöchentlich bedient seyn wollen, wenden sich deshalb an die resp. Postämter ihrer Wohnörter, die hiemit ersucht werden, die Subscription gefälligst anzunehmen, und davon die nöthige Anzeige hieher zu machen. Diejenigen Interessenten aber, die sich mit einer monatlichen Spedition dieser Blätter begnügen, sollen solche regelmässig durch die Hofmannsche Buchhandlung allhier erhalten. Die Bezahlung geschieht halbjährig bey Empfang der ersten Stücke. Da aber der Anfang nicht mit dem neuen Jahre statt hat, so wird nur im April 1787 der Betrag für ein Vierteljahr, oder ein Reichsthaler und achtzehn gute Groschen, den Louisd'or zu 5 Rthlr., entrichtet, und sodann im July halbjährig mit der Bezahlung fortgefahren.

Hamburg, den 10ten November, 1786.

J. W. v. Archenholtz.

No. 2.

Tabellarischer Grundriß der Beschreibung der kaiserlich freien Reichsstadt Hamburg nebst 10 dazu gehörigen großen gestochenen Planen.

I. Topographische Beschreibung
- A. des Walls,
- B. der Thore,
- C der äussern Werke, als das Neuwerk, Sternschanze &c.
- D. der Straßen.
- E. der öffentlichen und zum Besten des Publikums von Privatpersonen eingerichteten Gebäude und Häuser; als
  1. Kirchen; Hauptkirchen, Dom, Filialkirchen.
  2. Schulgebäude; Gymnasium, Johannäum, Bibliothek.
  3. Rathhaus.
  4. Börse, Münze, Kornhaus, Arsenal Bauhof u. s. w.
  5. Versorgungshäuser; Waisenhaus, Pesthof, Spitale, Zuchthaus &c.
  6. Straf= und Gefangenhäuser; Winserbaum, Rokkenkiste, Spinnhaus, Fronerei.

7. Einbeckisches, Niederbaumhaus, Ober= und Niedergesellschaft u. s. w.
8. Aquädukte, öffentliche und Privat=Mühlen.
9. Schiffszimmerwerfte, Theerhof, und Admiralitätsgebäude.
10. Englisches Haus, Bosselhof.
11. Schauspielhaus, Koncertsaal, Reitbahnen.
12. Gasthöfe, Kaffeehäuser.

F. der Promenaden; Wall, Jungfernsteig, Alleen vor den Thoren u. s. w.

G. des Havens; des Nieder= und Oberbaums, der Schleusen 2c.

H. der Vorstädte; als St. Georg, Hamburger Berg und andre Suburbicarien rings um die Stadt.

I. des Stadtgebiets;
1. was sie gemeinschaftlich mit Lübeck besitzt, als Bergedorf, die Vierlande u. s. w.
2. was ihr allein zugehört; Ritzebüttel, Billwärder, u. s. w.
3. der Stadt, dem Dom, und den Klöstern zugehörige Grundstücke in fremden Gebieten.

II. Verfassung;

A. kirchliche,
1. herrschende Kirche ist die Lutherische, und besteht aus fünf Hauptgemeinen, deren
   a) Vorsteher,
   b) Prediger,
   c) Kirchenbediente,
   d) Schullehrer
      a — am Gymnasium.
      b — am Johannäum.
      c — an den Kirchenschulen.
      d — an den Armenschulen.
   e) Einkünfte und Stiftungen.
2. geduldete Kirchen.
   a) Englische Gemeine mit besondern Vorrechten.
   b) die reformirte; deutsch und französisch.
   c) die katholische.
3. christliche Sekten, die keiner öffentlich erklärten Duldung genießen.
4. Judenschaft; portugiesische und deutsche.

B. po=

politische. Die gesetzhaltende und ausübende Gewalt ist in den Händen.

1. des Raths,
   a) Mitglieder desselben.
   b) Rechte desselben; und
2. der Erbgesessnen Bürgerschaft.
   a) Bestimmung derselben.
   b) Immerwährende Repräsentanten derselben.
3. Verwaltung der Departements,
   a) Gemeinschaftliche, als: Gerichte, Banko, Policei, Seewesen, Bauwesen, Militarwesen, Zollwesen u. s. w.
   b) dem Rath allein zuständige: Obergericht, Prätur, Patronagen.
   c) der Bürgerschaft besonders zuständige: Kämmerei, Kommercium, Postwesen, u. s. w.
4. Gesetze, Verordnungen, Statuten rc. epitomatisch behandelt.

Anhang. Das durch Traktaten regulirte Verhältniß des Domkapitels zum Staat u. s. w.

C. Oeffentliche Verfassungen, den Handel betreffend: Kommerzkollegium, Banko, Handelsgesellschaften.

Anhang. Gang der Gewerbe und Manufakturen rc.

III. Einwohner; Bürger und Nichtbürger.

A. Zahl.

B. Volksklassen,

1. die producirende. Diese nährt sich z. E.
   a) von Gärtnerei in der Stadt;
   b) von Gärtnerei, Landbau, Viehzucht auf dem der Stadt zuständigen Gebiete.
2. die mit kunstloser Arbeit sich nährende, als Tagelöhner, Krahnzieher, Everführer rc.
3. die Handwerker, deren Arbeit nicht zu Waare wird, als Bauleute, Schneider, Schuster u. s. w.
4. künstliche und den Fabriken zu Hülfe kommende Handwerker, als Färber, Formschneider u. s. w.
5. die handelnde; Höker, Krämer, Kaufleute. (Makler)
6. Kostgänger des Staats.
   a) Besoldete Civildiener.
   b) Besoldetes Militare.
7. Gelehrte.
8. Corpus diplomaticum.

C. Sit=

C. Sitten.
IV Geschichte der Stadt.
A. vor dem Hanseatischen Bunde,
B. während desselben,
C. seit dem Verfall desselben, bis auf
D gegenwärtige Zeit.

Des Raums wegen, und weil die Unterabtheilungen sonst kein Ende nehmen würden, enthält diese tabellarische Skizze, die ich dem Publikum als eine Vorprobe dessen, was es in der angekündigten Beschreibung der Stadt Hamburg u. s. w. finden wird, vorlege, nichts mehr als die allgemeinen Kapitel des Werks. Ich gebe sie zur öffentlichen Beurtheilung her, und werde demjenigen danken, der mir gegen dieselbe, wenn auch nur in einer Kleinigkeit, gegründete Anmerkungen in der Stille mittheilen wird. Hamburg, den 1sten November 1786.

J. L. v. Heß.

Der Subscriptionstermin steht bis Fastnacht 1787 offen. Man unterschreibt sich zu Erlegung eines alten Louisd'ors bei Empfang des ersten Bandes, der die vornehmsten Plane mit enthalten soll, welchem noch zwei Bände nachfolgen werden. Der erste wird Ostern, und die folgenden spätestens auf Michaelis herauskommen. Für gutes Papier, Druck, richtigen und saubern Kupferstich soll gesorgt werden. Das Werk wird durch diese Umstände vertheuert werden, und die Nachkäufer wenigstens zwiefachen Preis erlegen müssen. Die Unterzeichnung geschieht in Hamburg, entweder bei den Buchhändlern Herren Hoffmann und Bohn, oder auch bei dem Verfasser.

No. 3.

Ankündigung eines niederelbischen historisch-politischen und litterarischen Magazins.

Wieder ein neues Magazin, oder Journal! Giebt es denn noch nicht genug Schriften von dieser Art? Ja wohl, lieber Leser! es giebt deren seit einiger Zeit in Deutschland beynahe eben so viel, als in England, — und wenn es blos auf die Menge ankäme: so könnte man sich mit den bisherigen gar wohl behelfen. Allein diese Magazine, Journale,

nale, Anzeigen, und wie sie alle heissen, haben, so viel wir deren kennen, sämmtlich den Fehler, daß sie partheyisch sind, daß sie es mehr oder weniger mit der einen oder mit der andern Parthey halten, und daher in ihren Erzählungen nicht aufrichtig sind, sondern dieselben so, wie es ihrer Parthey zuträglich ist, vorzutragen sich bemühen. Ein Magazin, oder Journal, welchem man diesen Fehler nicht Schuld geben könnte, wäre also doch wol nicht überflüssig, und würde vermuthlich denenjenigen Lesern, welche Unterricht suchen, (und zur Ehre Deutschlands hoffen wir, daß der größte Theil deutscher Leser so gesinnet ist,) nicht unwillkommen seyn. Diese Eigenschaft wird das niederelbische historisch-politische und litterarische Magazin zu behaupten suchen. Die Mitglieder der Gesellschaft, welche sich zu dem Ende, dies Magazin monatlich erscheinen zu lassen, vereiniget hat, befinden sich sämmtlich in einer solchen Lage, daß sie gar nicht Ursache haben, es mit dieser oder jener Parthey zu halten; sie stehen in keiner politischen, in keiner litterarischen Verbindung, und weder Freundschaft noch Feindschaft wird auf ihre Berichte und Urtheile den geringsten Einfluß haben. Ihre Absicht ist, die neuesten Begebenheiten richtig zu erzählen, die Berichte von beyden Seiten mit einander zu vergleichen, und daraus, nach ihrer besten Einsicht, ein zusammenhängendes Ganzes zu bilden. Ueber die erzählten Vorfälle und Thatsachen werden sie bisweilen Betrachtungen anstellen, und, wo es nöthig ist, Erläuterungen beybringen. Sie werden ihr Magazin mit politischen, statistischen und geographischen Bemerkungen zu bereichern suchen, und sich bemühen, das Verhältniß der Staaten gegen einander, und ihr verschiedenes Interesse zu zeigen, welches die Höfe so oder anders zu handeln bewogen hat. Sie werden dabey dasjenige, was in der Verfassung der verschiedenen Staaten vielen Lesern dunkel seyn möchte, zu erläutern, und gewisse, zwar oft vorkommende, aber nicht allen verständliche Ausdrücke gelegentlich zu erklären, Dinge, die in ältern Anordnungen ihren Grund haben, aus selbigen deutlich zu machen, sich bestreben, und zu dem Ende diese Anordnungen entweder ganz, oder zum Theil anführen. Sie werden sich aber nicht blos auf das politische Fach einschränken, sondern werden sich Ausschweifungen in das Feld der heutigen Geschichte überhaupt erlauben, und auch das politisch-ökonomische Fach nicht vergessen. Wichtige Handlungsnach-

nachrichten werden sie gleichfalls nicht übergehen, und Berichtigungen der ältern Geschichte des jetzigen Europa werden gleichfalls einen Platz in ihrem Magazine finden. Monatlich werden sie eine allgemeine Uebersicht der neuesten Begebenheiten in einem Auszuge aus den besten Zeitungsblättern und aus eignen Nachrichten liefern, damit der Leser hier alles, was sich in diesem Zeitraume zugetragen hat, gleichsam mit einem Blicke übersehen könne.

Aus dem, was bisher gesagt worden, erhellet, daß der größte Theil dieses Magazins dem historischen, statistischen und politischen Fache bestimmt ist; man wird aber deswegen die Litteratur keinesweges vernachläßigen; sondern derselben in jedem Stücke einen, und nach Gelegenheit auch wol zwey Bogen widmen. In den Urtheilen über Bücher wird man blos die Wahrheit zur Führerin annehmen; man wird scharf verfahren, und keine Fehler übersehen, aber man wird sich dabey aller Bitterkeiten enthalten, und von den Werken solcher Gelehrten, mit welchen die Herausgeber dieses Magazins an einem Orte leben, und folglich den Umgang mit ihnen nicht immer vermeiden können, werden sie, wenn sie nicht loben können, blos den Inhalt unpartheyisch anführen, und dem Leser selbst das Urtheil überlassen. In diesem Theile des Magazins sollen vorzüglich alle neue Erfindungen und Entdeckungen, welche nur für irgend einen Theil des Publikums nützlich sind, wie auch alle neue Kunstwerke, bekannt gemacht und beschrieben werden.

Eingesandte Aufsätze aus dem historischen, politischen und statistischen Fache werden sehr willkommen seyn, von ungenannten Verfassern aber wird man schlechterdings nichts annehmen; die Herausgeber des niederelbischen Magazins versichern jedoch aufs heiligste, die Namen der Einsender, wenn es verlangt wird, geheim zu halten. Streitschriften muß man sich verbitten, wie denn die Gesellschaft des niederelbischen Magazins vest entschlossen ist, auch in dem Falle, wenn sie angegriffen werden sollte, nicht zu antworten, da Streitigkeiten gemeiniglich nur wenigen Vergnügen gewähren, dem größern Theile der Leser aber gemeiniglich eckelhaft sind.

Von diesem niederelbischen Magazine wird gegen das Ende des Januars dieses Jahrs das erste Stück erscheinen, und zu Ende jeden Monats damit fortgefahren werden. Jedes Stück wird vors erste sechs bis sieben Bogen enthalten; fehlt es den Herausgebern aber nicht an Ermunterung; so wird

wird es ihnen auch nicht darauf ankommen, diese Bogenzahl zu überschreiten.

Der Jahrgang dieses Magazins kostet in Hamburg auf Subscription zwey Reichsthaler und acht gute Groschen; postfrey aber durch ganz Deutschland, in monatlicher Versendung und brochirt, drey Reichsthaler und sechs gute Groschen. Man muß aber wenigstens auf ein halbes Jahr subscribiren, und die Zahlung wird vierteljährig entrichtet. Einzelne Stücke kosten acht gute Groschen Conventionsgeld, oder 13 Schilling Hamburger Courant.

Für guten Druck und gutes Papier wird man die größte Sorge tragen. Unsre Adresse ist: **An die Herausgeber des niederelbischen Magazins, in der Bohnschen Buchhandlung in Hamburg abzugeben,** wo Subscription angenommen wird, und an welche sich auch auswärtige Buchhandlungen dieses Magazins wegen wenden können. Die Bestellungen können auch auf den Postämtern jedes Orts gemacht werden.

Hamburg, im September 1786.

No. 4.

Nachricht an das Publikum wegen dem Traßlerschen Nachdruck der Krünitzischen ökonomischen Encyklopädie.

In der Paulischen Buchhandlung zu Berlin ist verlegt:

D. J. G. Krünitz Oekonomisch-Technologische Encyklopädie, oder allgemeines System der Staats-Stadt-Haus- und Landwirthschaft und Kunstgeschichte, in alphabetischer Ordnung, mit sehr vielen Kupfern, 38 Bände, gr. 8vo. Diese kosten in ordinairen Preise 111 Rthlr. 6 Gr., in Pränumerationspreise aber nur 71 Rthlr. 20 Gr.; um letztern ist es noch bey dem Verleger zu haben. Dieser Preis ist auf jeden Band von 50 und mehrern Bogen, in med. Octav, für den Text nicht mehr als 1 Rthlr. 4 Gr. und für jedes Octav-Kupfer 8 Pf. gerechnet.

Und da das Werk in ganz Deutschland mit vielen Beyfall aufgenommen worden ist, so haben die ersten 16 Bände schon zum zweytenmal gedruckt werden müssen; jedoch ohne Zusätze, welche, um den ersten Käufern nicht zu schaden, zu Supplement-

ment=Bänden bestimmt sind. Diese 16 Bände kosten in ordinairen Preis 41 Rthlr. 20 Gr., in Pränumerationspreis aber nur 26 Rthlr. 4 Gr., und ist letzterer eben wie oben jeder Band Text 1 Rthlr. 4 Gr. und jedes Octavkupfer 8 Pf. gerechnet; wem nun obige 37 Bände mit einmal anzuschaffen zu schwer fällt, kann diese 16 Bände noch um den Pränumerationspreis beym Verleger haben.

Auch hat der Verleger für Liebhaber dieses Werkes von geringern Vermögensumständen gesorgt, und aus obigem Werke durch den Herrn Hauptmann von Schütz einen Auszug veranstalten lassen; von diesem Auszuge wird ein jeder Band von 50 Bogen, mit verkleinerten Kupfern, 4 bis 6 Bände des größern Werkes enthalten. Zwey Bände sind davon heraus, diese kosten ordinair 4 Rthlr. 10 Gr., Prän. Preis 2 Rthlr. 20 Gr. Letzterer ist ebenfalls pr. Text für einen Band von 50 und mehr Bogen, in med. 8vo, nicht höher als 1 Rthlr. 4 Gr. ein jedes Octavkupfer 8 Pf. gerechnet, und um letztern Preis noch bey dem Verleger desselben zu haben. Alle 3 Werke sind mit Königl. Preuß. und Churfürstl. Sächsischen Privilegien versehen. Die Ursache, warum ich gezwungen bin, gegenwärtiges dem Publiko bekannt zu machen, ist diese:

Es ist mir vor kurzem eine gedruckte Nachricht zu Händen gekommen, worin der Buchdrucker Joseph Georg Traßler in Brünn bekannt macht, er wolle mir vorbenannte Krünitzische Encyklopädie nachdrucken. Es fällt dieses sehr ins Lächerliche, und ich würde es nicht der Mühe werth achten, darauf zu antworten, wenn dieser Mann nicht Unwahrheiten, in Ansehung des theuren Preises dieses Buches unter das Publikum auszubreiten suchte. Ich habe meine Preise nun deutlich genug angezeigt. Wem nun etwan die Traßlersche Nachricht zu Händen kommen sollte, der beliebe die meinigen mit jenen zu vergleichen, dabey aber ja zu merken, daß jeder Band 50 und mehrere Bogen, und nicht 26 Bögen, wie Herr Traßler in seiner Nachricht sagt, enthält.

2) Gebe ich dem Publikum nur einen Wink auf sämmtliche Wiener Nachdrücke, wie fehlerhaft selbe jedetzeit gerathen sind; und daß in einem Werke dieser Art ein Druckfehler etwas mehr, als in einem Gedichte, oder Roman, zu sagen hat, wird mir jedermann zugestehen, sobald er bedenkt, daß viele Recepte, sowohl für Menschen als Vieh, darinn vorkommen. Gesetzt, es seyen bey einer medicinischen Verordnung ℥iij (3 Quent.) angesetzt, durch einen sehr leicht möglichen Druck-

Fehler

Fehler aber stehe ℨiij, anstatt ℨiij, so kann daraus für Menschen und Vieh der größte Schade entstehen. Ich könnte ähnliche Beyspiele in Ansehung der Fuß= und Zoll=Maße bey Maschinen anführen, deren Anfertigung viele hundert Rthlr. kosten, und deren Gebrauch durch falsch angegebene Maße gänzlich vereitelt wird. So auch bey der Färberey kann durch Angabe eines falschen Quanti der Färbe=Materialien und Ingredienzien ein ganzer Kessel und Quantität Waaren von vielen 100 Rthlrn. verloren gehen. Alle diese Besorgnisse fallen bey der ächten und Original=Ausgabe, deren Druck=Correctur der Herr Verfasser selbst besorgt hat, hinweg. Sollte dem ungeachtet jemand den Nachdruck, wegen einiger Groschen weniger auf den Band, doch lieber der Original=Ausgabe vorziehen, so kann ich es ihm nicht wehren; wer aber die Nachricht des Buchdrucker Traßler liest, wird sehen, daß schon diese mit Druckfehlern versehen, und daß also obige Warnung nicht unerheblich ist.

3) Füge noch hinzu, daß ich gegen Herrn Traßler nur erst beym 6ten oder 7ten Bande meine Gegen=Maßregeln nehmen werde, wenn selbiger sein Vorhaben ausführt; denn wenn dieser Mann nicht erfährt, daß dergleichen Unternehmen geahndet werden kann, mögte er auf ähnliche Sachen hinführo weiter verfallen. Daß ich dergleichen Mittel in Händen habe, wird ein jeder, der mir etwas nachgedruckt hat, zu seinem Schaden erfahren haben. Man hat mir vieles nachgedruckt, ich habe aber jederzeit gefunden, daß nicht ich, sondern der Nachdrucker und Käufer gelitten, und Erstere mir öfters ihre Nachdrucke für Papier= und Druckerkosten angeboten haben. Man wird mir hoffentlich so viel Ueberlegung und Vorsicht zutrauen, daß ich mich bey einer so großen und gefährlichen Unternehmung gegen alle mir während dem Drucke etwa zustoßende Widerwärtigkeiten schon vorher gesichert habe. Berlin, den 20. Januar 1787.

Joachim Pauli.

No. 5.

Bei den großen Fortschritten, welche die Länder= und Völkerkunde in unsern Tagen gemacht hat, bei den vielen Bemühungen der gelehrtesten Männer in dieser nützlichen und

und angenehmen Wissenschaft finden sich hierin doch noch ausserordentlich große Lücken. Die entferntern Erdtheile, Asien, Afrika, Amerika und die Süd-Länder sind noch nie systematisch bearbeitet worden. Unsre ersten Geographen, worunter Büsching der vorzüglichste, haben ausser Europa nur erst einen Theil von Asien abgehandelt. Einzelne Länder sind zwar von einsichtsvollen Männern bearbeitet worden, und es würde ungerecht seyn, die Verdienste derselben um diese Wissenschaft verkennen. Unter solchen Umständen hat sich Endesgenannte Buchhandlung bewogen gefunden, ein Werk zu unternehmen, das bei einem jeden, der sich für Länderkunde interessirt, den verdientesten Beifall finden wird. Sie will von dem bekannten englischen Werke: New System of Geography das zuerst 1765 von D. Fenning und I. Collyer herausgegeben wurde im vorigen Jahre aber von dem berühmten Hervey sehr verbessert und vermehrt erschien, eine Uebersetzung verlegen. Der Bearbeiter dieses Werks wird sich nicht damit begnügen, das englische Original blos zu übersetzen, sondern er wird bei jedem Lande die besten Quellen benutzen. Durch eine solche Behandlung wird die Uebersetzung einen großen Vorzug vor der Urschrift erhalten, daß als ein Originalwerk angesehen werden kann. Afrika, als der noch unbekanteste Erdtheil wird den Anfang machen, und dann sollen, wenn diese Unternehmung Beifall und Unterstützung findet, Asien und Amerika nachfolgen. Der Verleger wird nicht unterlassen, durch schönes Papier, saubern Druck, dazu gehörige Karten und Kupferstiche von guten Meistern dem Werke alle mögliche Zierde zu geben. Künftige Michaelismesse 1787 soll der erste Band erscheinen. — Frankfurt am Main im Dezember 1786.

J. G. Fleischersche Buchhandlung.

No. 6.

In der J. G. Fleischerschen Buchhandlung in Frankfurt am Main, erscheint auf künftige Jubilate-Messe 1787 eine Uebersetzung von dem so unterhaltenden als interessanten französischen Werke: Tableau d'Aix-la-Chapelle etc. 8. 1786. unter nachfolgendem deutschen Tittel: **Schilderung der Stadt Aachen**, zum Unterrichte und zur Erbauung der Reisenden, der Spieler, der Geschichtschreiber und Philosophen 1787 in 8.

No. 7.

No. 7.

Die Keyserſche Buchhandlung in Erfurt läßt von folgenden ausländiſchen Werken nach beigeſetzten Titeln von geſchickten Gelehrten deutſche Ueberſetzungen beſorgen, die zu nächſter Oſtermeſſe erſcheinen:

The domeſtic Phyſician or Guardian of health, pointing out in the familiar manner the ſymptoms of every diſorder incident to mankind, together with their gradual progreſſ and the method of cure, particularly adapted to the uſe of private families, though equally eſſential to the faculty etc. by B. Cornwell. M. L. Lond. 1784. 8.

B. Cornwell's, Doctor der Arzneykunſt, Hausarzt oder Beſchreibung der Zufälle einer jeden dem menſchlichen Geſchlechte zuſtoſſenden Krankheit, nebſt ihrem Fortgange und der Heilmethode derſelben, ſowohl zum Gebrauch für Privatperſonen, als auch für Aerzte eingerichtet. Aus dem engl. Mit Anmerkungen verſehen.

Lezioni intorno ai mali della veſcica orinaria e delle ſue appartenenze, ad uſo della Regale univerſita, di M. Troja etc. Napoli Tom. I. 1785. 8.

M. Troja Vorleſungen über die Krankheiten der Harnblaſe, und der damit verbundenen Theile, aus dem Ital. überſ. und mit Anmerkungen begleitet mit 2 Kupf. 1. B.

No. 8.

In der Keyſerſchen Buchhandlung zu Erfurt ſind in der Michaelismeſſe folgende Verlagsbücher fertig worden und in allen Buchhandlungen zu haben:

Acta Acad. Electoralis Moguntinae ad an. 1784. 85. gr. 4. 1 Rthlr. 8 gr. Antihipochondriatus oder etwas zur Erſchütterung des Zwergfells und zur Beförderung der Verdauung 6te Porzion 8. 6 gl. E. L. v. Dacheröden Unterſuchung der Frage: wer für den eigentlichen Verfaſſer der goldnen Bulle zu halten ſey. gr. 4. 3 gl. Carl v. Dalberg Verhältniße zwiſchen Moral und Staatskunſt gr. 4. 3 gl. Das raiſonirende Dorfkonvent, eine gemeinnützige ökonomiſch-moraliſch-politiſche Schrift, für den Bürger und Landmann, a. d. Jahr 1786. 8. 12 gl. Der Empfindſame, Maurus Pankrazius Cyprianus Curt auch Selmar genannt, ein

Moderoman, neue Aufl. 2 Th. 8. Schrp. 20 gl. Druckp. 16 gl. D. J. Ch. Fahner, Magazin für die gesamte populäre Arzneykunde, besonders für die sogenannten Hausmittel 11r. 12r. Th. 8. 6 gl. A. G. Kaestner Problema ad Geometr. pract. pertinens, speciatim ad altitudines mensurandas, gr. 4. 1 gl. 6 pf. N. Ch. Loßius Lieder und Gedichte, ein Etui auch Weihnachtsgeschenk oder Angebinde für Kinder mit Melodien, comp. von Herr Cantor Weimar, 12. 8 gl. Madame de Buchwald p. Charles de Dalberg 8. 2 gl. J. G. Meusels Miszellaneen artistischen Inhalts 29r. H. gr. 8. 4 gl. J. J. Planer, Uebersicht der Krankheiten in Erfurt von 1781 —85. mit Tab. gr. 4. 4 gl. Uhuhu oder Hexen = Gespenster= und Schazgräber= und Erscheinungsgeschichten, 3. Pkt. 8. 7 gl. Wenzel von Erfurt, eine Robinsonade von Chr. F. Timme, 4r. und lezter Theil 8. 1 Rthlr. 4 gl. Erfurtische gelehrte Zeitung, Jahrg. 1786 2 Rthlr.

Endesunterschriebene zwey Brüder sind gesonnen, für den Rechnungsführer, Oekonom und Landmann ein arithmetisches Werkchen unter dem Titul:

Anleitung, wie die alten sächßischen, zum Theil aber auch neuerlichen ausländischen Münzen und Münzrechnungen nach sächß. Conventionsmünze, ingleichen das verschiedene Scheffelmaaß der sächß. und angränzenden Lande, gegen den Dresdner Scheffel, nach einer kurzen und vortheilhaften Rechnungsmethode verhältnismäßig zu berechnen, mit vielen auch für den ungeübten Rechner sehr nüzlichen Ausrechnungstabellen oder sogenannten Rechenknechten rc.

das wenigstens 14 Bogen betragen wird, für den billigen Pränumerationspreis an 8 Gr. ohne einigen Nachschuß, durch die Severinische Buchdruckerey zu Weissenfels herausgeben zu lassen.

Da dieses Werkgen auch als der zweite Theil zu dem im Jahr 1782 erschienenen Buche: Anleitung zur Ausrechnung chursächsischer Steuergefälle rc. betrachtet werden kann, und deßhalb mit zwey Titel versehen werden wird, so schmeicheln wir uns einer eben so guten Aufnahme.

Wir werden möglichst Sorge tragen, daß auch der in der Rechenkunst unerfahrne Landmann aus den beygefügten Tabellen auf jedes Verhältniß richtig schlüßen könne.

Es

Es werden dahero die Liebhaber dieses Werkchens sich an Hrn. Friedrich Severin in Weissenfels franko zu verwenden haben, woselbst auch noch bis nächste Ostermesse, diejenigen die den ersten Theil zu besitzen wünschen, und auf das neue Werkchen zugleich 8 Gr. vorausbezahlen, solchen noch für 10 Gr. als den damaligen Pränumerationspreiß, erhalten sollen. Der Ladenpreiß wird nach der Messe verhältnißmäßig höher seyn.

Die Herren Collecteurs erhalten das 11te Exemplar für ihre Bemühung; Buchhandlungen aber die gewöhnliche Provision.

Leipzig und Weißenfels,
am 3ten Jan. 1787.

Johann Gottlob Wolff,
Churfürstl. Sächs. Steuerrevisor.
Johann Friedrich Wolff.

Die Fräulein von Kaniensky in Naumburg, die sich durch das Werkchen: meine Muse, welches sie im vorigen Jahr daselbst heraus gab, ruhmlichst bekannt gemacht hat, giebt jetzt eine Monathsschrift unter folgendem Titel heraus: Luna, für die Gönner meiner Muse. Das erste Stück ist bereits erschienen.

Herr J. D. Hensel in Halle giebt auf Subscription Sechs Sonaten fürs Klavier, mit einer theils begleitenden, theils obligaten Violine oder Flaute heraus. Man kann bey ihm und bey dem Herrn Buchdrucker und Buchhändler Hendel in Halle bis Ende May mit 16 gl. subscribiren, und bestellen ob man sie in Violin oder Diskantschlüssel verlange.

Herr Alt in Halle giebt Sechs Quatuors für die Flaute, begleitet mit einer concertirenden Violine, Alt-Viola, und Violoncello auf Subscription heraus. Man kann bis Ende März bey ihm und bey Hrn. Buchdrucker Hendel mit 1 Rthlr. 20 gl. subscribiren.

Herr Professor Fischer in Halle giebt das Leben Friedrichs des Großen, in einem Octavband im Frankschen Verlag heraus. — Die Liebhaber können bis nächste Ostermesse

messe bey Herrn Franke in Halle und in der Severinschen Buchdruckerey in Weißenfels darauf subscribiren, und den richtigen Empfang der Exemplare versichert sein.

Herr Doctor und Prof. F. Küster in Peine liefert einen bündigen Auszug aus des berühmten geh. R. und Prof. Fr. Hofmanns sämmtlichen medicinischen und physikalischen Schriften. Im künftigen May soll der erste Band gewiß erscheinen. Auf zwey Bände, die 2 Alphabeth betragen, pränumerirt man nur mit 16 Ggl. — Man kann sich deßhalb auch an die Severinsche Buchdruckerey in Weißenfels franko verwenden, und der Besorgung gewiß seyn.

Die Hilscherſche Buchhandlung in Dreßden giebt folgendes wichtige Buch auf Subscription heraus: **Unterricht in der Kriegs-Baukunst mit vielen Kupfern, von F. L. Aster, Churf. Sächß. Ingenieur-Major.** — Liebhaber können sich an besagte und an die Hilscherſche Buchhandlung in Leipzig franko wenden, woselbst auch ein ausführliches Avertissement ausgegeben wird.

Zur Nachricht.

Ich habe seit kurzem einige Aufträge und Anfragen wegen der Allgem. Litterat. Zeitung erhalten, die ich nicht besorgen kann, weil — ich keinen Antheil daran habe. Diese Erklärung also zur Steuer der Wahrheit, damit mir nicht manches zur Last gelegt werde, das nicht meine Schuld ist! Kann ich aber auswärtigen Freunden in der hiesigen gel. Zeit. und anderwärts dienen, so werde ich mir ein Vergnügen daraus machen.

D. Christian Gottfried Gruner.

Neue Litteratur und Völkerkunde.

III.

März. 1787.

I.

Bemerkungen über die verschiedenen Systeme der Getreydepolicey.

1.) Der Herr Graf von Brühl hat in seinen Untersuchungen verschiedener Gegenstände der Staatswirthschaft, unter dem Articul „Getreydepolicey" vier verschiedene Systeme, und am Ende ein fünftes, dem er selbst seinen Beyfall giebt, aufgestellt. Es sey mir erlaubt über jene vier Systeme und über das gräflich brühlsche, nebst den Grundsätzen, worauf es gebaut ist, einige Anmerkungen zu machen.

2.) Ich glaube, daß man darüber völlig einig ist, daß bey der Getreydepolicey darauf gesehen werden muß

die bestmöglichste Cultur des Feldes zu befördern,

den Feldbesitzern (Producenten) einen steten, gewissen und vortheilhaften Absatz ihrer Früchte, und

den andern Unterthanen, (Consumenten,) besonders den Künstlern, Manufacturisten und Fabricanten einen steten,

gewissen und vortheilhaften Einkauf der Lebensmittel zu verschaffen.

3.) Vortheilhaft wird der Fruchtabsatz dem Landmanne alsdann, wenn er, nach Abzug der auf den Feldbau zu wendenden Kosten, noch so viel, als ihm zum Abtrag der Abgaben und zum Tausch gegen seine übrigen Bedürfnisse nöthig ist, und etwas zu mehrerer Bequemlichkeit oder zur Ersparniß übrig behält. Vortheilhaft ist der Fruchteinkauf dem Künstler :c., alsdann, wenn er dabey seinen Kunstproducten immer einen solchen Preiß, um welchen sie der In- und Ausländer von ihm gern erhandeln mag, bestimmen, die Abgaben entrichten, ordentlich leben, und zu seiner Bequemlichkeit oder Ersparniß noch etwas übrig behalten kann.

4.) Ein allgemeines Getreydepoliceysystem ist weder auf alle Länder noch auf alle Zeiten möglich. Vielmehr muß, wenn man ein System gründen will, auf die jetzige physische und politische Beschaffenheit des einzelnen Landes gesehen werden. Verändert sich die ganze physische und politische Beschaffenheit des Staates, so muß sich auch ganz natürlicherweise das System verändern. Denn wenn das Land H, das vorhin zur Classe a gehörte, nun zur Classe b hinaufsteigt oder herabsinkt, so kann auch das der Classe a gegebne System nicht mehr auf das Land H anwendbar bleiben. Sondern das auf die Classe b passende System muß dem Lande H vorgeschrieben werden.

5.) Demohngeachtet glaube ich nicht, daß ein jeder temporairer ausserordentlicher Zufall eine Veränderung des Systems nothwendig macht. Menschliche Einsichten müssen ihre Grundsätze

Grundsätze allemal nach dem abmessen, was sich gewöhnlicherweise und am meisten zuträgt. Die äusserste Versichtigkeit kann sich nur darauf einlassen, daß die ungewöhnlichen Vorfälle minder schädlich und gefährlich werden. So kann z. B. bey einer Strohmordnung nur auf die gewöhnlichen Ueberschwemmungen Rücksicht genommen werden; auf Wolkenbrüche, unerhörte Eisfahrten und andre dergleichen Begebenheiten, die in Jahrhunderten nur einigemal vorfallen, anders nicht, als daß der Lauf des Flusses überhaupt so geleitet wird, daß der ungewöhnliche Vorfall minder nachtheilig ist, als bey einem verschlämmten, gestauchten und in Krümmungen laufenden Strohme. Ereignet sich nun ein solcher ungewöhnlicher Fall, so müssen zwar besondere Vorkehrungen deshalb getroffen werden; sobald aber der einzelne Fall vorüber ist, so tritt die alte Strohmordnung wieder ein, und behält ihre Gültigkeit so lange, bis der Fluß selbst einen ganz andern Lauf, oder eine ganz andre Beschaffenheit und Lage bekommt. Die Anwendung dieses Beyspiels auf die Getreydepolicey ergiebt sich von selbst.

6.) So wie man die Staaten überhaupt in zwo Hauptgattungen eintheilen kann, die eine, welche nach ihrer Lage und nach ihren politischen Verhältnissen zum allgemeinen Handel und vorzüglich zum Seehandel mit den Ausländern bestimmt sind, und die andre, welche es nicht sind: also lassen sich diese hinwiederum in drey Classen abtheilen. Entweder das Land erbaut gerade so viel Getreyde, *) als es jetzt

 für

*) Unter dem Wort Getreyde verstehe ich auch zugleich alles dasjenige, was als ein tauglich befundenes Surrogat in demselben Lande erbaut wird.

für seine Einwohner bedarf, oder es erbaut dessen zu wenig, oder zu viel.

7.) Nach diesen verschiedenen Gattungen und Classen halte ich alle vier verschiedene Systeme vor anwendbar. Dem Lande, das gerade das inländische Bedürfniß erbaut, würde ich a.) die verbotne Ein- und Ausfuhre; dem, das zu wenig für seine Consumenten baut, würde ich b.) die erlaubte Ein- und die verbotne Ausfuhre; dem, das mehr baut, als seine Einwohner verzehren, c.) die erlaubte Aus- und die verbotne Einfuhre; und endlich dem Seehandlungslande d.) die gänzlich erlaubte Ein- und Ausfuhre anrathen, aber in allen Landen auf Errichtung verhältnißmässiger Landmagazine bestehen.

8.) In der ersten Classe a, wird durch das Einfuhrverbot die Concurrenz des ausländischen Getreydes vermieden, und die Industrie ermuntert; und durch das Ausfuhrverbot der Vortheil gewonnen, daß das Bedürfniß nicht vom Ausland um einen höhern Preiß erholet werden muß; durch Landmagazine aber einer besorglichen Theurung und Hungersnoth vorgebeuget. Steigt die Cultur des Landes, so ist entweder die Bevölkerung der Fabricanten und Manufacturisten verhältnißmässig mitgestiegen oder nicht. In jenem Fall bleibt immer das Verhältniß zwischen Ertrag und Bedürfniß gleich, und folglich dasselbe System. In diesem tritt das Land aus der Classe a, in die Classe c, und folglich muß auch das System verändert werden. Steigt aber die Anzahl der Consumenten, und das Land ist, nach der Grösse oder nach der Güte seines artbaren Feldes nicht im Stande sie zu ernähren, so kommt das Land in die Classe b, und bekommt ein ander System.

Liegt

Liegt es endlich nur an der Arbeitsamkeit der Feldbesitzer, so muß das System bleiben, und nur die Industrie ermuntert werden. Ueber die Schwierigkeiten und Vortheile, welche mit den Magazinen überhaupt verbunden sind, werde ich mich unten näher erklären. Hier habe ich nur den besondern Einwand des Herrn Grafen von Brühl zu beantworten, daß bey diesem System durch die Magazine die Staatscasse bald erschöpft werden und gar nicht mehr dazu hinreichen würde. Ich setze voraus, daß die Magazine verhältnißmässig angelegt werden; das heißt: daß, wenn man nach einer vieljährigen Erfahrung im Durchschnitt von neun oder zwölf Jahren findet, es wären in diesem Zeitraum z. B. zwey reiche, zwey schlechte, und acht ordentliche Erndten gewesen, man in den beyden reichen Jahren das überflüssige Getreyde spart, was den Abgang in den beyden Mißjahren ersetzen soll. Nach dem Ablauf dieser Periode muß also in der Regel der in den Magazinen gesammelte Vorrath wieder erschöpft seyn, ohne der Staatscasse lästig zu werden, welche sich entweder durch eine geringe Steigerung des gewöhnlichen Preisses wegen des verlohrnen Interesse und gemachten Aufwandes entschädigt, oder in der ersten Quelle der Staatswohlfarth, der Glückseligkeit seiner Unterthanen genugsame Entschädigung findet. Gesetzt aber auch, die Staatscasse reichte, wegen mehrerer auf einander folgenden reichen Erndten nicht mehr zu, so ist dieses gerade der Fall, wo der Landesherr am vortheilhaftesten von den Unterthanen selbst, die durch den vortheilhaften Verkauf der überflüssigen Früchte mehr Geld in die Hände bekommen, Capitalien aufnehmen kann, die er dann, wenn er bey Mißjahren seine Magazine öfnet, ihnen sogleich zu erstatten im Stande ist.

 9.) Ein

9.) Ein Land, das zu wenig Getreyde für seine Consumenten baut, muß den ermangelnden Theil nothwendig vom Auslande erholen; und darum macht schon die Nothwendigkeit die erlaubte Fruchteinfuhre zum Gesetz; und da es niemals Etwas an Ausländer debitiren kann, zum innländischen Absatz aber allemal Gelegenheit findet, so kann das Ausfuhrverbot nicht schädlich werden. Die landesherrliche Obsicht aber muß dabey wachen, daß eines Theils stets gnugsamer Vorrath vom Auslande vorhanden sey, und daß andern Theils die allzustarke Concurrenz der ausländischen Fruchtverkäufer nicht den Preiß des innländischen Getreydes herabsetze, und dadurch die Industrie unterdrücke. Beydes geschieht am leichtesten durch Landmagazine, wenn in selbigen nur der Ueberschuß des vom Auslande eingebrachten Getreydes, zur Vorsorge auf diejenigen Jahre, in welchen das angrenzende Land wegen Mißerndten wenig oder gar nichts auswärts debitiren könnte, nach dem oben angegebenen Durchschnitte von 9 — 12 Jahren aufgeschüttet, und die innländische Industrie entweder durch Prämien, oder durch eine geringe dem ausländischen Getreyde aufliegende Abgabe, wodurch der Preiß des innländischen Getreydes sich um eben so viel zum Vortheil der Producenten erhöhet, ermuntert wird.

10.) Bey dem dritten Fall ist die Erlaubniß der Ausfuhre ein wesentlicher Theil der Landeswohlfarth; und obschon die Einfuhrverbote überflüssig zu seyn scheinen, es auch gewissermassen sind, weil in ein Land, das Früchte zum Ueberfluß baut, der Nachbar seinen Ueberfluß zu debitiren weder Lust noch Gelegenheit haben wird, so sind sie doch der Industrie beförderlich,

beförderlich, damit die Preisse nie zu tief herabsinken können, welches der größte Nachtheil einem solchen Lande ist, und ihm weit schädlicher wird, als Theurung und Hungersnoth, die darinn nie länger, als ein oder zwey Jahre anhalten kann. Warum die Erlaubniß der Ausfuhre allgemein und unumschränkt seyn müsse, werde ich unten zu zeigen mich bemühen. Um jedoch die Besorgniß, daß bey ganz ofner Ausfuhre und einigen auf einander folgenden Mißerndten im Lande selbst Mangel und Theurung entstehen möchte, auszuweichen, müssen Landmagazine von inländischem Getreyde angelegt werden, welche doch nur das Bedürfniß einer kurzen Zeit, höchstens eines Jahres, aufbewahren, und wenn sich die Hofnung einer guten Erndte mit Zuversicht zeigt, durch Contracte mit dem Auslande ausgeleert, alsdann wieder verhältnißmässig angefüllt werden, folglich nicht leicht über ein Jahr mit demselben Getreyde angefüllt bleiben dürfen.

11.) Ein Seehandlungsstaat muß dem allgemeinen Grundsatz der Handlung, Freyheit, folgen, und er kann es auch; weil ihm die See sowohl das Einbringen als den Absatz der Früchte von den entferntesten so gut, als den nähesten Landen gewährt. Der ganze Handel muß hier dem Kaufmann und dem Unterthan überhaupt überlassen bleiben; der Staat aber muß dafür sorgen, daß das Landesbedürfniß von Zeit zu Zeit vorräthig sey. Daher machen seltne und vorübergehende Vorfälle ein kleines Magazin nothwendig, zumal wenn das Land selbst nicht so viel erzeugt, als es bedarf. Dieses Magazin kann auch bey der ofnen Ausfuhr bald ausgeleert, und bey der ofnen Einfuhre bald angefüllt werden. Diesen Staaten setze

ich auch diejenigen an die Seite, welche durch schifbare Ströme oder Canäle mit der See oder mit andern grossen Staaten unmittelbare Verbindung haben.

12.) Und auf diese Art glaube ich, daß alle vier Systeme anwendbar sind, wenn einem Jeden seine besondere Classe der Länder angewiesen wird.

13.) Der Herr Graf v. Brühl giebt in seinen Untersuchungen demjenigen System den Vorzug, nach welchem

ein Mittelpreiß der Früchte, als das untrügliche Kennzeichen des Gleichgewichts zwischen Production und Consumtion, bestimmet, nach Umständen, nämlich nach dem genau zu erforschenden Ertrag der jedesmaligen Erndten, die Ein- und Ausfuhre erlaubt und verboten, dazu aber ein beständiges Gesetz festgesetzt wird.

Allein ich glaube immer, daß dieses System, welches ohnehin auf die Länder der zwoten und vierten Classe meines Erachtens nicht wohl anwendbar ist, *) die Vortheile, die man sich davon

*) Denn da bey jenen der Boden niemals so viel liefert, als die Volksmenge braucht, so muß in dieselben, auch bey der besten Erndte, allemal aus dem Auslande fremd Getreyde eingeführt werden. Und bey diesen kommt es auf den Ertrag des inuländischen Bodens gar nicht an, sondern es beruht alles auf den commercialischen und politischen Verhältnissen des Staats. Zwar ist in England dieses System eingeführt, daß wenn der gesetzmässige Mittelpreiß überstiegen wird, die Einfuhre erlaubt, und der Schiffer durch Prämien ermuntert, und wenn der Preiß zu sehr unter den gesetzmässigen herabsinkt, die Ausfuhre vergönnt und durch Prämien

davon verspricht, wenigstens was die Fruchtausfuhre anbelangt, nicht gewährt, vielmehr dem Lande, besonders den Ländern der dritten Classe, offenbar nachtheilig wird. Man sucht dadurch

A.) der Theurung abzuhelfen,

B.) dem wirklichen Mangel zuvorzukommen, und

C.) andere entfernte Provinzen desselben Staats, die ihr Bedürfniß nicht produciren, auf den Fall der Noth mit Früchten zu versorgen.

Aber keiner von diesen dreyfachen Endzwecken wird dadurch erreicht.

A. 14.) Denn wenn der Hr. Graf v. Brühl unter den Articul „Theurung“ nur eine doppelte Gattung derselben annimmt; die wahre, welche allemal vom Mangel herrühre;

Prämien ermuntert wird. Aber, ob dieses wirklich die inländische Industrie ermuntre, oder nicht vielmehr dem Wucherer nützlich sey? und ob nicht durch ganz freye Ein- und Ausfuhre, mit Anlegung gewisser Magazine, der Endzweck am besten erreicht werden könnte? ist darum noch nicht entschieden. Und in einem solchen Staate, wie England, ist doch gewiß neben dem innländischen Fruchtbau, ja noch mehr als dieser, die Handlung die Grundsäule, worauf die Wohlfarth des Staats beruht. Und wer verkennt es, daß Freyheit das Grundgesetz der Handlung ist?

Wie nachtheilig dieses System den Ländern der dritten Classe sey, wird §. 19 ganz besonders gezeigt; folglich blieben also nur die Länder der ersten Classe übrig, auf welche es sich anwenden liesse, wenn nicht die §. 14 ff. bemerkten Gegengründe in Wege ständen.

und die scheinbare, welche aus dem Wachsthum des circulirenden baaren Geldes entstehe, so hat er dabey diejenige Gattung vergessen, welche man die künstliche nennen kann, und die aus der wucherlichen Speculation entspringt. Und diese ist es gerade, welche in den Ländern der dritten Classe, die Gott mit Früchten vorzüglich und zum Ueberfluß gesegnet hat, am öftersten eintritt. Sobald in irgend einer Gegend eine stärkere Quantität Früchte, als sonst gewöhnlich, geschähe es auch nur einige Tage oder Wochen hinter einander, gesucht wird, sobald erhöhen sich die Fruchtpreisse. Dieses veranlaßt den begüterten Feldbesitzer oder den Fruchthändler, in Hofnung eines grösseren Gewinnstes, mit dem Fruchtverkauf anzustehn. Dieses erhöht wiederum den Preiß; dieser steigt nun von Stunde zu Stunde, und die Fruchtböden und Magazine sind demohngeachtet mit genugsamen Getreyde angefüllt. Sobald nun die Gegend, welche zeithero eine gewisse Quantität Getreyde suchte, sich damit versorgt hat, so fallen die Preisse wieder so schnell, als sie vorhin stiegen. Erfahrung von mehrern Jahren bestätigt die Richtigkeit dieses Satzes, und ich glaube, daß sich eine solche künstliche Theurung absichtlich in kurzer Zeit hervorbringen läßt. Wie dahero „ein Mittelpreiß „der Früchte als ein untrügliches Kennzeichen des Gleichge„wichts zwischen Consumtion und Production" allemal nicht angesehn werden kann; also wird auch in dem vorgelegten Falle das beständige Gesetz, wodurch die Ausfuhre, wenn der angenommene Preiß überstiegen wird, sogleich verboten ist, die künstliche Theurung nicht verhindern, sondern vielmehr befördern; weil dann die inländischen Fruchtböden dem Auslande gesetzmässig verschlossen sind, dadurch im Auslande die Frucht seltner,

seltner, durch die Seltenheit theurer wird; hierdurch aber auch die innländischen Fruchtpreisse steigen; zumal selbst bey der strengsten Aufsicht der Schleichhandel nicht ganz verhindert werden kann.

B. 15.) Eben so wenig wird der wirkliche Mangel durch jenes System abgewehrt. Der erfinderische Geist des Menschen ist sinnreich genug, denen aus einem Gesetze ihm erwachsenden nachtheiligen Folgen vorzubeugen, ohne daß das Gesetz solches verhindern kann. Daher wird in einem Lande, wo jenes System eingeführt ist, der Gutsbesitzer nie den Zeitpunct erwarten, wenn der gesetzliche Mittelpreiß erreicht oder gar überstiegen ist. Vielmehr wird er in Zeiten seine Fruchtvorräthe in das angrenzende Ausland verführen, und daselbst aufschütten, um bey eintretenden höhern Preissen die Freyheit zu behalten, sie wem, wohin, und wie hoch er will, verkaufen zu können. Ihm ahmt der andre Producent nach; und keiner von ihnen denkt darauf, kleinere oder grössere Fruchtvorräthe im Lande und in seinem Hause aufzubewahren, aus Liebe zur Freyheit, und aus Besorgniß, daß es ihm, sie da oder dorthin mit Vortheil nach Willkühr zu verkaufen, bald verboten werden möge. Daß dieses wahr sey, berufe ich mich auf die Erfahrung, und auf die eignen Aussagen der begüterten Producenten. Hieraus muß aber ganz natürlich die Folge erwachsen, daß in dem Innlande der Früchte weniger, im Auslande aber mehr werden; folglich, wenn eine wahre aus Mangel herrührende Theurung entstehn solte, das fruchtbare Innland sich selbst aus dem angrenzenden Auslande, aus Veranlassung obigen Systems, mit seinem Bedürfniß versorgen,

und es um denselben Preiß, den ihm das Ausland vorschreibt, erkaufen, folglich von dessen Gnade leben muß.

C. 16.) Glaubt man endlich, daß durch das vorgeschlagene beständige Gesetz und System den entfernten Provinzen desselben Staates geholfen werden müsse, und daß der Regent, gleich einem wohlmeynenden und vor alle seine Kinder gleich gutgesinntem Vater, eines seiner Kinder, zur Erhaltung des Andern einzuschränken so verbunden als berechtiget sey, so glaube ich dagegen, daß der entferntern Provinz dadurch Nichts oder Wenig geholfen werden kann; daß der Vortheil, den sie allenfalls davon genießt, durch den Nachtheil, den die andere Provinz dabey leidet, unendlich weit überwogen wird, und daß hierunter andre und sichrere Veranstaltungen getroffen werden müssen, um der einen sowohl als der andern Provinz zu helfen. Und dieses getraue ich mir zu beweisen.

17.) Ohne auf die von einander ganz entlegnen verschiedenen Glieder eines Staatscörpers, wie z. B. Hungern und die österreichischen Niederlande, wo die Unmöglichkeit des Getreydecommerzes einleuchtend ist, Rücksicht zu nehmen, gebe ich einem aufmerksamen Beobachter zur Ueberlegung anheim: Wie es thunlich sey, daß zwo nur dreyssig Meilen von einander entfernte Provinzen, ohne durch schifbare Flüsse, Canäle oder Meere mit einander verbunden zu seyn, denn diese kann man so gut wie nahangrenzende Provinzen betrachten, mit Vortheil einen Fruchthandel unter sich treiben können? *) Wie hoch muß nicht

*) Das nehme ich freylich aus, wenn die Provinz a, kein anderes Fruchtland näher um sich hat, als das 30 Meilen entfernte

nicht in der an Früchten ärmern Provinz der Preiß steigen, wenn das kostbare Fuhrlohn, das eben zur Zeit der Theurung sich verhältnißmässig erhöht, nebst der Menge an Zöllen und andern Abgaben mit dazu gerechnet werden muß? Und gesetzt, der Fall der äussersten Noth mache ein solches Commerz einmal nothwendig: Beweißt es nicht die Erfahrung, daß dieser Fall in einem ganzen Jahrhundert nur ein- höchstens zweymal eingetreten ist? *) Soll also die fruchtbare Provinz 99 oder 49 Jahre darunter leiden, damit im funfzigsten oder hunderten die an Früchten ärmere Provinz vom Mangel gerettet werden könne? Giebt es nicht vielmehr weit bessere und nähere Wege, wodurch das Ziel erreicht werden kann?

18.) Gemeiniglich hat die Vorsehung davor gesorgt, daß ein an Früchten ärmeres Land an einem gesegneterm angrenzt, daß unter den rauhesten Bergen die fruchtbarsten Thäler sind, und daß der Mensch, zwar mit einiger Mühe, aber auch alsdenn gewiß sein Bedürfniß in der Nähe findet. Also muß eine solche Provinz von der nähesten fruchtbaren Provinz, sie sey im Inn- oder Auslande, sich in Zeiten mit ihrem Jahresbedürfniß versehn, und ihr Hauptcapital an hinreichende Land- und

entfernte Fruchtland b; dann aber bleibt schon vor sich ein beständiger Fruchthandel zwischen beyden Provinzen nothwendig und natürlich.

*) In diesem Jahrhunderte rechnet man in Chursachsen nur zwey solche Fälle, im Jahr 1720 und 1771. Im letzten mußte sich freylich das Erzgebirge aus Thüringen zum Theil mit versorgen. Aber aß man nicht damals auch in dem gesegneten Sachsen archangelsches Korn?

und Bergmagazine anlegen; diese zu rechter Zeit wieder anfüllen, und allen andern Aufwand hintansetzen, so lange davor nicht hinlänglich gesorgt ist. Es ist dieses die nothwendigste, die erste Ausgabe, die eine solche Provinz nur immer machen kann; sie wird dadurch um so dringender, weil gemeiniglich in einem wohlangebautem Staate, wo der Mensch sich mit dem Feldbau nicht beschäftigen kann, Fabriken, Bergwerke und Manufacturen stärker betrieben werden, diese aber eine mehrere Volksmenge, als selbst der Feldbau, erfordern und ernähren; mithin, wenn keine hinreichenden Fruchtvorräthe vorhanden sind, die Fabriken, Bergwerke und Manufacturen selbst ins Stecken gerathen, folglich die einzigen Nahrungsquellen solcher Gegenden vertrocknen. Hier darf auf eine ohngefähre Zukunft nicht gerechnet, sondern es muß mit mehrerer Zuverlässigkeit, als in den an Früchten gesegneten Provinzen, vor die Zukunft gesorgt werden. Und dieses Capital, das der Landesherr oder die Landschaft zu hinreichenden Getreydevorräthen anlegt, verzinset sich von selbst, wenn man nur den geringern Fruchtpreiß in Verhältniß mit dem, den eine andere Provinz, durch keine Fruchtmagazine versorgt, schon bey mittlerer, geschweige bey grosser Theurung bezahlen muß, dann die Menge, Güte und Wohlfeilheit, folglich auch den bessern Vertrieb der Kunstproducte, die stärkere Anzahl und vermehrte Glückseligkeit ihrer Einwohner betrachtet.

19.) Ueberhaupt aber halte ich dafür, daß, wenn in einem Staate mehrere und von einander entlegne Provinzen sind, solche in Ansehung des Handels, besonders aber des Fruchthandels, als besondre Staaten, die jedoch in freundschaftlichem

schaftlichem Vernehmen mit einander stehen, anzusehen sind, und daß auf eine jede Provinz ein eignes Getreydepoliceysystem, nach den verschiednen Classen wohin sie gehören, gegeben werden müsse, wenn man nicht die eine Provinz zum Nachtheil der andern begünstigen, oder allen zugleich schaden will. Man erlaube einer jeden, ihre Natur- und Kunstproducte zu vertreiben und ihre Bedürfnisse zu erholen, wohin und woher sie will; nur sorge man davor, daß eine jede Provinz ihre Bedürfnisse so zuverlässig erhalten, und ihre Producte so vortheilhaft und so zuverlässig vertreiben kann, als es nur immer möglich ist, so wird jede Provinz, vor sich, wenn sie auch mit der andern in gar keiner commercialischen Verbindung stehet, und nach ihrer Lage und Beschaffenheit stehn kann, dennoch glücklich und ohne Nachtheil der andern glücklich, mithin der ganze Staat und dessen Souverain ein glücklicher Vater seyn, der alle seine Kinder gut versorgt hat, obschon einem Jeden ein besonderer und von dem Andern weit verschiedener Wirkungskreis angewiesen ist.

20.) Anstatt, daß nun durch das vom Herrn Grafen von Brühl angenommene System die dabey beabsichteten Endzwecke erreicht werden solten, so erwächst vielmehr ein ganz besondrer und durch die Erfahrung abermals bestätigter Nachtheil daraus, welcher darinn besteht, daß durch ein beständiges Gesetz, welches die Fruchtausfuhre, sobald der festgesetzte Mittelpreiß übersteigen wird, verbietet, der Ausländer abgehalten wird, zuverlässige Fruchtcontracte zu schliessen. Denn sobald der gesetzliche Preiß erreicht ist, darf die verhandelte Frucht nicht mehr auswärts verführt werden; der vorher geschlossene

 Contract

Contract wird durch das Gesetz vernichtet; der Ausländer sieht seine gewisse Hofnung vereitelt, und das ihm gegebne Versprechen unerfüllt; er wendet sich in der Zeit der Noth an andere vielleicht entferntere Gegenden, wo er aber allemal mit voller Freyheit kaufen kann: und hat er dort einmal sein Bedürfniß in theuren Jahren erhandelt, so wird er, wenn schon nicht aus Dankbarkeit, doch aus Selbstliebe, und um sich diese Quelle nicht wieder zu verstopfen, auch in wohlfeilen Jahren sein Bedürfniß dort erholen; ja solte er auch den Handel allemal etwas theurer machen müssen, so ersetzt ihm doch die Zuverlässigkeit diesen kleinen Verlust reichlich. Das gesegnete, vielleicht angrenzende, Fruchtland aber verliehrt auf immer die Zuverlässigkeit seines Fruchtabsatzes; und da hierauf sein ganzer Wohlstand beruht, da mehrere auf einander folgende wohlfeile Jahre ihm mehr schaden, als einzelne Mißerndten, und da der durch vieljährige unbenutzte Fruchtvorräthe entstehende Nachtheil selbst durch theure Jahre nicht ersetzt werden kann, so sinkt allmählig die ganze Glückseligkeit eines solchen von der Natur begünstigten Landes, welche durch gänzliche Freyheit der Fruchtausfuhre wieder hergestellt werden kann.

21.) Ich habe mich bey Beurtheilung des gräflich brühlschen Systems vorzüglich auf die Ausfuhre der Früchte eingeschränkt, weil ich eben in einer gesegneten Provinz lebe, wo der Fruchthandel die einzige Nahrungsquelle ist, und ich also hierüber practische Erfahrungen mehrere Jahre zu sammeln Gelegenheit gehabt habe. Was die Einfuhre anbelangt, so fehlt es mir an eignen Erfahrungssätzen; ich glaube aber doch auch, daß

daß das benachbarte fruchtbarere Ausland, wenn es nicht allemal mit Zuverlässigkeit seinen Ueberfluß in die hieländische minder fruchtbare Provinz debitiren kann, sondern, daß nach vorwaltenden Umständen die Einfuhre verboten wird, besorgen muß, seinen Fruchtvorrath, wenn es nur immer möglich ist, lieber in einen andern Staat, mit dem es allemal zuverlässig handeln kann, debitiren wird, wodurch denn die hieländische Provinz in Gefahr des Mangels und der Theurung geräth.

22.) Aller dieser Veränderungen der bald erlaubten, bald verbotnen Ein- und Ausfuhre kann man sich überheben, wenn man einer jeden Provinz ihre eigne Classe anweißt, ihr unabänderliches System vorschreibt, und verhältnißmässige Magazine anlegt. Durch diese wird nicht nur dem Mangel vorgebeugt, sondern auch ein beständiger Mittelpreiß zum Besten aller Unterthanen, der Producenten sowohl als der Consumenten, erlangt, die Industrie des einen so wie des andern ermuntert, und die künstliche Theurung, der speculativische Wucher, verdrängt.

23.) Es darf aber schlechterdings bey solchen Landmagazinen kein Vortheil der herrschaftlichen Cammer beabsichtet werden; sondern den einzigen Endzweck

der arbeitenden Classe des Volks theils einen vortheilhaften Fruchtabsatz, theils einen vortheilhaften Fruchteinkauf, beständig und zuverlässig zu gewähren,

muß man vor Augen haben, und denselben, selbst auf Kosten der herrschaftlichen Cammer, welche durch den Wohlstand der Unterthanen reichlich entschädigt wird, befördern. Ferner muß

auch hier das Gesetz der Freyheit zum Grunde liegen. Kein Unterthan muß seine Früchte ins Magazin um einen gewissen Preiß zu liefern, oder sie von da um einen gewissen Preiß zu erheben gezwungen werden, sondern das alles muß ihm frey stehen; aber durch die anerbotnen Bedingungen muß er selbst angeleitet werden, zu seinem eignem Vortheile, sich dieser landesherrlichen Vorsorge zu bedienen. So darf ihm auch keine neue Last, die Früchte ohnentgeldlich zu verfahren, zu wenden, zu verwahren, u. dergl. aufgebürdet werden. Alles dieses muß der Staat auf sich nehmen, und darf nur auf den aus der vermehrten Menge, Industrie und Glückseligkeit des Volks ihm entstehenden sichern Gewinn Rechnung machen.

24.) Nicht in einem Orte allein, noch weniger an einem Grenzorte darf die Aufschüttung der Fruchtvorräthe geschehen, sondern sie müssen in verschiedenen Orten aufbewahrt liegen, damit die Unterthanen ihren Ueberfluß ins Magazin zu liefern, und ihr Bedürfniß daraus zu erheben, ohne grossen Kostenaufwand und Zeitverlust überall Gelegenheit finden.

25.) Die Anlegung der Magazine muß zu rechter Zeit und auf die beste Weise geschehen. Wenn also entweder durch gesegnete Erndten oder durch übermässige Einfuhre die Summe des vorhandenen Getreydes zu stark und dadurch der Preiß zum Nachtheil der innländischen Industrie zu niedrig wird: Dann ist es Zeit, daß der Staat seine Magazine anfüllt, dem Ausländer den currenten Preiß bezahlt, dem innländischen Producenten aber erlaubt, sein selbst erbautes Product um einen annehmlichen Mittelpreiß, wäre er auch höher, als der durch jenen Ueberfluß zufällig entstandene niedrige Marktpreiß, ins Magazin

Magazin zu liefern, und, welches ich in den Ländern der dritten Classe c. vor das beste halte, einen Theil seiner Grundabgaben in Früchten um solchen Mittelpreiß abzuentrichten. Dadurch werden dem speculirenden Wucherer, dem sonst der Producent sein Product um einen geringen Preiß verkaufen mußte, Schranken gesetzt; der Producent, der sonst oft nicht so viel bekam, als er auf den Acker wenden mußte, erhält volle Vergütung seiner Arbeit nebst verhältnißmässigem Gewinnst; und der so nützliche Mittelpreiß kommt sogleich wieder empor, oder bleibt vielmehr unverändert stehen. Und eben so muß auch die rechte Zeit und die beste Art zur Eröfnung und Ausleerung der Magazine erwählt werden. So bald der festgesetzte Mittelpreiß merklich überstiegen wird, ist es Zeit, die Magazine zu öfnen, und die Früchte um jenen Mittelpreiß, höchstens nur mit einer geringen Uebermaasse, dem Unterthanen zu seinem Bedürfniß zu verkaufen; dadurch aber nicht nur dem wahren Mangel und der wahren Theurung zu vorzukommen, sondern auch den speculativischen Wucher ganz zu verdrängen.

26.) Die größten Schwierigkeiten sind mit der Verwaltung der Magazine verbunden, weil nicht allein die aufbewahrten Vorräthe so manchem Unglücksfalle unterworfen sind, sondern auch die Untreue der Verwalter sich so schwer übersehn und abhalten läßt. Aber wo ist eine menschliche Anstalt, die nicht an gleichen Unvollkommenheiten krank läge? Wie würde die Handlung und Schiffahrt bestehen, wenn man immer an Bankerutte und Schiffbrüche denken wolte? Schon die Vertheilung der Fruchtvorräthe in mehrere Orte gewährt den Vortheil, daß der Unglücksfall, als Feuersbrunst, verheerender

Wurm, Mäusefraß u. dgl. sowohl als die Untreue des Verwalters keinen allgemeinen, sondern nur einen leichter zu verschmerzenden particulairen Schaden thun kann. Eben dieses leistet die zu rechter Zeit unternommene Ausleerung der Magazine, welche zugleich schnellere Uebersicht der Verwalter verschaft. Wenn nun über dieses die dabey angestellten Personen gut besoldet und durch eine hinreichende Einnahme ein für allemal entschädigt, die Gebäude im besten und verwahrtestem Zustande erhalten, die Fruchtböden in mehrere Quartiere, deren jedes von einer bestimmten Höhe, eine abgemessene (Quantität Früchte) Anzahl Scheffel halten muß, abgetheilt, die bey mehrern auf einander folgenden guten Erndten allzustark angewachsenen Fruchtvorräthe in Mehl verwandelt, durch diese beyden Vorschläge die Verwalter leichter und sichrer übersehn, öfters revidirt, und bey demohngeachtet befundener Untreue schnell und scharf bestraft werden, so sind gewiß die mit Verwaltung der Magazine verbundenen Schwierigkeiten zu einem grossen Theil überwunden. Und den übrigen Theil derselben, so wie die nicht vorher zu sehen gewesenen oder nur selten eintretenden Unglücksfälle überträgt die Wohlfarth des ganzen Volks, welche auf einer richtigen Getreydepolicey ganz vorzüglich beruht und zu wichtig ist, als daß der Regent hierunter einigen Kostenaufwand scheuen, sich vor einiger Schwierigkeit fürchten, oder den Privatvortheil seiner Cammer und Chatoulle beabsichten solte.

Nachtrag

Nachtrag.

Eben da ich diesen Aufsatz ins Reine bringe, kommt mir eine neue kleine Schrift in die Hände:

Die ersten und wichtigsten Grundsätze einer weisen und wohlthätigen Finanz — — von C. D. H. Salimbeni, mit einigen auf einer Reise durch Chursachsen gemachten dahin einschlagenden Beobachtungen. Boston 1786.

Die erste Hälfte dieser Schrift gehört vorzüglich hieher; und ob wir beyde wohl in den Hauptgrundsätzen einig sind, daß nämlich zu Erhaltung eines beständigen Mittelpreisses und um Mangel auch excessive Theurung abzuwehren, die Anlegung gewisser Landmagazine nöthig sey, so kann ich doch in einigen Puncten dem Verfasser nicht beystimmen.

Erstlich sagt er an mehrern Stellen, daß ein hoher Getreydepreiß, wofern er sich nur immer gleich bleibe, vortheilhafter sey, als ein geringer Preiß. Dieses ist wahr, aber mit Einschränkung, daß nämlich der Fabricant, Manufacturist und Künstler bey dem Getreidepreisse im Stande bleibe, seine Kunstproducte eben so gut und eben so wohlfeil zu liefern, als der mit ihm concurrirende Ausländer. Denn sonst leidet diese Classe der Consumenten und nutzbaren Unterthanen. Denn, wenn auch der Fabricant, nur wenig Brod verzehrt, (wiewohl das S. 19. vom Verfasser jener Schrift angegebne Bedürfniß, im Allgemeinen, viel zu gering ist,) so steigen doch mit dem Getreydepreisse auch die übrigen Lebensmittel und Bedürfnisse, welche er alle in einem mittelmässigen Preisse einkaufen muß, wenn er seine Arbeit und Waare gut und wohlfeil liefern, an Ausländer

debitiren, und mit dem mit ihm concurrirenden Ausländer gleiche Preisse halten soll. Oder er muß seinen Debit bloß auf das Innland einschränken, und dem Ausländer muß der Zutritt zum Innland verboten seyn. Jenes aber hindert die Industrie, dieses das Commerz, welches auf wechselseitiger Freyheit beruht. Also ein beständiger guter Mittelpreiß, wobey der Bauer und der Fabricant zugleich bestehn kann, ist dasjenige, wohin eine weise und wohlthätige Finanz arbeiten muß.

Zweytens, bey denen der Magazine halber S. 28, 29 gethanen Vorschlägen scheint mir zu viel Zwang zu seyn. „Der Becker **muß** das Getreyde um den **gesetzten fixen** „**Preiß** aus den Magazinen nehmen" — Also darf er es nicht erkaufen woher und so wohlfeil als er will und kann — „Das Getreyde wird in den fruchtbaren Gegenden um einen „**festen** billigen Preiß in die Magazine aufgekauft." — Also **muß** der Gutsbesitzer um den **gesetzten** Preiß das Getreyde in die Magazine verkaufen, und darf es nicht verhandeln, wohin und so theuer als er will und kann — „Die Landwirthe thun" zwar freywillig, aber welcher Landwirth wird sich gern dazu verstehn? — „jährlich ein bis zwey Fuhren „**ohnentgeltlich** drey bis vier Meilen weit in das Magazin." — „Das Magazin **muß** durch den Verkauf einen **beträcht**„**lichen** Vortheil haben" — Also wieder eine Finanzoperation in dem vom Verfasser S. 5 angenommenen erstem Sinn des Worts, da die Sorge der Finanz auf die Vermehrung der Einkünfte des Landesherrn geht.

Alles dieses schränkt Eigenthum und Freyheit ein, welches so wenig als möglich eingeschränkt werden muß.

Drittens, S. 41 ff. hat der Verfasser eine Berechnung gemacht,

gemacht, um zu zeigen, daß Chursachsen — denn diesem Lande ist absichtlich die ganze Schrift gewidmet — genugsames Getreyde für seine Consumenten baut. Aber einmal beruht dieselbe auf willkührlich angenommnen, nicht erwiesenen, Hypothesen, welche man bey der Ungleichheit der Güter, Hufen, Aecker, und Tragbarkeit des Bodens, so schlechtweg nicht vor wahr annehmen kann. Sodann ist selbst nach diesen Hypothesen die Rechnung, in einzelnen Zwischensätzen, unrichtig, und muß, nach des Verfassers Angaben, also berichtigt werden: „70,000 Hufen steuerbar Land, jede zu 24 Ackern, den Acker zu 5 Viertel Dreßdner Scheffel Roggen Aussaat (in Thüringen sind aber gar viele Hufen zu 30 Acker, den Acker zu $\frac{5}{12}$ DSchfl. Aussaat) gerechnet, thun 1,680,000 Acker, und zum $\frac{1}{3}$ mit Roggen besäet, 560,000 Acker; diese tragen 4 Schock auf den Acker, und $2\frac{1}{2}$ Schfl. auf das Schock gerechnet, 2,240,000 Schock, und 5,600,000 DSchfl. (In vielen fruchtbaren Gegenden Thüringens kann man auf den Acker, weil er so klein ist, kaum 4 bis $4\frac{1}{2}$ DSchfl., nicht, wie der Verfasser, 10 DSchfl. rechnen.) Dann 700,000 DSchfl. zum Saamen abgezogen: bleiben zur Nahrung der Einwohner

4,900,000 DSchfl. Ferner

1500 Rittergüter, jedes zu 25 Hufen, jede zu 24 Acker, geben 900,000 Acker, also 300,000 Acker Winterfeld. Diese tragen nach obigen Ansätzen 1,200,000 Schock, und 3,000,000 Schfl. Davon 375,000 Schfl. zum Saamen abgerechnet, bleiben zur Nahrung der Einwohner

2,625,000 DSchfl.; und beyde Summen zusammen thun

7,525,000 DSchfl.; welche Summe, mit Inbegrif des ange-

gebenen Surrogats, numero rotundo auf 8,000,000 DSchfl. gerechnet wird. Hiervon rechnet der Verfasser auf 2 Millionen Menschen 5 Millionen DSchfl.; also auf den Kopf $2\frac{1}{2}$ DSchfl.; („mir scheint, nach den statistischen Nachrichten, die Volksmenge zu groß, hingegen das auf den Kopf gerechnete Getreydequantum zu gering,") und die übrigen 3 Millionen zum Weißbacken, Brandweinbrennen und für Durchreisende." Nimmt man dieses aber auch alles vor richtig an, so tritt doch gerade in Chursachsen der §. 16 ff. von mir beurtheilte Fall ein, daß es theils sehr fruchtbare, theils ganz unfruchtbare Provinzen hat, und daß diese zum Theil von einander auf 30 und mehr Meilen entlegen, und durch keine schifbaren Canäle oder Flüsse, auch durch keinen auf der Axe zu führenden beyden Provinzen vortheilhaften Tauschhandel, wo die Rückfracht die Hälfte der Fracht ersetzte, mit einander verbunden sind, so, daß eine Provinz der andern, ohne den Nachtheil beyder Provinzen, schlechterdings nicht zu Hülfe kommen kann. Wenn man also auch in dem einem Verstande sagen könnte: „Chursachsen baut „so viel Getreyde, als es vor seine Einwohner bedarf:" So ist dieses doch in dem Verstande unrichtig, in welchem es der Verfasser annimmt, daß nämlich die unfruchtbaren Provinzen ihr Bedürfniß aus den fruchtbaren erheben könnten; welches im Erzgebirge und Thüringen ohnmöglich ist; da vielmehr jenes seinen Mangel aus dem benachbarten Ausland erheben, dieses seinen Ueberfluß in das angrenzende Ausland debitiren muß, wenn beyde Provinzen dabey bestehen sollen.

II.

II.

Ueber die Möglichkeit den aerostatischen Maschinen die Richtung zu geben.

Dieser Aufsatz erschien kürzlich in einer englischen periodischen Schrift, allein in französischer Sprache geschrieben. Er war unterzeichnet: Deronville et Thomas, wohnhaft in Suffolkstreet, London. Solte seine so ausserordentliche Erfindung, die, bloß weil sie nicht gleich zur Vollkommenheit gebracht worden, von den Halbköpfen aller Nationen als ein Spiel betrachtet wird, nicht die eifrigsten Bemühungen der Physiker verdienen?

Wenn der erste, der es wagte über das Meer zu fahren, den Weisen seiner Zeit Gehör gegeben hätte; wenn die Grösse der Unternehmung seinen Muth erschreckt, und das Genie nicht bey der Ausführung präsidirt hätte, so würde das Commerz nicht in gegenwärtigem Zeitalter das Schicksal der Staaten entscheiden. Wer kann heut zu Tage die Nutzbarkeit der Aerostaten calculiren? Und dennoch wo ist der Enthusiasmus geblieben, den sie anfangs erregten? Man betrachtet jetzt einen aerostatischen Versuch bloß wie eine läppische und kostbare Ergötzlichkeit. Wozu nützt diese Entdeckung, sagen ernsthafte Personen, wenn sie nicht kann vervollkommet werden? Und wir fragen unsrer Seits, wenn man dazu das Mittel fände, wie würde es aufgenommen werden? Welche Gründe wären erforderlich, um die allgemeine Ungläubigkeit zu überwinden?

Und welche Macht würde im Stande seyn den Eifer fürs gemeine Beste in dieser Sache rege zu machen? Das erstere Hinderniß ist vielleicht nicht das schwerste zu übersteigen, aber das zweyte ist unglücklicherweise über die Macht menschlicher Entwürfe erhaben. Wenn wir indessen dahin gelangen das Publicum von der Möglichkeit den Luftbällen eine Richtung zu geben einigermaassen zu überzeugen, so glauben wir zur Aufmunterung der Physiker, die sich mit diesem Zweig der Naturkunde beschäftigen, schon viel gethan zu haben. Dieses wird für manche eine Lehre seyn, nicht allemal aufs Wort zu glauben.

Ein jedes flüssiges Wesen, dessen Bewegungen bestimmte Richtungen haben, setzt den Körpern, die es umschließt, einen gewissen Widerstand entgegen, wenn man diesen Körpern eine andre Bewegung geben will, als diejenige des Mittelpuncts. Dieser Widerstand ist nach dem Verhältniß der Oberfläche, die das fremde Bewegungsmittel dem Lauf des Flüssigen entgegensetzt, ferner nach der Dichtigkeit, Hartnäckigkeit und Geschwindigkeit eben dieses Flüssigen zu bestimmen; also in einem flüssigen Wesen, dessen Dichtigkeit und Hartnäckigkeit fast wie ganz und gar nichts zu rechnen sind, ist der Widerstand bloß die Wirkung der beyden andern Ursachen. Da aber der analytische Druck dieses Widerstandes keine beständige Quantität seyn kann, weil einer der Factoren beständig bleibt, so verändert sich der andre nothwendig nach Maaßgabe der Richtungen der flüssigen und der bewegenden Materie. Um die Schwierigkeit gänzlich aufzulösen, so nehme ich ihr Maximum hier an.

In dieser Hypothese sind die Bewegungen eine der andern in Parallelrichtungen entgegengesetzt, und beyder Geschwindigkeit

schwindigkeit ist der Summe der absoluten Geschwindigkeiten gleich. Nun sind alle diese Quantitäten für ein so bekanntes Fluidum wie die Luft ist, leicht zu bestimmen; die Versuche, die man bis jetzt gemacht hat, haben uns das mittlere Maaß ihrer Dichtigkeit und Geschwindigkeit in verschiedenen Höhen gelehrt; überdem sind die Oberfläche und die Geschwindigkeit der Bewegungskraft nach Maaßgabe zu bestimmen; man kann daher genau die Quantitäten berechnen, die den Widerstand ausmachen, den man überwinden muß.

Da nun der Widerstand bekannt ist, so bleibt noch übrig einen Ruhepunct und eine Macht zu finden.

Das erstere hat keine Schwierigkeit. Der Druck und die Dichtigkeit der Luft können es mit einer unendlich grössern Kraft als den Widerstand aufnehmen, wenn nur dieser letztere hinreichend ausgedehnt und dennoch comprimirt ist, und dieses hängt von der Macht ab.

Dieses ist also hier der Hauptpunct.

Man kann Kräfte von verschiedener Art gebrauchen, entweder mechanische, oder physische, oder auch vermischte Kräfte, die aus der Verbindung der beyden erstern entstehen. Wenn man die bewegende Kraft einer Maschine wie eine Zusammensetzung von Masse und Geschwindigkeit betrachtet, so hat man hier die Wahl, um die nämliche Wirkung hervorzubringen, entweder mehr Masse und weniger Geschwindigkeit, oder mehr Geschwindigkeit und weniger Masse anzuwenden. Im erstern Fall, wenn man den mittlern Grad von Widerstand der Luft gegen aerostatische Maschinen berechnet, so findet man, daß

wenn

wenn sie bis zu einem gewissen Diameter gekommen sind, sie weit grössere Lasten tragen können, als nöthig ist den Widerstand der Luft zu überwinden, und daß diese Lasten nach Maaßgabe dieses Widerstandes immer anwachsen. Man weiß, z. B. daß mit brennbarer Luft angefüllte Kugeln, wo diese Luft sich zum Gewicht der atmosphärischen Luft wie 1 zu 8 verhält, ausser dem Gewicht der Umfassung, die ich anderthalb Loth auf den Quadratfuß annehme, im Stande sind zu tragen:

916 Pfund, wenn sie 30 Fuß im Diameter haben.
2261 — — 40 — — — —
4480 — — 50 — — — —
7963 — — 60 — — — —

Also nach den Theorien und den gemeinsten Erfahrungen, die man mit flüssigen Körpern angestellt hat, würde der Widerstand der Luft gegen eine Sphäre im gegenwärtigen Fall ungefähr $\frac{2}{3}$ des Gewichts eines Cylinders von dem nämlichen Fluido gleich seyn; und dieser Cylinder würde zur Grundlage die Oberfläche eines grossen Cirkels von der Sphäre haben, und zur Höhe doppelt so viel Raum, als ein schwerer Körper durchlaufen muß, um mit dem Fluido einerley Geschwindigkeit zu erlangen. Allein die Last, die die Maschine tragen kann, wird viel grösser seyn, als die Last des Cylinders, welches leicht zu berechnen ist; also — — — — —

Wenn man hingegen mehr Geschwindigkeit und weniger Masse wählt, so wird man wenigstens eben so viel Vortheil haben, um den Widerstand zu überwinden, wenn man nur

zu

zu diesem Endzweck auf eine ebne Oberfläche gestützt ist, die der Oberfläche eines grossen Cirkels der Sphäre gleich ist; denn wenn man der Maschine auch nur eine solche Geschwindigkeit mittheilt, die der des flüssigen Körpers gleich ist, so würde der Druck dieser Oberfläche gegen den Ruhepunct sich zum Widerstande der Luft gegen die sphärische Oberfläche erhalten, wie 1 zu $\frac{2}{3}$; auf diese Weise bleibt dem bewegenden Körper noch $\frac{1}{3}$ Kraft übrig, um das Gleichgewicht zu brechen. Da nun die bewegende Kraft der Maschine willkührlich die absolute Geschwindigkeit des bewegenden Körpers vergrössern oder vermindern kann, so kann sie auch bis zu einem gewissen Grad den Widerstand, den sie leidet, mit den Bemühungen in Verhältniß setzen, ihn zu überwinden.

Will man physische oder gemischte Kräfte brauchen, so ist es unmöglich, daß man nicht seinen Zweck erreicht, besonders wenn man sich solcher bedient, die mit der größten Gewalt und der größten Geschwindigkeit agiren können, ohne eine beträchtliche Schwere zu verursachen. Fast alle, die wir kennen, haben diesen doppelten Vortheil, daß sie in einem Augenblick Wirkungen erzeugen, die eine grosse Menge der besten Maschinen nur mit ausserordentlicher Langsamkeit hervorbringen können, und daß überdem ihre Kräfte zu wachsen scheinen, nach dem Maaß, daß sie Widerstand finden. Man hat deren so schreckliche, daß nichts ihnen widerstehen kann. Es ist also bloß erforderlich, ein einfaches Mittel auszufinden, um eine dieser gemischten Kräfte auf den Gegenstand anzuwenden, von dem hier die Rede ist. Dieses Mittel ist nicht unmöglich, wenigstens ist kein Mensch im Stande zu beweisen, daß es unmöglich auszufinden sey.

Zu diesen Gründen kommen noch die vielen Erfahrungen, die uns die Natur lehrt. Die Vögel, deren Körper tausendmal schwerer sind, als ein eben so grosses Maaß Luft, erhalten sich nicht allein im Gleichgewicht in diesem Fluido, bloß durch die Kraft ihrer mechanischen Structur, sondern sie geben sich auch darin jede Richtung nach Gefallen. Wenn sie also, wie man nicht zweifeln kann, fast alle ihre Kräfte gebrauchen, um sich in der Luft zu erhalten, so bleibt ihnen nur ein sehr kleiner Theil übrig, um ihre Richtung zu bewirken. Ich nehme daher an, daß sie in der Luft im Gleichgewicht sind, und zwar mit diesem kleinen Rest von Kraft, mit welchem sie ihre Horizontalbewegungen bewirken. In diesem Fall haben sie verhältnißweise noch weit weniger Kraft, als man den aerostatischen Maschinen geben kann; da es also Unsinn wäre zu sagen, daß die Vögel ihrem Flug keine willkührliche Richtung gäben, so würde es nicht weniger thöricht seyn zu behaupten, daß die Luftbälle nicht dirigirt werden können.

Erst nach einem jahrlangen Nachsinnen, nach mannigfaltigen Versuchen und nicht zweydeutigen Erfahrungen haben wir es gewagt, diese Betrachtungen niederzuschreiben. Findet sich etwa ein Naturforscher, dem unsre Bemerkungen unrichtig scheinen, so laden wir ihn ein, sie zu berichtigen; da die den unsrigen entgegengesetzten Meinungen noch in keiner Schrift untersucht worden sind, so kann dieses eine Gelegenheit seyn, die Begriffe von diesem Gegenstand festzusetzen.

Deronville und Thomas.

III.

III.

Sendschreiben an Herrn Professor Meiners in Göttingen, über dessen Angriff gegen Kants System der Philosophie.

Hochgeehrtester Herr Professor,

Der Schriftsteller, den Sie in der Vorrede zu Ihrer Seelenlehre angegriffen und zur Verantwortung heraus gefodert, bedarf zwar keiner fremden Feder um seine Sache zu führen. Da Sie indessen nicht nur die Wahrheit seiner Behauptungen angreifen, und seinen Bemühungen allen Werth absprechen, sondern auch alle diejenigen, die mit mir in Kants Schriften Belehrung zu finden glauben, einer traurigen Unwissenheit und Vergessenheit des Zwecks aller ächten Weltweisheit beschuldigen, so mag es wohl einem Verehrer der Verdienste des Prof. Kant um die Philosophie erlaubt seyn, Sie über die menschenfreundliche Furcht, als ob dadurch unser Gehirn zerrüttet werden mögte, zu beruhigen. Ich erspare dem, dessen Sache ich übernehme, wenn er meine Beantwortung hinlänglich finden solte, einige Stunden, die er besser anwenden kann, und am Ende werden Sie vielleicht selbst Ursache finden, damit zufrieden zu seyn, daß Sie vor dem Publiko nicht im Gegensatze mit Kant in einem Streite erscheinen, wozu Sie sich mit frohem Muthe, aber mit gar zu ungleichen Waffen ausgerüstet, herandrängen.

Sie versäumen keines der bekannten Mittel, deren sich von jeher solche Streiter bedient haben, denen es mehr darum zu thun war, den Beyfall desjenigen Publicums zu erhalten, das in der Sache selbst gar keine Stimme hat, als einsichtsvolle Zuhörer zu überzeugen. Als da sind: Erweckung des Mitleids, durch die schreckliche Geschichte eines verrückten Jünglings: der Ehrfurcht, durch das Beyspiel aller grossen Männer, in deren Fußtapfen Sie zu treten meinen, unter denen Sie aber doch einige vergessen haben, als zum Exempel den Plato und Aristoteles, die man mit einigem Anscheine wenigstens bisher für grosse Männer in ihrem Fache gehalten hat, den Leibnitz, den Sie selbst so geschickt für sich zu stellen wissen, und andre, die geglaubt haben, der Mensch könne metaphysische Speculationen nicht entbehren. Ferner: Erweckung eines günstigen Vorurtheils und Vertrauens auf die Menge der Stimmen, durch die Anführung des Urtheils beliebter Schriftsteller, indem Sie auf die seltsamste und beynahe lächerliche Art, den dogmatischen Leibnitz und den skeptischen Hume zu vereinigen wissen, um den critischen Kant zu schlagen, da Sie doch sonst weder das System des einen noch die Denkungsart des andern billigen.

Das alles sind gute argumenta probabilia, und werden in der Rhetorik angepriesen. Aber wozu dienen sie bey einem Streite unter Philosophen? da es billig auf Ueberzeugung, nicht auf Ueberredung ankommen solte.

Es ist traurig, daß ein junger Mensch, den die Natur nicht zum Metaphysiker bestimmt hatte, über metaphysische Grübeleyen seinen Verstand verliert. Soll aber deswegen niemand

mand metaphysiciren dürfen? Sie würden wohl eben so gut die römischen Rechte abgeschaft wissen wollen, weil einige Studenten, die besser andre Bestimmungen gewählt hätten, über der Erlernung der Pandecten den Verstand verlohren? denn auch davon giebt es Beyspiele.

Wenn Hume darin Recht hat, daß alle Versuche in der Metaphysik etwas zu demonstriren, auf nichts als auf Täuschung hinaus laufen, warum hat denn Kant Unrecht, der eben dies lehrt, aber es zugleich aus den Gründen der menschlichen Vernunft erweiset, die Entstehung der Täuschung zeigt, die seit dem Anfange der Philosophie die Menschen irre geführt hat, und zugleich die Gränzen der Demonstration sicher und genau zu bestimmen sucht. Wenn Hume Recht hat, daß sich nichts ausser der Mathematik demonstriren läßt, warum begeht denn Kant ein Verbrechen, indem er beweiset, daß die natürliche Theologie sich nicht demonstriren lasse, und alle apodictische Beweise a priori für das Daseyn Gottes auf Täuschung hinaus laufen? Eine Behauptung, die er mit Ihnen und allen antidogmatischen Metaphysikern gemein hat.

Wenn aber Leibnitz Recht hat zu behaupten, daß man Maasregeln gegen schädliche Meynungen nehmen dürfe, so war es Ihre Pflicht, lieber die Rolle eines Anklägers zu übernehmen, als über Wahrheit und Irthum einen so wenig treffenden Angriff zu wagen. Denn, alle diese rhetorischen Kunstgriffe seyen Ihnen geschenkt. Ich komme zur Sache selbst.

Ihre Vorwürfe bestehn in zwey ganz verschiednen Beschuldigungen.

Erstlich soll die in der Critik der reinen Vernunft angefangne Reform der Metaphysik lauter bekannte und längst gesagte, oder unerwiesene und willkührliche Behauptungen in einer unverständlichen und unnützen neuen Sprache enthalten.

Zweytens sollen die in derselben vorgebrachten, aber gleichfalls längst bekannten Zweifel gegen geheiligte Wahrheiten grossen Schaden gestiftet haben.

Sie setzen beständig die Sceptiker und Idealisten, Sextus, Berkeley und Hume mit Kant zusammen. Besonders soll letzterer den Hume nachahmen. Gegen diese von superficiellen Beurtheilern schon mehrere male geäusserte Beschuldigung, hat Kant selbst in der Critik schon ehe sie gemacht worden, und nachher noch ausführlicher in den Prolegomenen geantwortet. Die Sceptiker behaupten: es gebe gar keine Wahrheit. Kant: Es sey sogar demonstrirbare Wahrheit der Grund aller menschlichen Erkenntniß: aber er bestimmt ihre Gränzen, welche alles das ausschliessen, woher die Sceptiker ihre Gründe nehmen. Die Idealisten sagen: Alle äußre Welt ist Schein. Kant: In aller Erscheinung ist Reelles, aber wir wissen nicht, was dies an sich und ausser der Erscheinung sey. Hume sagt: Alle Begriffe der Metaphysik sind Täuschung aus der zufälligen Zusammenstellung der Erfahrung. Kant zeigt: Es liegen nothwendige Begriffe allem menschlichen Denken zum Grunde, aber sie belehren uns nur über die Form, nicht über den Inhalt der Erfahrung.

Verstehn Sie also diesen Inhalt der Erfahrung, indem Sie sagen: Erfahrung und Geschichte sind die einzigen Erkennt-

nißquellen in allen Wissenschaften ausser der reinen Mathematik, so unterschreibt Kant dies gern. Verstehen Sie aber die Form der Erkenntniß auch mit darunter, so wünschte ich zu wissen, ob Sie mit Hume alles für zufällig halten? oder wenn Sie sich scheuen, einem so verschrieenen Ketzer beyzupflichten, als Hume ist, wodurch Sie denn den Scepticismus desselben zu widerlegen meynen.

Wo ist aber die geringste Aehnlichkeit unter Kants Behauptungen und den Lehren der Idealisten und Sceptiker?

Von der Beschuldigung, daß Kants neue Behauptungen auf lauter willkührlichen Grundsätzen und Erklärungen beruhen, geben Sie in einer Note Beyspiele, davon ich gleich beym ersten stehen bleibe, weil es den Grund des ganzen Systems trift: die Begriffe von Raum und Zeit.

Kant beweiset die Richtigkeit seiner Begriffe von Raum und Zeit daher, daß der Ursprung der Evidenz in den mathematischen Wissenschaften sich auf keine andere Art erklären lasse. Sind nun seine Begriffe von Raum und Zeit willkührlich, so muß es möglich seyn auf eine andere Art zu erklären, woher diese Evidenz der mathematischen Lehrsätze entspringe. Es ist zwar sehr wahr (hat auch den Fehler der Neuheit nicht), was Sie in Ihrer Vorrede lehren, daß Mathematik, sowohl in Absicht des Inhalts als der Lehrart von der Philosophie wesentlich verschieden sey. Aber da die Mathematik sich auf eine so auffallende Weise von allen menschlichen Wissenschaften unterscheidet, so verlohnte es sich wohl der Mühe, den wahren Grund dieses Unterschiedes zu untersuchen, und da die Vernach-

image
not
available

Aus dem bisher gesagten folgt ganz offenbar dieses: Indem Sie die kantische Theorie vom Raume und der Zeit für willkührlich erklären, machen Sie sich selbst anheischig, die Möglichkeit zu zeigen, daß diese Evidenz der Lehrsätze von Zeit und Raum auf eine andere Art erzeugt werde: und den Beweis erwarten alle Mathematiker und alle Metaphysiker von Ihnen. Sie selbst gesellen zu dieser mathematischen Erkenntniß, der Sie Evidenz zugestehen, die ersten Grundsätze des menschlichen Denkens. Es ist also doch wohl der Mühe werth, nicht blos eine willkührliche Sammlung von solchen Grundgesetzen aufzustellen, darüber scharfsinnige Männer einander so oft widersprochen haben, wie Sie selbst sehr gut bemerken, sondern sich nach dem Principio umzusehen, aus welchem beurtheilt werden kann, was denn wirklich unumstößliche Grundgesetze des menschlichen Denkens sind, und warum sie unumstößlich sind? Gerade dies ist das Problem der Critik der reinen Vernunft.

Sie widersprechen sich hier selbst. Im §. 4. (p. 178.) behaupten Sie, die Grundgesetze des menschlichen Denkens seyen vor aller Erfahrung gewiß, und im darauf folgenden §. soll es keine Axiomen ausser der Mathematik geben. Freylich giebt es keine Axiomen in Wissenschaften, die auf bestimmte Gegenstände gehen, aber wenn es auch keine evidente Axiomen in Ansehung der Form des Denkens giebt, so ist schlechterdings kein Criterium der Wahrheit allgemeiner Sätze möglich: selbst diejenigen, die Ihr reifer, starker und unbefangener Geist (p. 179. der Seelenlehre) dafür erkennt, sind nur Täuschungen, und es bedarf hier wieder einer willkührlichen

Verabredung, wodurch Sie die Frage von der Wahrheit der äussern Sinne zur Bewunderung aller Philosophen erklären, die einen so neuen, so treffenden, so leichten und gründlichen Erklärungsgrund nicht finden konnten, weil die Thoren sich einbildeten, man müsse erst wissen, was Wahrheit an sich sey, ehe man sich verabreden könne, was man für Wahrheit wolle gelten lassen.

Sie aber gerathen hier unfehlbar in das böse Dilemma: entweder Sie müssen dem Hume und den Sceptikern einräumen, daß alle allgemeinen Grundsätze blos auf einer zufälligen Erfahrung und auf einer Täuschung durch lange Gewohnheit beruhen, oder Sie müssen zugeben, daß Kants Unternehmen, die Quelle der apodictischen Gewißheit der ersten Grundsätze menschlicher Erkenntniß aufzusuchen, welche der menschliche Geist von jeher für nothwendig gehalten hat, von der größten Wichtigkeit sey. Und dieses zuzugeben, dazu werde ich Sie wohl durch folgende einzige Frage schon nöthigen können. Halten Sie den Satz für evident, daß jede Begebenheit ihre Ursache haben müsse, und wenn Sie ihn für evident halten, wissen Sie einen andern Grund dieser Evidenz anzugeben als den Kant angegeben hat?

Ich kann Ihnen im Namen aller, die mit mir Metaphysik und Naturlehre bearbeiten, dreist versichern, daß Sie sich ein ewiges Verdienst um diese Wissenschaften, und viele Verehrer erwerben werden, wenn Sie einen bündigen Beweis dieses einzigen Satzes nach andern Grundsätzen als kantischen liefern.

Es ist aber gar nicht hinlänglich, wenn Sie sich etwa darauf berufen, daß mehrere Philosophen noch Schwierigkeiten

in

in Kants Entwicklung des Begrifs der Ursache, und seinem Beweise des Satzes vom zureichenden Grunde aller Begebenheiten gefunden und diesem Beweise eine neue Wendung geben solten. Auch selbst das würde hier von gar keiner Bedeutung seyn, wenn Sie einen andern Beweis aufstellten, dafern nicht dieser neue Beweis aus ganz andern, und denen kantischen widerstreitenden Grundsätzen geführt würde. Denn auf diese Grundsätze, auf den Grund aller metaphysischen Behauptungen kommt es bey unserm Streite an. Einzelne Beweise in der Critik der reinen Vernunft anzugreifen, oder zu vertheidigen, oder ihnen andre zu substituiren, das ist alles eine um die Metaphysik verdienstliche Bemühung. Unter uns aber ist die Frage von den Principien der Metaphysik.

Erklären müssen Sie sich über die vorgelegte Frage, denn ich sehe mich genöthigt hinzuzufügen, daß ich Ihr Stillschweigen darüber als einen ganz offenbaren Beweis ansehen müsse, daß es Ihnen mehr darauf ankomme, durch unbestimmte und ungegründete Declamation, Kants Bemühungen um die Metaphysik herabzusetzen, als die Entbehrlichkeit derselben, dem aufrichtigen, prüfenden Leser zu erweisen. Kant hat dergleichen in seinen Prolegomenen bereits an einem Recensenten in den göttingischen Anzeigen gerügt, der aber seine Wunden lieber in der Stille hat beweinen, als auftreten wollen, um seine Behauptungen zu vertheidigen, wie es einem Mann von Einsicht geziemt hätte. So wie er auf die Ausforderung, die an ihn in den Prolegomenen ergieng, einen von den acht widersprechenden Sätzen anzugreifen, die Kant nach den Grundsätzen der gewöhnlichen Metaphysik zu vertheidigen verspricht,

nicht geantwortet hat, so werden auch Sie diese Frage mit Stillschweigen übergehn, um nicht in die Verlegenheit zu gerathen, entweder gänzliches Unvermögen in der metaphysischen Speculation zu verrathen, oder Ihre Orthodoxie blos zu stellen, welche Sie so ängstlich zu retten suchen, als ob Sie etwa ehemals Veranlassungen gegeben hätten, sie zu bezweifeln. Ich sehe dies voraus. Meine Leser aber werden wissen, wie sie dies Stillschweigen auslegen dürfen.

Vielleicht werden Sie noch einen andern Ausweg finden, der etwa darin bestehen mag, zu behaupten: diese ganze Frage sey unnütz, und das sey hinlänglich zu erweisen, daß etwas der gewöhnlichen Denkungsart der Menschen angemessen sey, worauf sie denn einen Panegyricus der analogischen Schlußart folgen lassen können. Hiedurch aber würden Sie nicht nur gänzliche Unkunde in der Metaphysik und Vorsatz dieselbe nicht zu bearbeiten eingestehn, sondern Sie würden auch Ihre ganze Philosophie den Angriffen der Sceptiker Preis geben, die sich bekanntlich auf die Frage stützen, was denn den analogischen und andern Grundgesetzen des menschlichen Denkens zum Grunde liege?

Die Auflösung, die Kant von diesem Problem in der Critik der reinen Vernunft gegeben, ist in einer beschwerlichen, und oft nicht leicht zu fassenden neuen Terminologie abgefaßt. So weit haben Sie recht. Nicht aber unnützen und verdunkelnden, wie Sie behaupten. Denn die neue Sprache, die er einführt, ist äusserst bestimmt. Nie gebraucht er einen Ausdruck ohne ihn genau zu erklären, und wenn er neue Untersuchungen vorbringt, so ist neue Terminologie unentbehrlich. Gerade

rade von dieser Seite zeichnet sich sein grosser Vorgänger aus, der zuerst metaphysische Erkenntnisse in ein System zu bringen sich bemühte, Aristoteles. Gerade so ist auch Aristoteles mühsam zu studieren, aber bestimmt und deutlich für den, der ihn gefaßt hat. Daß es dem jungen Philosophen in Göttingen so schwer wird ihn zu fassen, dürfte aber von dem vorgängigen Unterrichte herrühren, der vielleicht unterhaltend genug seyn mag, aber weder die Seelenkräfte übt, noch an bestimmte wissenschaftliche Begriffe gewöhnt, wie allein Feders Lehrbücher hinlänglich beweisen. Meine Zuhörer, denen ich die Lehren der wissenschaftlichen Logik, aber nicht als eine Sammlung unnützer und willkührlicher Definitionen, sondern in Beziehung auf die grosse Frage vortrage, was Wahrheit und Irrthum sey, sind nicht so verwöhnt.

Die neue Sprache ist also kein Vorwurf, wenn die Lehren dem Bedürfnisse der Wissenschaft angemessen sind. Hierüber aber wird Ihr Urtheil verdächtig, indem alles, was ich bisher gesagt, augenscheinlich beweiset, daß Sie die Critik der reinen Vernunft, ohnerachtet Sie sie hin und wieder citiren, nicht studirt, nicht einmal gelesen haben, sondern nur flüchtig durchgelaufen sind.

Das Problem, das in derselben aufgeworfen und beantwortet worden, den Grund aller Evidenz, das ist aller demonstrirbaren allgemeinen Wahrheiten anzugeben, besteht in drey Theilen.

1.) Woher rührt die Evidenz der mathematischen Erkenntniß? Hierüber habe ich das nöthige bereits gesagt.

2.) Woher rührt die Evidenz gewisser Sätze in der Naturlehre, und wie weit erstreckt sich der Umfang dieser evidenten Lehren?

Die Nothwendigkeit dieser Aufgabe erhellt schon aus den endlosen Streitigkeiten, die über gewisse Lehren der Physik geführt worden sind. Ich darf nur das Maaß der Kräfte und des Maupertuis vermeintes Gesetz der kleinsten Wirkung, als Beyspiele anführen, daß diese Untersuchungen den größten Einfluß in die Theorie einer der unentbehrlichsten Wissenschaften habe, der Mechanik nehmlich. Daß diese Wissenschaft zum Theile auf metaphysischen Grunde beruhe, metaphysischer Speculation schlechterdings nicht entbehren könne, und erst dadurch einen Grund legen müsse, aus welchem die Anwendbarkeit der algebraischen Rechnungen beurtheilt werden kann, von allen diesem würden Sie aus einem einzigen bekannten Lehrbuche, aus Kästners Anfangsgründen der höhern Mechanik, belehrt worden seyn, wenn dieses vortrefliche Werk, das niemanden unbekannt seyn darf, der über die Natur und Anwendung der Mathematik auf Naturlehre richtige Begriffe haben will, nicht über den Umfang Ihrer Einsicht in diesem Fache hinausgienge. Es ist kein Vorwurf, daß Ihnen dieses Fach fremd ist, denn es ist unmöglich alles zu umfassen, was mit der Philosophie von irgend einer Seite verwandt ist, und Sie zeichnen sich schon durch die Mannigfaltigkeit Ihrer Kenntnisse und grosse Gelehrsamkeit aus. Aber da ein Einziger nicht alles, auch nicht alles wissenswerthe wissen kann, so solte jeder doch nicht beurtheilen, was er nicht versteht. Wenn Sie die Critik der reinen Vernunft nur einiger Aufmerksamkeit gewürdigt

digt hätten, so würden Sie gefühlt haben, daß ein System, von dessen Werthe der Verfasser den auffallendsten Beweis, schon allein durch die Anwendung gegeben, die er davon in seinem metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft gemacht, daß ein solches System wenigstens Prüfung in seinem ganzen Umfange verdiene, und daß diese Prüfung Kenntniß, auch der Mathematik und Naturlehre voraussetze. Solten Sie aber hier auch über die Unhöflichkeit meiner Ausdrücke schreyen, so kann ich mich der Bemerkung nicht enthalten, daß es lächerlich sey, sich mit einer Kennermiene das Ansehn zu geben, solche Männer als Newton zu verehren, deren Verdienste man nicht einmal verstehn kann, ohne Kenntnisse zu besitzen, die Ihnen augenscheinlich fehlen.

Endlich komme ich zum dritten Theile der Aufgabe, die in der Critik der reinen Vernunft aufgelöset worden.

Wie ist metaphysische Erkenntniß möglich? oder worauf gründet sich die Evidenz in der metaphysischen Erkenntniß?

Diese Frage ist im Ganzen unvermeidlich, wenn sie gleich nicht jedem Einzelnen nöthig ist.

Kant zeigt selbst zuerst an (in der Vorrede zu den Prolegomenen) daß glücklicher Weise die unvermeidliche Dunkelheit dieser Untersuchungen, diejenigen davon abhalte, die nicht dafür gemacht sind, und die besser thun, andre Wissenschaften zu treiben. Man kann in andern, selbst abstrakten Wissenschaften mit Erfolge arbeiten, ohne Metaphysiker zu seyn. Man kann Philosoph und sehr lehrreicher Schriftsteller in der Philosophie seyn, ohne die Metaphysik zu verstehn, von der

die

die empirische Psychologie ganz unabhängig ist, die Sie und andre bearbeiten, welche sich immerhin Verdienste, aber nicht ausschliessende Verdienste um die Philosophie zuschreiben mögen. Theorie der schönen Künste, Theorie der Staatsverfassungen, Geschichte der Menschheit, einige Theile der Geschichte der Philosophie, bedürfen nicht nothwendig der Metaphysik um mit Erfolge bearbeitet zu werden, ja die Erfahrung lehrt, daß selten beydes, Talent zu metaphysischer Speculation, und Talent zu Beobachtungen mit einander verknüpft seyen: wenn gleich der Philosoph oft ehe er es sich versieht in metaphysische Behauptungen verfällt, wovon ich aus Ihrer eignen Seelenlehre ein Beyspiel anführen will. Sie behaupten, der innere Sinn mache es wahrscheinlich, daß die Seele eine einfache Substanz sey. Die blosse Erklärung dieses Satzes würde aber schon ganz unfehlbar in die metaphysischen Grübeleyen ziehen, die Ihnen so verhaßt sind.

Wenn es aber auch möglich wäre der metaphysischen Speculation ganz zu entbehren, so dürfte sie doch nicht vernachlässiget werden, denn die natürliche Wirkung einer Vernachlässigung dieser Wissenschaft ist folgende: plötzlich entsteht eine Theorie metaphysischer willkührlicher Behauptungen und Demonstrationen, so wie das von Ihnen so sehr verabscheute wolfische System, und weil die Prüfung der Quellen wahrer Metaphysik, in Vergessenheit gerathen, so gewinnt es schnellen Eingang, und verdreht wirklich die ganze Philosophie. Kants metaphysisches System bescheidet sich hingegen, nicht über den kleinen Umfang, den es mit Grunde behaupten kann, herauszugehn, erhält der Erfahrung und allen Wissenschaften, die auf

diese gegründet sind, ihren Werth, und giebt also das einzige zuverlässige Mittel ab, die Metaphysik selbst in ihren Gränzen zu erhalten, welches sogar die Angriffe der Sceptiker nie vermocht haben, weil sie gegen die Vernunft selbst streiten, der wir doch nicht entsagen können. Auch zeigt nicht bloß Kant aus der Natur der Vernunft, daß die Aufgaben, die ein Gegenstand der Metaphysik sind, unvermeidlich immer wieder aufgeworfen werden müssen; auch die Erfahrung aller Jahrhunderte hat es bewiesen, daß allemal in jedem Zeitalter eine Menge von Köpfen sich mit der Frage beschäftigen, worauf die anscheinende Evidenz eigentlich metaphysischer Behauptungen, das ist solcher, die über alle mögliche Erfahrung hinausgehen, beruhe?

Wie man also diese Frage immer entscheiden möge; man mag mit den Dogmatikern eine Metaphysik demonstriren, man mag mit Kant die Unmöglichkeit einer Metaphysik, die auf Dinge an sich selbst gehet beweisen, und diese ganze Erkenntniß auf dasjenige einschränken, was in unserer Erkenntniß subjective nothwendig ist, oder man mag mit den Sceptikern die Unmöglichkeit aller Metaphysik erweisen, so ist doch eines unleugbar; wenigstens ist die Frage allemal von der äussersten Wichtigkeit für jeden, der in der Philosophie nicht bloß eine Sammlung zeitverkürzender Erzählungen von allerley sonderbaren Erscheinungen, aus alten und neuen Geschichten, Reisebeschreibungen, Dichtern und Aerzten zusammengetragen, sondern eine gründliche Belehrung über die Natur des menschlichen Erkenntnißvermögens sucht.

Ihnen sind alle drey Entscheidungen gleich zuwider, und die metaphysischen Freunde, deren Werke Sie dem jungen Phi-

 losophen

losophen in Ihrer Vorrede anpreisen, wissen noch einen vierten zu finden, den ich kaum characterisiren mag. Weil unter dem Namen Metaphysik doch etwas vorgetragen werden muß, — der Nachfrage wegen, — so reihen sie eine Rhapsodie von allerley unzusammenhängenden Lehrsätzen zusammen, bey deren Beweisen sie sich beständig auf den gesunden und gemeinen Menschenverstand berufen, da doch in der Metaphysik nicht wie in andern Wissenschaften die Frage ist, was den Gesetzen des Menschenverstandes gemäß sey, sondern was ihm zum Grunde liege? Manchen jungen Zuhörer mag es erbaulich seyn, sich so zweckwidrige muthmaaßliche Meynungen für bestimmte Lehren verkaufen zu lassen. Befriedigende Belehrung erhält er nicht. Nun beweiset aber selbst dieses Verfahren die Unmöglichkeit sich von der Metaphysik ganz loszumachen. Auch scheint es, als ob Sie es nur aus dem Grunde des utilis et boni billigen, und dieses führt mich auf Ihre zweyte und vornehmste Beschuldigung.

Wenn die Metaphysik auf Zweifel gegen geheiligte Wahrheiten führt, sollen sie denn gar nicht erörtert werden? Oder ist es dem Besten der Welt zuträglich Schwierigkeiten zu verschweigen, die in der Natur der Sache liegen? Sie ganz zu verwerfen ist unmöglich, denn die Veranlassung zu den Aufgaben der Metaphysik sind mit aller übrigen menschlichen Erkenntniß so verwebt, daß sie unvermeidlich immer wieder kehren.

Furca expelles, tamen usque recurret. Also solte der Metaphysiker, wenn er auf Zweifel gegen geheiligte Wahrheiten stößt, die Speculation — und was denn? — abbrechen? Oder wider besseres Wissen verdrehn, um das Vorur-

theil,

theil, — denn was ist Wahrheit anders, insofern sie durch den Glauben des grossen Haufens, nicht durch unumstößliche Gründe geheiligt ist, — um das Vorurtheil zu retten?

Dieses Gesetz verdient den Unwillen aller bescheidenen, unterrichteten und gutgesinnten Denker.

Denn wer hat die geheiligten Wahrheiten geheiligt? Das unheilige Urtheil der Menschen. Nicht von Gott, ist die Erkenntniß Gottes in den Bestimmungen des philosophischen Systems, und des christlichen Glaubens. Von Lehrern der Schule, und Lehrern der Kirche haben wir die Grundwahrheiten der Religion, in der Bestimmung, in den Ausdrücken, den Beweisen, die den Glauben des grossen Haufens ausmachen, und die nur der Lehrer der Schule, der Lehrer der Kirche geheiligt hat. Der Glaube an Gottheit, sittliches Gesetz, vergeltende Zukunft, ist unvergänglich, weil er in der menschlichen Natur nothwendig gegründet ist. Die Beweise, die besondern Bestimmungen jener Vorstellungen sind wandelbar, hängen von dem Maasse der Erkenntniß und der Denkungsart des Zeitalters ab. Die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts ist heilig, aber der einzelne Wahn an den eingeschränkte Köpfe diese Glückseligkeit hängen, ist unheilig; und ein System retten zu wollen, weil die Glückseligkeit des Menschengeschlechts von ihm abhängig seyn soll, verräth mehr den Gelehrten, der für sein Ansehn, als den Menschenfreund, der für die Glückseligkeit seines Geschlechts besorgt ist.

Warum solte der Metaphysiker nicht den Grund des theologischen Gebäudes prüfen, um ein sichereres mit allgemeiner endlicher Beystimmung zu gründen?

Die atheistischen Systeme, die der Zweifler Hume, und der dogmatische Verfasser des Systeme de la Nature mit noch unendlich grösserm Beyfalle als jener, weil er schaal und seicht ist, und weil er nicht untersucht, sondern predigt, in den neuern Zeiten gelehrt haben, sind keinem unbekannt, der auch nur einen Schatten von philosophischer Kenntniß hat. Die Grübler fallen wieder auf die Demonstrationen des düstern Spinoza. Das Kennzeichen unsrer Zeiten ist von allen Seiten, dreiste freye Prüfung, Entweihung der Jahrhunderte lang unangetasteten Ueberlieferung. Ihre frommen Wünsche, Ihre wohlmeinenden Ueberredungen, die sie selbst decreditiren, indem Sie es verrathen, daß es Ihnen nicht um Wahrheit zu thun ist, werden dem allen nicht abhelfen. Denn metaphysischer Behauptungen ist die Welt satt, wie Kant in dem Prologomen schon zur Rechtfertigung seines Unternehmens bemerkt. Den Grund aller metaphysischen Behauptungen will der Forscher erwiesen sehen. Um Wahrheit ist es dem jetzigen Zeitalter zu thun, nicht um Vorschrift und Ueberredung. Die Zweifel gegen die gewöhnlichen Beweise der ersten Wahrheiten der natürlichen Theologie, welche Kants Werke enthalten, sind mehrentheils einzeln schon vor ihm gesagt. Darin haben Sie recht. Wie kann es denn also ein Verbrechen seyn, sie zu erörtern? Unnütz aber ist diese Erörterung nicht; denn Kant hat zuerst alle diese Zweifel in ihrem wahren Zusammenhange und aus den Gründen entwickelt, aus denen sie entstanden sind, er hat dadurch zuerst gezeigt, wie weit sie reichen, und was in den Anmaaßungen der sogenannten Freygeister übertrieben ist. Alle diese Zweifel hängen so natürlich den gewöhnlichen Lehren an, daß sie hie und da einzeln in unzähligen Köpfen entstehen, die

die sie sich aber nur dunkel und verwirrt denken, und also gerade durch Kants Entwicklung derselben, beruhigt werden können.

Alle vergebliche Bemühungen Zweifel niederzuschlagen, werden vielleicht hie und da einen oder den andern unphilosophischen Kopf beruhigen. Aber da Philosophie überhaupt nicht mehr esoterisch getrieben wird, sondern dem ganzen cultivirten und denkenden Theile des menschlichen Geschlechts als sein natürliches Erbrecht gemein geworden ist, wie es denn allenthalben seyn muß, wo nicht das schwere Joch einer Hierarchie die Menschheit degradirt, so darf man dem Unglauben nicht mehr durch Unwissenheit vorbeugen wollen. Prüfung ist das einzige Radicalmittel. Es ist traurig, daß einzelne Köpfe das Opfer dieses allgemeinen Prüfungsgeistes werden. Es ist schrecklich, wenn beunruhigtes Gewissen eine ängstliche Seele zur Verzweiflung treibt. Aber auf wen fällt ihr Fluch? Nicht auf den, der Meynungen erschüttert, an die sie ihre Glückseligkeit hängte; auf den, der ihre Glückseligkeit an jene Meynungen unzertrennlich heftete. Das ist traurig, daß die Glückseligkeit der Menschen von Meynungen abhängt, nicht von Handlungen und Grundsätzen ihrer Handlungen, wie es ihr Schöpfer wolte, der dem menschlichen Geschlechte eine unwandelbare Erkenntniß hier versagte, und es ihm überließ zur Uebung seiner Seelenkräfte, sich selbst Erkenntniß zu bilden; die Gefühle des Rechts und des Unrechts aber, und der Menschenliebe in seine Natur verwebte. Auch sind die ersten Gesetze der Sittlichkeit dem ganzen Geschlechte gemein, die Meynungen allenthalben verschieden. Der Strohm der Meynungen wechselt unaufhörlich und unaufhaltbar. Jede Meynung hatte ihr

Zeitalter, da sie zu den geheiligten gerechnet ward, die niemand antasten durfte. Traurige Unwissenheit in der Geschichte des menschlichen Geschlechts, der Philosophie, der Kirche verräth der Dünkel eines Menschen, bestimmen zu wollen, was für Meynungen andern Menschen heilig seyn sollen. Sie entschuldigen sich dadurch, daß Sie nur die in allen Zeitalternals heilig anerkannten Grundlehren vorschreiben. Sie selbst aber entheiligen diese Wahrheiten, indem Sie sie **vorschreiben.** Und wer soll diesen Vorschriften Grenzen setzen? Wiederum Sie selbst, oder irgend ein anderer einzelner Mensch? Oder etwa ein selbstgewähltes Concilium von Philosophen? Und hat Kant denn die Wahrheiten angegriffen, die dem ganzen menschlichen Geschlechte nach Ihrer Vorschrift heilig seyn sollen, aber nicht alle allezeit heilig gewesen sind; denn die Stoiker, denen Sie selbst ehedem Ehrendenkmähler stifteten, ehe Sie das Joch des theologischen Gehorsams freywillig wieder übernommen, lehrten nicht alles, was Sie für heilig halten. Aber hat Kant diese Lehren bestritten? Ihren Grund hat er geprüft, um einen sichern zu legen, dem die unverschämten dogmatischen Angriffe der Ungläubigen nichts abhaben konnten. Hypothesen nennt Kant die Existenz Gottes, und die Unsterblichkeit der Seele, aber nothwendige Hypothesen, welche directe nicht erwiesen werden können, und daß sie keines directen Beweises fähig sind, das hat der grosse Erfolg der atheistischen und sceptischen Angriffe längst gezeigt. Nothwendige Hypothesen nennt sie Kant, zu welchen die Vernunft des Menschen nothwendig getrieben wird, weil sie die Nichtigkeit aller entgegenstehenden einsieht, die sie aber nicht näher bestimmen kann. Kant fordert zwar selbst in seiner Methodenlehre, directe Beweise

weise aller metaphysischen Behauptungen, allein jene Hypothesen dürfen auch nach seinem Sinne nicht für positive Behauptungen gelten, sondern sie dienen nur die dreisten Behauptungen zu vernichten, dadurch die Erfahrung für einen vollständigen Inbegriff alles existirenden, und der menschliche Verstand für vollkommen befriedigend innerhalb seiner eigenen Grenzen, ausgegeben wird. Und was lehrt die Religion anders, indem sie die Gottheit über alle mögliche menschliche Begriffe erhebt?

Und sind denn etwa diese Widerlegungen gewöhnlicher Vorstellungen, auf unzusammenhängende, blendende Gründe gebauet, die nur den Verstand des Lesers verwirren, ihm seine bisherige Ueberzeugung nehmen, ohne beruhigende Wahrheit an die Stelle zu setzen? Sind diese Zweifel mit der falschen Beredsamkeit eines Declamators, oder mit der falschen Spitzfindigkeit eines Sophisten vorgetragen, dem es darauf ankäme, seine Kunst zu beweisen, dem aber an Wahrheit nichts gelegen ist? Oder sind sie in falschen Verhältnissen zu dem Grunde der Sittlichkeit aufgestellt, um den Leidenschaften zu schmeicheln, um den Beyfall, den der Verstand versagen mögte, vom Herzen zu erschleichen? Nichts von alledem. Sie sind in der ernsthaftesten wissenschaftlichen Sprache, im Tone der Untersuchung, und in wissenschaftlichen Zusammenhange vorgetragen, um den Liebhaber der Metaphysic, dem sie sich allemal ohnvermeidlich aufdrängen, zu befriedigen, und keinen einzuladen, der bey andrer Bestimmung, sich bey dem überlieferten Glauben beruhigt.

Wenn es aber unheilige Frechheit ist, auch nur einzelne Beweisarten von Sätzen anzugreifen, die mit der menschlichen

Glückseligkeit zusammenhängen, wie stimmt es denn damit überein, daß Sie den Satz von der Menschheit als Zweck an sich selbst, welchen Kant der Moral zum Grunde legt, für willkührlich erklären? Denn es ist kein Satz so fähig als dieser, die allgemeinen Rechte aller Menschen zu retten.

Aber diese allgemeinen Rechte aller Menschen, und die allgemeinen Rechte aller Denker, werden freylich nur schlecht zu dem Systeme eines Philosophen passen, der offenbar nur will, daß man einen esoterischen Zweifel, den niemand soll verrathen dürfen, unter exoterischer Verbeugung gegen geheiligte (nicht heilige) Wahrheiten verberge.

IV.

Historische Bemerkungen über die Triumphe der alten Römer.

Weder die alte noch die neuere Geschichte aller Zeiten und Völker liefert uns ein Beyspiel, daß irgend ein Volk der Erde, seine aus dem Kriege siegreich zurückkehrenden Feldherren auf eine so ausgezeichnete Weise behandelte, wie die alten Römer. Der Triumph, womit man denjenigen beehrte, der einen bedeutenden Sieg über die Feinde des Vaterlandes erfochten hatte, wurde mit einem Pomp gehalten, welcher der Grösse und dem Reichthum der ehemaligen Hauptstadt der Welt vollkommen angemessen war. Vielleicht trug auch dieses prunkvolle Siegesgepränge zu den gewaltigen Fortschritten, welche die

die Waffen der römischen Republic überall machten, nicht wenig bey; besonders wenn man bedenkt, daß die vornehmste Sorgfalt und das ämsigste Bestreben eines jeden Feldherrn während dem Kriege bloß dahin gieng, sich einer eben so ehrenvollen als ausgezeichneten Belohnung würdig zu machen. Indeß wurden doch in den ersten Zeiten der Republic diese kriegerischen Feste bey weitem nicht mit der Pracht und dem Pomp gefeyert, wie in der Folge. Romulus, der Stifter Roms und zugleich der Erfinder dieser Ceremonie, zog, nachdem er den König der Cenicier überwunden hatte, in seiner Rüstung, die Stirne bloß mit einem Lorbeerzweig umkränzt, und zu Fuß, an der Spitze seiner siegreichen Krieger in Rom wieder ein. Er trug bey dieser Gelegenheit mit eignen Händen die Waffen des erschlagenen feindlichen Königs, henkte sie selbst an einen Eichbaum und weyhte diesen dem Jupiter Feretrius. In der Folgezeit aber, da Reichthum und Luxus immer mehr und mehr überhand genommen hatten, wurde der Prunk bey diesen feyerlichen Gelegenheiten viel höher, und endlich gar bis zu einem so unmässigen Grade getrieben, daß jederzeit ein hinter dem Triumphwagen hergehender Officier, dem von so vielen Weyhrauch schwindelnden Feldherrn zu wiederholtenmalen zurufen mußte: Erinnere Dich, daß Du ein Mensch bist!

Die Römer hatten zwey von einander sehr verschiedene Arten von Triumphe: Den Grossen, den man eigentlich den Triumph, und den Kleinen, den man Ovatio nannte. Ausserdem machte man auch noch einen Unterschied bey den Triumphen in Rücksicht auf Land- und Seeschlachten. Verschiedene

schiedene Schriftsteller dieses unsterblichen Volks, die zum Theil selbst Augenzeugen jener prunkvollen Aufzüge waren, haben in ihren Werken davon hin und wieder zerstreuete Nachrichten der Nachwelt hinterlassen, die wir zusammen vereiniget unsern Lesern hier vorlegen wollen.

Wenn ein Feldherr um den Triumph anhalten wolte, mußte er vor allen Dingen sein Commando über die Armee zuvor niederlegen, ehe ihm sein Begehren zugestanden wurde; weil es ihm sonst nicht erlaubt war, weder nach Rom zu kommen, noch sich dieser Stadt in einer gewissen Entfernung in Person zu nähern. Er schrieb alsdann Briefe an den Senat, worin er seine erfochtenen Siege umständlich erzählte, und alle Vortheile, die aus denselben für das Vaterland entspringen könnten, ausführlich auseinander zu setzen sich bemühte. Hierauf versammelte sich der Senat in dem Tempel des Kriegsgottes, wo man sich diese Briefe vorlesen ließ. Nachher mußten die vornehmsten Befehlshaber des Heeres die Wahrheit des Berichts beschwören, und mit diesem Eide zugleich bekräftigen, daß mehr als 5000 Mann von der feindlichen Armee geblieben wären; denn geringer durfte der feindliche Verlust niemals seyn, wenn der siegende Feldherr der Erhörung seiner Bitte gewiß seyn wolte. Sobald dieses geschehen war, erlaubte der Senat den Triumph und bestimmte den Tag zu dem bevorstehenden feyerlichen Siegesgepränge.

An diesem festgesetzten Tage erschien der Triumphator im Kriegskleide, mit einem um die Stirne gewundenen Lorbeerkranz, und einem Zweig von diesem Baum in der rechten Hand, auf offenem Felde. Zuerst hielt er eine Rede an seine

Krieger

Krieger und das von allen Seiten zusammenströhmende Volk. Nachher theilte er verschiedene Geschenke, die vornehmlich in einem Theil von der dem Feinde abgenommenen Beute bestanden, unter sie aus. Alsdann nahm das Gepränge seinen Anfang. Einige Senatoren, vor welchen Schergen, die Platz machen mußten, hergiengen und denen Trompeter folgten, eröfneten den Zug. Nachher erblickte man die vom Feinde erbeuteten Schätze, die entweder von jungen Kriegern getragen, oder auch auf Wagen nachgeführt wurden. Ferner die unterjochten Städte und Völkerschaften in gediegenen Gold oder Silber, oder auch in vergoldetem Holz, Elfenbein oder Wachs vorgestellt, nebst ihren Namen und Inschriften mit grossen Buchstaben eingegraben. Desgleichen, Abbildungen der merkwürdigsten Flüsse, Gebirge und andrer denkwürdigen Oerter, die der Triumphator der römischen Herrschaft unterworfen hatte. Endlich sah man auch das den überwundenen Königen zugehörige und von ihnen erbeutete Gold- und Silbergeschirr. Hinter diesen Kostbarkeiten giengen die Priester, und führten an Stricken gebunden die Stiere, welche geopfert werden solten. Diese Thiere waren mit Bändern geschmückt, mit Blumen bekränzt, und ihre Hörner manchmal vergoldet. Ihnen folgten die Wagen, auf welchen die dem Triumphator zur Verherrlichung seines Triumphs von den eroberten Provinzen geschenkten goldenen Cronen und Scepter lagen. Alsdann erschienen die gefangenen Könige, Fürsten, Feldherren oder andere hohe Befehlshaber, mit goldenen, silbernen und eisernen Ketten gefesselt, und mit abgeschornen Häuptern, als ein Zeichen ihrer Dienstbarkeit. Hierauf kamen verschiedene Officiere vom ersten Range, und geringere, welche die

Kronen der eroberten Königreiche und Länder trugen. Sobald diese vorüber waren, erblickte man den triumphirenden Feldherrn auf einem elfenbeinernen, runden, thurmförmigen, und von Gold und andern Kostbarkeiten überall strotzenden Wagen, der zu den Zeiten der Republic von vier weissen neben einander gespannten Pferden gezogen wurde. Die Kayser hingegen, pflegten sich bey solchen Gelegenheiten vier Elephanten, und manchmal auch, wie es Heliogabalus machte, eben so vieler Löwen oder Tyger zu bedienen. Einige, z. B. Aurelian, spannten vier Hirsche vor ihren Triumphwagen, um dadurch die Furchtsamkeit ihrer Feinde anzuzeigen. In der rechten Hand hielt der Triumphator den Lorbeerzweig, und in der linken einen Scepter, dessen Spitze mit einem kleinen goldenen Adler geziert war. Kurz zuvor und eben so auch gleich hinter den Triumphwagen giengen diejenigen, die theils mit kostbaren Specereyen räucherten, theils auch auf musicalischen und kriegerischen Instrumenten spielten. Die Anverwandten und Freunde des Triumphators giengen gleichfalls mit Lorbeerzweigen in den Händen vor ihm her. Endlich beschlossen die Legionen mit ihren Befehlshabern den Zug und sangen mit lauter Stimme Freudenlieder und Lobgesänge zur Ehre des triumphirenden Feldherrn.

Dieser glänzende Zug nahm, wie bereits erwähnt worden, auf freyem Felde seinen Anfang; zog durch die sogenannte Siegespforte in Rom hinein; und hielt sich genau auf dem zu dieser Ceremonie ein für allemal bestimmten Wege, der daher auch der Siegesweg genannt wurde, und mit einer grossen Menge Ehrenpforten geschmückt war. In der nämlichen

Ordnung

Ordnung zog man fort, bis auf das Capitol, wo man Jupiter, dem Siegesverleiher, Opfer darbrachte, ein grosses Gastmahl hielt, und nachher den Triumphator wieder in sein Haus zurückbegleitete. Dies wäre also in wenig Worten die Beschreibung dieses prunkvollen Aufzuges im Allgemeinen genommen; da es aber einem jeden Triumphator frey stand, alles, was nur zum mehrern Glanz und zur grösseren Verherrlichung seines Siegesgepränges beytragen konnte, demselben hinzuzufügen, so wurden diese Feyerlichkeiten, in jenen glücklichen Zeiten, wo das römische Reich auf dem höchsten Gipfel seiner Grösse sich befand, mit einem Pomp begangen, der alle Einbildungskraft übertraf, und manchmal bis zu einem so ausschweifenden Grade getrieben wurde, daß man mehr als einen Tag dazu anwenden mußte; wie denn dieses auch bey den Siegeseinzügen, die Quintus Flaminius, Julius Cäsar, und sein Nachfolger, August, in Rom hielten, wirklich der Fall war.

Einer der prunkvollsten Triumphe dieser Art war wohl derjenige, den Paulus Aemilius hielt, nachdem er Macedonien unterjocht und in eine römische Provinz umgeschaffen hatte. Er währte drey Tage. Am ersten Tage sahe man weiter nichts als eine ungeheure Anzahl Wagen, die mit einer unzähligen Menge der seltensten und kostbarsten Bildsäulen und Gemählden beladen waren. Den zweyten Tag trug man die den Macedoniern abgenommenen Waffen und Beute nebst 750 mit gemünztem Silbergelde angefüllten Gefässen in Procession umher; desgleichen Becher und andres Tafelgeschirr von eben diesem Metall und grossen Werth. Den dritten, als den

letzten Tag des Triumphs, sah man, ausser dem gewöhnlichen Pomp, auch noch 77 ungeheure mit geprägten Goldstücken angefüllte Vasen, die von Officieren getragen wurden, nebst dem grossen mit kostbaren Steinen von unermeßlichen Werth eingefaßten Becher von massiven Golde, den Paul Aemil bey dieser feyerlichen Gelegenheit den Göttern weyhte. Hinter diesen giengen diejenigen, die die goldenen Gefässe des Perseus, Antigonus und Seleucus trugen. Nachher erblickte man den Wagen des Perseus, auf welchem die Waffen und die Crone dieses Fürsten lagen, und hinter welchem er selbst mit seinen Kindern und Freunden in schwarzen Kleidern hergieng. Dem Triumphator wurden 400 goldne Cronen vorgetragen, die ihm die Städte Griechenlands aus Dankbarkeit für sein edles Betragen zum Geschenk gemacht hatten. Mit einem Worte, dieses war eins der herrlichsten und glänzendsten Schauspiele, die man jemals im alten Rom sahe.

Die Triumphe des Pompejus waren gleichfalls ausserordentlich prächtig. Man erblickte bey denselben unter andern Seltenheiten, verschiedene Elephanten; die von reinem Silber gegossene Bildsäule des Pharnaces; Wagen, die gleichfalls von massivem Silber waren; und goldne Tische, auf welchen 33 mit Perlen von unschätzbarem Werth besetzte Cronen lagen. Der Triumph des grossen Cäsars, nachdem er die Gallier überwunden hatte, war nicht weniger herrlich. Aber die siegreichen Einzüge des Vespasians und Titus nach der Eroberung von Jerusalem, waren, wenn man anders dem Josephus Glauben beymessen will, noch prunkvoller. Bey dem ersten wurden die Gesetztafeln des Moses, die heiligen Gefässe des

Tempels

Tempels zu Jerusalem, und andre Zierrathen desselben, als eroberte Siegeszeichen herumgetragen.

Doch der Triumph des Kayser Aurelian's, gewährte noch ein weit seltneres Schauspiel, weil man bey demselben nicht allein die mit so vielem Recht bewunderte Königin Zenobia von Palmyra, die man die Kayserin des Morgenlandes nannte, sondern sogar auch einen römischen Kayser als Gefangenen zur Schau führte; er verdient daher nicht minder beschrieben zu werden. Zuerst erblickte man 20 Elephanten, 4 Tyger und mehr als 200 der seltensten Thiere, aus allen damals nur bekannten Ländern. Hierauf erschienen 1600 Gladiatoren, die im Amphitheater auf Leben und Tod mit einander kämpfen solten. Nachher kamen eine ungeheure Menge Wagen, auf welchen alle eroberten Schätze, Fahnen, Waffen, und das prächtige Geräthe der gefangenen Königin Zenobia lagen. Diesen Wagen folgten viele Gesandte aus den entferntesten Ländern, die der Ruf und die Macht Aurelian's nach Rom gezogen hatte. Hinter ihnen her trug man ihre dem römischen Monarchen überbrachten Geschenke und die goldenen Cronen, welche er von den eroberten Städten erhalten hatte. Nach diesem kam eine Menge gefangener Krieger, von welchen eine jede Völkerschaft mit einer besondern Inschrift bezeichnet war. Man sah unter ihnen, Gothen, Wenden, Sarmaten, Deutsche, Franken, Gallier, Syrer, Egypter, und sogar zehn gothische Weiber, die mit den Waffen in der Hand gefangen worden waren, und denen man den Titel: Amazonen beygelegt hatte, vermuthlich in der Absicht um dem ganzen Aufzug dadurch ein noch seltneres Ansehn zu geben. Alsdann erschien

erschien der gefangene Kayser Tetricus im Purpurmantel nebst seinem Sohn, und endlich die palmyrische Königin, die auf das prächtigste gekleidet, und mit goldenen Ketten gefesselt war. Sie gieng zu Fuß vor einem prächtigen Wagen her, den sie ehemals zu ihrem eigenen Siegeseinzug in die Thore von Rom bestimmt hatte. Auch erblickte man die Wagen ihres getödteten Gemahls, des Königs Odenat, und des Königs von Persien. Aurelian selbst, im ganzen Schmuck eines Triumphators, stand auf einem vierten Wagen, den er von einem Könige der Gothen erobert hatte, und den, wie wir bereits erwähnt haben, vier Hirsche zogen. Diesen glänzenden Zug beschlossen endlich der ganze römische Senat, das Volk und das Heer, wobey Jauchzen und lautes Siegesgeschrey die Luft erfüllte. Ihm folgten noch eine Menge andrer nicht weniger prunkvolle Schauspiele, als Jagden, Comödien, Kämpfe zu Lande und zu Wasser, und dergleichen mehr.

Von allen Kaysern, die im Triumph durch die Strassen von Rom zogen, war Probus der letzte. Da diese feyerlichen Aufzüge öffentliche Feste waren, so trugen Senat und Volk zu dem Glanze derselben nicht wenig bey. An dem zum Triumph bestimmten Tage, begab sich der Kayser in dem Tempel der Isis, wo mit bedeckten Haupt geopfert wurde. Sobald dies geschehen war, eröfneten die verschiedenen Priesterorden den Siegeszug und liessen die Bilder ihrer Götter vor sich hertragen. Nachher erschienen die Thenses, oder silbernen Wagen mit zwey Rädern, auf welchen die Anciles, oder kleinen Schilde, das Palladium und andre Heiligthümer lagen. Die sogenannten salischen Priester, die dem Mars, Hercules &c.

geweyht

geweyht waren, giengen vor den Thenses her, in langen von blauer Seide gestickten Mänteln, mit schmalen weissen Streifen, die ihnen bis auf die Erde nachschleppten. Ein jeder trug einen von oben gedachten kleinen Schilden am Arm, als ob er selbst Theilnehmer an den erfochtenen Siegen gewesen wäre. Einige von diesen Priestern sonderten sich von den übrigen ab, und tanzten vorher, wobey sie Verse sangen, auf die das ganze Chor einstimmig antwortete. Es ist merkwürdig, daß ein jeder Priesterorden seine eignen Gauckler, Spielleute und Comödianten, welche ohne Worte mit Gebehrden alles was sie nur wolten, ausdrucken konnten, und die man daher Pantomimi nannte, bey sich hatte, wodurch sie von einander abgesondert und jeder Haufen kenntlich gemacht wurde. Unter denselben erblickte man auch verschiedene verlarvte, oder vermummte Personen, die allerley seltsame Gestalten hatten, und sich über jederman aufhielten. Sogar die Vestalinnen nahmen Theil an dieser Ceremonie, und liessen sich von Weibern begleiten, die vor ihnen herhüpften, und sich unehrbar genug betrugen. Die Bachanten, welche den Priestern des Weingottes folgten, betrugen sich noch ausschweifender. Hiezu kam endlich noch der ganze Haufen des gemeinen Volks, welches seine Freude über das Glück des Vaterlandes nicht besser, als durch die größte Ausgelassenheit zu bezeigen glaubte.

Zum Beschluß wollen wir noch ein paar Worte vom kleinen Triumph sagen. Er wurde Ovatio genannt, weil man bey dieser Gelegenheit ein Schaf, welches wie bekannt in der lateinischen Sprache Ovis heißt, zu opfern pflegte. Man konnte zu dieser Ehre auf verschiedene Weise gelangen;

z. B. 1.) wenn man ohne selbst beträchtlichen Verlust zu leiden, einen Sieg über den Feind erfochte; 2.) wenn der Krieg, den man angefangen hatte, noch nicht geendiget war; 3.) wenn man ihn ohne Ursach, oder gegen Leute unternommen hatte, die man zu schlecht hielt, als daß man Waffen gegen sie hätte tragen sollen, z. B. gegen Seeräuber und Sclaven; 4.) wenn das Treffen überhaupt nicht blutig gewesen wär; 5.) wenn man den Angelegenheiten der Republic und ihren Besitzungen in den auswärtigen Provinzen mit Eifer und Treue vorgestanden hatte. Vor demjenigen, dem man diesen kleinen Triumph erlaubte, zogen seine Krieger her, mit Oelzweigen in den Händen. Er selbst hielt seinen Einzug in Rom zu Pferde oder zu Fuß unter dem Schall musicalischer Instrumente. Ein Purpurmantel umgab seine Schultern und ein Myrthenkranz seine Schläfe. Der Erste, der auf diese Weise triumphirte, war der Consul Posthumius Tubertus, nach seinem im Jahr Roms 250 über die Sabinier erfochtenem Siege.

F.

V. Anec-

V.

Anecdote von einer Königsmörderin unter der Regierung der Königin Elisabeth von England.

Margaretha Lamburn war eine Schottländerin im Gefolge der Königin Maria von Schottland, in deren Dienst sich auch ihr Mann befand. Dieser starb aus Gram über das unglückliche Ende seiner Gebieterin. Seine Frau beschloß beyder Tod an der Königin Elisabeth zu rächen. Zu diesem Endzweck warf sie sich in Mannskleidung, und nannte sich Spark. In dieser Verkleidung kam sie zum Hoflager der Königin mit zwey Pistolen versehn, die sie nicht ablegte; die eine war für die Königin bestimmt, und die andre für sich selbst, um der Gerechtigkeit zu entrinnen. Glücklicherweise aber mißlang ihr Vorsatz durch einen Zufall. Eines Tages da sie sich durch einen Haufen Volks drängte, um sich der Königin zu nähern, die damals eben einen Spatziergang in ihren Garten that, entfiel ihr eine von ihren Pistolen. Die Wachen, die dieses gewahr wurden, bemächtigten sich ihrer, und sie wurde so fort ins Gefängniß gebracht. Die Königin, die keinen Verdacht hatte, daß sie zu ihrem Geschlecht gehörte, nahm sich vor, selbst mit ihr zu sprechen.

Sie wurde vor sie gebracht, und um ihren Namen, Stand und Vaterland gefragt. Margaretha erwiederte mit einer unbezwinglichen Standhaftigkeit: „Madam! obgleich „ich in dieser Kleidung erscheine, so bin ich doch ein Weib.

 „Mein

„Mein Name ist Margaretha Lamburn. Ich war einige „Jahre in Diensten der Königin Maria, die Ew. Majestät so „ungerecht haben hinrichten lassen, und durch ihren Tod haben „Sie ebenfalls den Tod meines Mannes veranlaßt, der aus „Gram starb, da er eine so unschuldige Königin so schändlich „umkommen sah. Da ich nun die größte Liebe und Zärtlich„keit für beyde hatte, so beschloß ich mit Gefahr meines Le„bens ihren Tod zu rächen, und Sie zu ermorden, da Sie „beyder Tod veranlaßt haben. Ich gestehe es frey, daß ich „in meiner Brust einen grossen Kampf gehabt, und alle nur „ersinnliche Bemühungen angewandt habe, meinem Entschluß „zu bestreiten, ein so böses Vorhaben auszuführen; allein alles „war vergebens. Ich bin bestimmt durch Erfahrung die grosse „Wahrheit der Maxim zu beweisen, daß weder Vernunft noch „Zwang ein Weib von Rache abhalten kann, wenn sie dazu „durch Liebe und Ehrfurcht gereizt ist."

So sehr auch Elisabeth durch diese Anrede beleidigt ward, so hörte sie doch solche kaltblütig an, und antwortete gelassen: „Ihr seyd also überzeugt, daß ihr bey diesem Vorhaben eure „Pflicht gethan habt, in Ansehung dessen, was ihr dem An„denken eurer Gebieterin und eures Mannes schuldig zu seyn „glaubtet; was denkt ihr nun, daß meine Pflicht gegen euch „ist?" Die Frau antwortete mit der nemlichen Unerschrocken„heit: „Ich will Ew. Majestät meine Meynung frey heraussa„gen, wenn Sie so gütig seyn wollen, mich vorher wissen zu „lassen, ob Sie diese Frage als meine Königin, oder als mein „Richter thun." Die Königin versicherte ihr darauf, daß sie hier nicht als Richter fragte; „denn, sagte Margaretha, „solten

„solten Ew. Majestät mich begnadigen.“ „Aber welche Si„cherheit könnt ihr mir geben, sagte die Königin, daß ihr „nicht eine andre Gelegenheit ergreifen wollt, den Versuch zu „wiederholen?“ Margaretha erwiederte: „Madam! eine „Wohlthat, die unter solchen Bedingungen gegeben wird, ist „keine Wohlthat, und Ew. Majestät würden dadurch, daß „Sie auf solche Bedingungen beständen, gegen mich als ein „Richter verfahren.“ Die Königin wandte sich darauf zu einigen Grossen, die gegenwärtig waren, und versicherte, daß sie während ihrer 30jährigen Regierung nie eine solche Rede gehört hätte. Sie bewilligte ihr sogleich eine vollkommene unbedingte Begnadigung, und zwar ganz gegen die Meynung des geheimen Raths Präsidenten, der sich dabey befand, und der Königin vorstellte, daß sie durchaus verbunden sey, eine so grosse Verbrecherin zu bestrafen. Elisabeth gab nicht allein diesem Rath kein Gehör, sondern ihre Großmuth führte sie noch weiter; denn auf die Bitte der Margaretha um einen sichern Geleitsbrief, das Königreich zu verlassen, bewilligte die Königin ihr denselben sogleich. Margaretha segelte so fort nach der französischen Küste, wo sie auch glücklich landete.

VI.

Schauspielerspiegel.

Ein löblich Ding ists um die Kunst,
Gut ist sie, nützlich! — doch mit Gunst,
Ihr Herren, die ihr Kunst traktirt,
Die Frage, was die Kunst nun sey?
Wodurch sie Kunst wird? Ey, ey, ey!
Die Frage laßt ihr unberührt.

Viel von euch treiben groß Geschwätz
Von Regel, Studium, Gesetz,
Conversationston und Natur.
Doch wie, und was das alles sey?
Warum das seyn muß? Ey, ey, ey!
Wer unter Euch hat davon Spur?

Daß jede Regel aus dem Quell,
Den die Natur rein, silberhell
Und lauter durch das Leben gießt,
Geschöpft, allein nur Regel sey,
Und sonst nichts Regel! Ey, ey, ey!
Ist böhmisch Dorf, das ihr nicht wißt.

Daß Studium Beobachtung,
Von Menschensitt und Aeusserung
Der Leidenschaft und ihrem Gang,
Und ihrer Höh und Tiefe, sey;
Dies alles, werthe Herrn, ey, ey!
Faßt ihr nicht euer Lebenlang.

Und, daß nicht alles gleich Natur,
Wenn ihr euch von Karikatur
Ein Haar entfernt; und daß Natur
Nicht immer Brunnenwasser sey,
Wie ihr wohl meynt, ey, ey, ey!
Zu hoch ist für euch die Natur.

Und dennoch wagt ihrs kühn und faßt
Nach den Kothurn und Sokkus, laßt
Euch zu Thaliens Priestern weihn,
Und schwatzt und declamirt von Kunst,
Die ihr nicht kennt, denn eitel Dunst
Und Wind ist euer Köpfelein.

Wen nicht die Göttin selbst geweiht,
Wem sie nicht selbst die Hände beut,
Wen sie nicht selber führt und ihn
Der grossen Kunst Warum und Wie?
Lehrt, wahrlich der begreift es nie:
Wie weit die Linie zu ziehn,

Die zwischen Nachahmung und Seyn
Gezogen werden muß, wie fein
Die Gränz' der Kunst und der Natur,
Wie g'rade oder schief die Schnur,
Die beyde Enden knüpft, daß nur
Natur spricht, nicht Karikatur.

Wen alles das die Göttin nicht
Gelehrt hat, was er immer spricht,

Ist nur ein kahler Stümper, fährt
Vielleicht in jedem Handwerk wohl,
Ist allenthalben was er soll,
Doch, als Acteur, die — Pfeife werth.

Schink.

VII.
Vernunft und Leidenschaft.

Ein schwaches Ding, bist du, mein Herz,
Willst Lust dir wählen, und wählst Schmerz,
Sehnst immerdar was du nicht hast,
Nicht haben darfst, und bist dir Last.

Willst immer, sieh, wie schwach du bist!
Was zu verlangen, Wahnsinn ist,
Was dir nicht nützet, nicht kann seyn;
Willst mit Gewalt, was doch nicht dein;

Und weil dirs nun nicht werden kann,
Rennst mit dem Kopfe Wände an.
Zankst wohl mit Gott dich gar herum:
Sprich, liebes Herz, ist das nicht dumm?

Meynst du denn, daß der liebe Gott,
Dir zu gefallen, schwarz aus roth,
Soll machen? Ordnung kehren um,
Weil dirs behagt? wie dumm! wie dumm!

Sag' an, was hilft denn Wunsch und Gier,
Nach Gütern, die nicht dein sind, dir,
O, sprich, was hast du denn davon,
Als Schimpf und Schande, Spott und Hohn?

Kasteye dich, und stirb dahin,
Schlag dir die Stirn, im wilden Sinn, —
Sieh kläglich aus: doch wirds nicht dein;
Wirst ausgelacht noch obendrein.

Lern', Schimpf und Schande zu entgehn,
Lern', ab von deinen Wünschen stehn;
Und reiß die quälende Begier
Nach fremden Gütern, fort aus dir.

So spricht Vernunft, und spricht nicht schlecht:
Selbst Leidenschaft meynt, sie hat Recht!
Und steht ein Weilchen ganz verblüft;
Daß Frau Vernunft das Ding so trift.

Doch bald besinnt sie sich, und spricht:
„Wohl declamirt! nur fühlst du nicht.
„Ich fühl' so feurig, du so faul;
„Drum bitt ich, Frau Vernunft, halts Maul!"

Schink.

VIII.

Die Beschwörung.

Erheb' aus tausendjährigem Wuste Dich,
Du! unsers Isters weyland Bewohner! und
beschaue deines Urgeschlechts
sittliches Leben, o Allemanne!

Ein Wicht an Leib und Seele, dein Enkel übt
im seidnen Bootsknechtsjäckchen schon Büberey,
lügt, necket, hurt, bricht Ehde, raubt, kriegt,
kuppelt, verräth und wird Ordensritter.

Die Tochter deiner Enkelin, mannbar kaum,
doch schon besudelt, dichtet vom Fallhut an
auf nichts, denn Tand und Putz, und Hoffarth,
jagt nach der Eitelkeit Federbüsche.

Verhengter Zügel rollet das Wagenrad,
auch über Vater, Mutter, Gemahl und Kind,
sie jagt: umsonst greift in die Speichen
Ehrbarkeit, Frömmigkeit, Muttertrieb ihr!

Der Priester, von Beginn her ein Gleißner, stolz,
unwissend, gierig, grausam, Vertheidiger
Des Irrsaals, bläst durch fromme Schwestern
Mächtiger Memmen Verfolgungswuth an.

De

Der Krieger, Miethling oder gezwungen, wird
zum Stein im grossen Schachbret geprügelt, und
geliefert, wenn nur ein gekrönter
Narr mit dem andern um Länder spielet.

Der Bardensohn, da kitzelt und fächelt er
der Weiblein Brunst, die Geilheit der Männlein auf:
krönt da so einen allverfluchten
Schinder der Völker als Völkervater.

Der Fürst, ein Einzelherr —— doch verstumm', o Lied!
daß man (die Wand hat Ohren) dich nicht erwürgt!
denn unsre Alexander wollen
nur von Apellen geschildert werden!

Lor. Leop. Haschka.

III.

Anhang.

No. 1.

Folgende Instrumente und Bücher sind allhier aus freyer Hand zu verkaufen, und kann man sich bey dem Buchhändler G. J. Göschen in Leipzig deshalb melden:

Ein schönes Astrolabium mit Compas, Horizontalwaage und Nuß; von 5 zu 5 Minuten getheilet, im Durchschnitt 11 Pariser Zoll.

Ein schönes Astrolabium mit Compas und Nuß in vierthel Grad getheilet, im Durchschnitt 12 Pariser Zoll.

Ein kleineres Astrolabium mit Compas in vierthel Grad getheilet; im Diameter 7 Pariser Zoll, nebst einer hölzernen Scheibe mit einem Messing = Ringe, das Papier damit anzuspannen, wie auch eine Bleymensal mit dem Diopterlineal.

Ein Diopterlinial mit dem Bousul. Die Länge des Lineals 18, und die Nadel 3 Pariser Zoll.

Ein schönes Diopterlineal, die Länge des Lineals 18 Pariser Zoll. Mit unterschiedlichen Maaßstäben.

Eine Nivelirwaage mit Diopter, Gewicht und Stäben.

Ein Parallelschieber, schön ausgearbeitet.

Einer dergleichen ohne Verzierung.

Ein großer Reißzirkel mit einer Setzstange, Reißfeder und Bleystift; schön gearbeitet.

Ein englischer Proportionalzirkel mit 10 Linien, 8 und einen halben Pariser Zoll lang.

Ein schönes Besteck von 3 Zirkeln; noch ein Drillongzirkel, Stangenzirkel, Reißfeder, Tastenspitzen, Transporteur, Maaßstab und Winkelmaaß.

Ein Besteck vom 2 Zirkeln und Reißfeder, Quadrante mit einer Regel von 5 zu 5 Minuten in Radio 6 Pariser Zoll; und Maaßstab.

Ein Besteck von Zirkel und Reißfeder; ein besonderer Ovalzirkel, Winkelmaaß und 2 Maaßstäbe.

Ein Schrittzähler zu Fuß.

Eine Potentienmaschine.

Ein Paar Globi, im Diameter 8 und einen halben Pariser Zoll.

Eine Meßkette von 5 Ruthen, mit großen und kleinen Stäben. Leipziger Maaß.

Architecture françoise par Blondel. Fol. à Paris 1752—56. Franzbände ganz neu und ein ausserordentliches schönes Exemplar, so dem Besitzer 200 Rthl. gekostet hat.

Les plus beaux monumens de Rome ancienne par Mr. Barbault. 128 Planches avec leur explication à Rome 1761. Halbfranzband. Royalfol.

Les plus beaux edifices de Rome moderne par Mr. Barbault en 44 grandes planches à Rome 1763. halb Franzband. Royalfol.

Les oeuvres de Cuvilliés. Franzb. Royalfol. mit 35 Kupfern aus der Baukunst.

Traité du beau essentiel dans les arts, appliqué particulierement à l'architecture, par C. E. Briseux avec 98 Planches 2 tomes à Paris 1752. Franzb. Fol.

Vues de Paris dessinés par Mr. Perelle en 103 Planches. Fol.

Leupold Theatrum Machinarum Hydraulic. 2 Bände. — Hydrotechnicar. 1 Bd. — Machinarum oder der Hebzeuge. 1 B. — Staticum univers. 1 Bd. — Machinar. generale. 1 B. — Pontificale. 1 Bd. — der Rechen= und Meßkunst. 1 Bd. in halb Pergam. Fol.

Beyers Theatrum Machinarum molarium. Fol.

Belidors architectura hydraulica, 2 Thle. mit 219 Kupfertafeln. 4 halbe Franzbde. Fol.

Sturms verbesserter Goldmann, Augsburg 1715—21. 3 Pergbde. Fol.

In Quarto.

Theatrum machinarum universale, Auctore F. v. d. Horst. mit Kupfern. Amsterdam.

Histoire de Mathematiques, 2 Tomes avec fig. a Paris. 1758.

Machines & inventions, approuvées par l'academie royale des Sciences par Mr. Gallon, VI Tomes avec 429 Planches, à Paris 1735. 6 Foliobde.

Mémoires d'Artillerie par Surirey de Saint-Remy 2 Tomes avec 194 Planches. 2 Franzbde.

Oeuvres de M. Mariotte, 2 Tomés avec fig.

Nouveaux

Systeme de Desseins d'Architecture avec 46 Planches, von englischen Meistern gestochen.

Nouveaux elemens de mathematiques par Prestel, 2 Tomes à Paris 1689.

Traité de Perspective à l'usage des artistes par Mr. Jeaurot avec 110 Planches à Paris 750.

Architecture moderne, ou l'art de bien batir pour toutes sortes de Personnes par Jombert, 2 Tomes, avec 152 Planches.

L'art de batir des maisons de Campagne par C. E. Briseux, 2 Tomes, avec 260 Planches, à Paris 743.

De la Distribution des maisons de plaisance par I. F. Blondel, 2 Tomes, avec 143 Planches.

In Octavo.

Récreations mathematiques & physiques par Ozanam, 4 tomes, à Paris 770.

Cours élémentaire de mathematique par T. Simpson, 2 tomes, à Paris 771.

Leçons de Physique exp. par Nollet, 6 Tomes, à Paris 749 — 64.

Les travaux de Mars par Muller, 3 tomes, avec 400 Planches. Amsterd. 1684.

L'arithmétique & la géometrie de l'officier par le Blond, 2 Tomes, à Paris 748.

Institutions de géometrie par de la Chapelle, 2 Tomes, à Paris 1751.

No. 2.

Es gereicht unsern Zeiten zur Ehre, daß unweit mehrere, die Handlung unmittelbar betreffende Schriften, als ehemals, an das Licht treten. Ein Beweis, daß die Zahl denkender Kaufleute, die ihre Geschäfte nicht mechanisch, sondern mit Einsicht und Ueberlegung treiben, und ihre theoretischen Kenntnisse immer mehr zu erweitern suchen, nicht geringe ist, weil Bücher, die für einen besondern Stand geschrieben sind, und Abgang finden, nach allen Regeln der Wahrscheinlichkeit, auch von dem Stande, dem sie nützen können, gelesen werden müssen. Und so wie fast jede Wissenschaft ihre besondere periodische Schrift hat, so ist auch in diesem Stück für die Handlung gesorgt worden. Wir haben

Handlungszeitungen und Handlungsjournale, und vielleicht hält man es daher für überflüßig, wenn ich eine neue Monatsschrift für den Kaufmann ankündige; indeß wage ich es doch, meinen Vorsatz zu eröfnen, daß ich

Materialien zum nützlichen Gebrauch für denkende Kaufleute

herauszugeben gedenke. Der Inhalt soll seyn: Aufsätze, welche die Handlung betreffen, sowohl Originalversuche, als Uebersetzungen; Auszüge aus Werken, von denen zu vermuthen, daß sie kaum von zehn Kaufleuten unter hundert gelesen werden, worin man aber doch Aufsätze findet, die dem Kaufmann intereßiren; dergleichen sind juristische, statistische, historische und andere Werke; Verordnungen, Tractate und andere politische Nachrichten, die die Handlung angehen; Anzeigen von kaufmännischen Vorfällen und Bekanntmachung von Büchern, die dem Kaufmann nützlich sind. — Alle Monate wird ein Heft von 6 bis 7 Bogen auf gutem Papier, sauber und correct gedruckt erscheinen. Beiträge, sie mögen in bloßen Nachrichten oder in interessanten Aufsätzen und Abhandlungen bestehen, werde ich mit Dank annehmen, wenn sie unter der Adresse: An den Kaiserlichen Reichspostverwalter Herrn Schubart in Bremen, zur Beförderung an den Herausgeber der Materialien, eingesendet werden. — Da ich den Verlag dieser periodischen Schrift vors erste selbst übernehme, so wird mich niemand verdenken, daß ich bey meiner guten Absicht auch keinen Schaden zu leiden wünsche, und daher die Ausgabe nicht aufs ungewisse wage.

Ich wähle daher den gewöhnlichen Weg der Unterzeichnung. Vorausbezahlung verlange ich nicht, nur macht sich derjenige, der seinen Namen anzeichnen läßt, als ein ehrlicher Mann verbindlich, einen Jahrgang von 12 Heften brochirt zu empfangen, und mit drey Reichsthaler in Golde, oder fünf und einen halben Gulden Rheinisch zu bezahlen. Zu diesem Preise wird man suchen, ihn so weit die Kaiserlichen Posten gehen, postfrey zu liefern. Da ich ausser der für die Unterzeichner nöthigen Anzahl wenige abdrucken lassen werde, so muß ich den Preis für die, welche nachher einen Jahrgang verlangen, auf vier Reichsthaler setzen. Sollte die Zahl der Unterzeichner den 15. Merz nicht hinreichend seyn, die Kosten zu bestreiten, so denke ich, man hält

mein Unternehmen für unnütz, und dann — bleibt es ein gutgemeintes verunglücktes Project, und ist nicht das erste; trauet man mir aber auf mein Wort so viel, daß ich etwas Genießbares auftischen werde, so soll das erste Stück den 1. Mai erscheinen, und die Namen der Herren Subscribenten sollen vorgedruckt werden. Um hierin Wort zu halten, ersuche ich die Herren Collecteurs, präcise in der Mitte des Merz ihre Listen an schon benannten Kaiserlichen Reichspostverwalter Herrn Schubart, in Bremen einzusenden, welcher die Haupterpedition übernommen hat, und nicht nur selbst Unterzeichnung annimmt, sondern auch den Herren und Freunden, die Subscribenten zu sammlen belieben, auf 10 Exemplarien das 11te frey geben wird. Im übrigen werden von ihm ausser den hochlöbl. Postämtern und Intelligenzcomtoirs überhaupt, besonders um Annahme der Subscription ersucht: In Aurich Herr Postsecretair Rothausen; in Berlin Herr Postsecretair Hubschman, und Herr Franz Carl Salzman, Correspondent der Königl. Seehandlungssocietät; in Braunschweig Herr Postsecretair Krüger; in Bremen Herr Joh. And. Engelbrecht; in Breslau Herr Buchhändler Löwe; in Cassel die Hochfürstl. Oberpostamtszeitungserpedition; in Cölln die K. R. Oberpostamtszeitungserpedition; in Danzig Herr Buchhändler Brückner; in Dresden das Intelligenzcomtoir; in Emden Herr Hofrath und Postmeister Zeising; in Frankfurt am Mayn die K. R. Oberpostamtszeitungserpedition und Herr Ludw. Wittenius; in Gera Herr Buchhändler Beckman; in Gotha der K. R. Postcommissarius Herr von Zech und Herr Buchhändler Ettinger; in Göttingen die Churfürstl. Zeitungserpedition; in Greifswalde Herr Buchhändler Röse; in Halle das Königl. Preuß. Postamt; in Hamburg das Kaiserl. privilegirte Adreßcomtoir; in Hannover das Intelligenzcomtoir; in Jena Herr Prof. Fabri; in Kiel Herr Kaufmann Bölte; in Kopenhagen das Königl. privilegirte Adreßcomtoir; in Kolberg das Königl. Preuß. Postamt; in Königsberg das Königl. Preuß. Postamt; in Leipzig die O. P. und Zeitungserpedition; in Lübeck Herr Buchhändler Donatius; in Magdeburg Frau Wittwe Pansa; in Memel Herr Postsecretair Schröder; in Nürnberg die K. R. Oberpostamtszeitungserpedition; in Oldenburg Herr Postsecretair Schwarting; in Stettin Herr Buchhändler Kafka; in Wien das Kaiserl. privilegirte Intelligenzcomtoir; in Zürich die Herren Buchhändler Orel, Gesner und Compagnie.

Wol=

Wollen sich auch die Herren Buchhändler anderer Orten für diese Schrift intereßiren, und bey der Hauptexpedition Bestellungen machen, so werden sie die billigsten Bedingungen sich zu versprechen haben.

Bremen, den 2ten Januar, 1787.

Der Herausgeber.

No. 3.

Monatsschrift für Damen.

Unter dieser Aufschrift erscheinet seit dem Monat Julius des nächstverflossenen Jahres 1786 eine periodische Schrift, die ob sie gleich vorzüglich zur bessern Bildung des schönen Geschlechts gerichtet ist, doch ein allgemeines Lesebuch aller Klassen der Menschen zu seyn verdient, denen es daran gelegen ist, einen aufgeklärten Geist und ein gutes, tugendreiches Herz zu besitzen, indem in dieser Schrift alle Vorurtheile, wodurch der menschliche Verstand bisher verfinstert worden ist, nach und nach in das wahre Licht gestellt, und durch neu entdeckte Wahrheiten widerlegt werden, so wie man darinnen auch jede nur erdenkliche Tugend, und jedes nur erdenkliche Laster, deren ein Mensch fähig ist, umständlich beschrieben findet, um solchergestalt durch die Erkenntniß jeder Tugend und eines jeden Lasters, zum ersten aufgemuntert und von dem zweyten abgeschreckt zu werden. Ausser diesem findet man noch in dieser Schrift **erstens** ein vollständiges Erziehungssystem in Rücksicht der Knaben sowohl, als der Mädchen. **Zweytens**, das vollständigste Moralsystem, indem es uns mit allen Tugenden und Lastern umständlich bekannt macht. **Drittens**, die lehrreichsten Erzählungen theils aus der Geschichte, theils aus der täglichen Erfahrung im Leben. **Viertens**, die ersten Grundsätze aller gemeinnützigen Wissenschaften und Künste, wodurch der Verstand aufgeklärt und das Herz gebessert wird; und da der Verfasser das Nützliche mit dem Angenehmen in allen seinen Schriften zu vereinigen sucht, und nach dem unpartheyischen Ausspruch aller Leser auch wirklich vereiniget, so enthält jedes Stück, **fünftens**, lehrreiche Anekdoten, so wie **sechstens** die interessantesten Neuigkeiten in dem Fache aller menschlichen Kenntnisse.

In

In jedem Monat erscheinet von dieser Schrift ein aus acht Bogen bestehendes Stück, auf feinem Schreibpapier gedruckt. Drey Stücke machen einen Band aus, und jeder Band enthält das Bild einer um das allgemeine Beste wohlverdienten deutschen Dame.

Das Königl. Preuß. Hofpostamt zu Berlin, unter der Adresse des Herrn Hofpostamtsecretairs Bock, und die Felßeckersche Buchhandlung in Nürnberg, besorgen die Hauptspedition an alle Interessenten dieser Schrift, an deren Einen man sich nach Beschaffenheit der Entfernung wenden kann.

Einzeln wird kein Stück weggeben, sondern man muß auf den ganzen Jahrgang mit 4 Rthlr. im Golde, den Ducaten zu 2 Rthlr. 20 Gr. und den Louisd'or zu 5 Rthlr. gerechnet, vorausbezahlen, worauf man die Monatsstücke postfrei erhält.

Das Nahmenverzeichniß der Interessenten, wird nach der Zeitordnung jedem Bande beygedruckt; und da überhaupt diese Schrift zum Besten des Roseninstituts für Wittwen und Waysen bestimmt ist, das unermüdet fortfährt, das heilsame gemeinnützige Werk dieser allgemeinen Anstalt zur Versorgung armer Wittwen und Waysenmädchen zu bewirken, so hofft man, daß jeder edeldenkende Mensch dazu mitzuwirken sich bestreben wird.

* * *

Nachricht.

Alle diejenigen Herren Gelehrten und Buchhändler, die in diesen Anhang was einrücken lassen, bezahlen für jede gedruckte Zeile Vier Pfennige, auch können Sie für eine geringe verhältnißmäßige Bezahlung Ihr Avertissement so vielmal als gefällig, und auf was für eine Papiersorte Sie wollen, besonders abgedruckt erhalten. Diejenigen, die die Leipziger Messen nicht besuchen oder mit denen ich in Verbindung zu stehen nicht die Ehre habe, belieben die Bezahlung sogleich franko mitzuschicken, wenn anders Ihre Avertissements gleich eingerückt werden sollen. Briefe, die diesen Anhang betreffen, erbitte ich, mir postfrey.

Friedrich Severin, Buchdrucker in Weißenfels bey Leipzig.

Neue
Litteratur und Völkerkunde.

IV.
April. 1787.

I.
Etwas über bürgerliche Freyheit und Freystaaten.

Der Begrif von Freyheit ist sehr relativ. Es giebt Länder, die mit einem eisernen Scepter regiert werden, und wo dennoch unterrichtete erfahrne Menschen von Freyheit schwatzen, weil sie finden, daß ihnen die Kehle noch nicht ganz zugeschnürt ist, und ihnen noch Luft zum Athmen übrig bleibt. In andern Ländern, wie z. B. in einigen Theilen der Schweiz, setzt man die Freyheit weder in die Theilnehmung an der gesetzgebenden Gewalt, noch in die Sicherheit seiner Person, oder seines Eigenthums, denn dieses hängt von der Willkühr der Landvögte ab, die wahre Despoten sind, sondern bloß in dem Mangel an Abgaben; als wenn dieser elende Vorzug, der gewöhnlich in der Dürftigkeit des Landes seinen Grund hat, etwas Wesentliches wäre. Wenig Städte in der Welt können in Ansehung des Flors mit Amsterdam verglichen werden; und wo ist der

Bürger mehr mit Abgaben und Auflagen aller Art überhäuft, als in dieser Stadt? Der herrschende Wohlstand verursacht aber, daß er die Lasten nicht fühlt, und nie wird es ihm einfallen die dürftigen Bewohner eines andern Freystaats zu beneiden, die wegen ihres Unvermögens von allen Abgaben verschont sind. Ich sprach einst über diese Materie mit einem der Oberhäupter des grauen Bundes in Chur. Er war freymüthig genug zu gestehn, daß seine Mitbürger Auflagen zu tragen schlechterdings nicht vermögend wären. Der Mangel an Abgaben hat also hier, wie allenthalben seinen Grund in dem Mangel des Flors, und hat folglich mit der grössern oder geringern Freyheit eines Volks gar nichts zu schaffen, weil keine Menschenrechte dadurch geschwächt werden, daß Staatsbürger von ihrem Vermögen zu den Bedürfnissen ihres Landes beytragen.

Noch vor wenig Jahren schämten sich sogar kluge Männer in Deutschland nicht, über die Freyheit der Engländer zu spotten, die nach ihrer Meynung grossentheils in der Einbildung bestand. Gewiß ist es, daß die zu mühsamen Untersuchungen geneigten Deutschen, sich lieber mit Großbrittanniens Producten, als mit der innern Verfassung dieser Insel beschäftigen, da, wie ein neuerer Schriftsteller sehr richtig bemerkt, es die Gelehrten unserer Nation weit mehr zu interessiren scheint, wie viel Glocester- und Chester-Käse jährlich aus England geschift werden, als wie das Moralische dieses Volks in Rücksicht auf Gesetzgebung und Freyheit beschaffen ist. Erst kürzlich hat man angefangen, durch die Darstellung unläugbarer Thatsachen gleichsam vom Schlafe geweckt, philosophische

Blicke auf diese Insel zu werfen, die troz aller erlittenen Unfälle und drückender Auflagen, doch jezt im Jahr 1787 immer noch der glücklichste und freyeste Erdraum auf unserm Planeten ist.

Man kann nicht ohne Mitleiden lesen, welche Begriffe so viele verdienstvolle Männer unserer Nation noch vor zwanzig Jahren von der deutschen Freyheit hatten, die doch eigentlich nur in den Gerechtsamen großer und kleiner Fürsten, oder noch geringerer Herrscher und einzelner Städte bestand. Kein Vorrecht eines freyen Menschen blieb dem Unterthan übrig, der in seiner Einfalt von einer Art Freyheit träumte, nach dem Maaß, daß sein Beherrscher unabhängig war, und dessen Bevollmächtigter auf dieser oder jener Bank in Regensburg saß. Es fiel manchem Gelehrten der Folianten schrieb, und die Geschichte Griechenlands und Roms auswendig wußte, nicht ein, daß er ein Sclave seines Oberherrn war, von dessen Wink es nur abhieng ihm seine Freyheit zu rauben, und ihn ungehört in einem Kerker verfaulen zu lassen.

Jezt, dem Genius Deutschlands sey es gedankt, geniessen wir durch Hülfe der Publicität, einen Grad von Freyheit, der, so gering er auch in Vergleich mit der englischen ist, dennoch in Rücksicht auf so viele andre Nationen in Europa, die im Meer des Despotismus schwimmen, nie genug geschätzt werden kann. Bald dürfte das Wort germanische Freyheit nicht ganz eine Chimäre seyn. Es war nicht Wohlthat oder Nachsicht der Fürsten, die diese Epoke erzeugte, wo gewisse Ideen von Menschenrechten in den Herzen der Deutschen aufkeimten, und endlich solche Früchte trugen, daß die

vereinigte Macht aller Satrapen Germaniens jetzt nicht fähig seyn würde sie zu vertilgen. Die Epoke fängt mit der Entstehung der so beliebten als gemißbrauchten Journallectüre an. Mit der Mode, deutsche Journale zu schreiben, wovon Wieland zuerst das Beyspiel gab, das zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse so sehr nachgeahmt wurde, bekam man nach und nach einige richtige Begriffe von Freyheit und unterdrückter Menschheit. Man machte schändliche Thatsachen bekannt, und ganz Deutschland erfuhr sie. Die Verachtung deutscher Schriften, die bey den Grossen fast allgemein war, und zum guten Ton gehörte, wurde jetzt zu einer wahren Wohlthat. Man that der Publicität keinen Einhalt, und so ward dieser Sprößling ein tiefgewurzelter Baum, der unsern Enkeln einst Schatten geben wird.

War aber gleich noch in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Sclaverey in allen Kreisen des deutschen Reichs einheimisch, so hatte dennoch der Genius der Freyheit in einem kleinen Winkel Deutschlands das Bürgerrecht. Wie viel Deutsche werden wohl sogleich bestimmt diesen Ort angeben können? Ich sage ein grosses Wort, aber es ist: Wahrheit, und nicht ohne genaue Prüfung niedergeschrieben, daß nämlich, die brittannischen Inseln ausgenommen, in unserm Welttheil keine Republic, groß oder klein, kurz kein Erdraum zu finden ist, wo die Menschen sich einer solchen Freyheit erfreuen, wie in Hamburg. Die Bewohner dieser Stadt geniessen ihres Glücks in Ruhe, die seit wenigen Jahren durch theuer erkaufte Verträge auf viele Zeitalter befestiget zu seyn scheint, und lächeln über die Unwissenheit so vieler deutscher Philosophen,

Publicisten,

Publicisten, Statistiker und Reisebeschreiber, die entweder Hamburg bloß nach dem politischen Gewicht in Deutschlands Waagschaale betrachten, oder nur die Handlungsgeschäfte dieser Stadt calculiren. Genug, daß man weiß, wie viel Schiffe ungefähr die Elbe jährlich auf- und abfahren; wer bekümmert sich, ob die Befrachter dieser Schiffe sich durch ihre Gesetzgebung auszeichnen? Der Troß der Reisenden weiß von dieser Stadt nicht viel mehr zu sagen, als daß das gemeine Volk hier äusserst grob ist, und selbst die bessern Volksclassen von der Höflichkeit im Umgang nur eingeschränkte Begriffe haben. Dieses kann niemand befremden, der es zu beurtheilen weiß; denn dieser Mangel an höfischer Politur ist unzertrennlich mit der Freyheit verbunden, besonders wenn diese mit Reichthum gepaart ist. Man betrachte die Schweizer, die jedoch nicht so überflüssig mit Gold versehn sind! Die Holländer! Ja selbst die jetzigen Engländer, die mit St. James nichts zu thun haben, und sich nicht nach den Hofmanieren modeln. Ein englischer Höfling, wenn er an andern Höfen mit seinen Cabriolen auftritt, spielt allemal hierin eine untergeordnete Rolle. Dieses gereicht ihm doch wohl nicht zur Schande?

Hier sind einige characteristische Züge von Hamburg: *)

S 3 Wenn

*) Es kann vielleicht Leser geben, die ungroßmüthig genug denken, um bey dem Lobe dieser Stadt eigennützige Absichten zu vermuthen, weil ich jetzt in Hamburg lebe. Diese aber erinnere ich, doch nicht alles nach ihrem Wohnort zu beurtheilen. Ich brauche hier keine Protection, da ich unter dem Schutz der Gesetze stehe, und keine Ansprüche auf

Wenn eine Staatsverfassung eines cultivirten Volks genau mit den Rechten der Menschheit bestehn soll, so muß die gesetzgebende Macht so viel als möglich vertheilt seyn. Der Hamburger Magistrat, so groß auch sein Ansehen ist, kann dennoch in keiner Sache von irgend einer Erheblichkeit eigenmächtig verfahren. Eine Anzahl von Bürgern, die eine Art von Parlament bilden, balanciren die Autorität des Magistrats, und setzen dessen Entwürfen oft Schranken. Hiedurch wird der Abstand obrigkeitlicher Personen, von andern Bürgern minder merkbar, und eine gewisse Gleichheit erzeugt, die die Unterdrückung einzelner Menschen fast unmöglich macht. Auch ist es ohne Beyspiel, daß selbst die Oberhäupter des Senats in leidenschaftlichen Anfällen die Rechte ihrer Bürger vergessen, und despotisch gehandelt hätten. Ohne also eine englische Habeas Corpus Acte zu haben, sind die Hamburger versichert, ihre Freyheit nicht anders als gesetzmässig zu verlieren.

Die Verfassung von Hamburg ist eine vermischte Aristocratie und Democratie, und zwar ist diese Mischung mit so viel politischer Weisheit gemacht, daß ein Montesquieu solche bewundert haben würde, wenn er sie gekannt hätte. Sie hat mit der englischen Staatsverfassung darin eine grosse Aehnlichkeit, daß das Volk die gesetzgebende Gewalt, der Senat aber, so wie in England der König, die vollziehende hat. Diese vortrefliche

auf Vorrechte irgend einer Art statt finden können. Noch weniger habe ich politische Nachsicht nöthig. Unglücklich ist der, der sie bedarf! Die Wahl, da ich Hamburg zu meinem Wohnort erkohr, beweist hinreichend, daß ich mit den Vorzügen dieser Stadt nicht unbekannt war.

trefliche Einrichtung stellt bey eingeschränkter Macht das Ansehen des Senats sicher, und verursacht, daß so manche öffentliche Maaßregel schleunig genommen wird. Die nöthigsten Staatsgeschäfte gehen dadurch rasch ihren Gang fort, und werden nicht so, wie in Holland durch die nachtheiligsten Verzögerungen aufgehalten. Eine Anzahl Bürger, die in Hamburg Oberalten genennt werden, sorgen für die Erhaltung der Volksrechte. Ihr Ansehn und ihre Macht ist ganz so, wie sie die römischen Tribunen in den ersten Jahrhunderten der Republic besaßen.

Ein anderer characterischer Zug dieses kleinen Staats ist, daß der bewafnete Bürger nicht von dem Senat, sondern von seinen Bürgerofficiers abhängt, die allein Autorität über ihn haben, und durch das Rühren der Trommel die ganze bewafnete Bürgerschaft in Stundesfrist eigenmächtig versammlen können. Die Bürger besetzen des Nachts die Wälle. Wer ihren unsoldatischen Aufzug sieht, und bloß das Aeussere beurtheilt, ist geneigt darüber zu spotten; auch thun dieses gewöhnlich die Ausländer. In den Augen des Philosophen hingegen ist ein solcher Aufzug von armen schlechtgekleideten Bürgern (denn die reichen bezahlen für die gewöhnlichen Dienste) anziehender, als die glänzendsten Paraden der Leibwachen grosser Könige. Die bewafneten und vom Senat unabhängigen Bürger machen es unmöglich, daß sich eine obrigkeitliche Person zum Dictator aufwerfen könne. Gegen solche Vernichtung der Volksrechte sichern sie mehr, als selbst die Verbindung der Stadt mit dem deutschen Reiche. Was können nicht Reichthümer bewirken, wenn sie mit Klugheit angewandt werden?

werden? Man lese die alte und neue Geschichte. Um nur bey der neuen stehn zu bleiben, so ist jedermann bekannt, wie die genuesischen Edeln die Gewalt allein an sich rissen, und ihren Mitbürgern Fessel anlegten, und wie die Kaufleute des Hauses Medicis durch die Macht des Reichthums Großherzöge von Florenz wurden.

Ich kenne keinen grossen oder kleinen Freystaat, wo nicht die Verwaltung der Staatseinkünfte in den Händen des Senats ist. In Hamburg hingegen sind es nicht obrigkeitliche Personen, sondern die Bürger allein haben das erstaunenswürdige Vorrecht, die Staatsgelder aller Art einzunehmen und auszugeben, wobey sie dem Senat nicht einmal Rechnung ablegen dürfen. Dieser einzige Umstand ist eine solche Characteristic von politischer Freyheit, daß diese bloß dadurch schon in dem vortheilhaftesten Lichte erscheint. Der Schlüssel zum Geldkasten eines Volks war von jeher der Stein des Anstosses in Republiken, und hiebey konnte man die grössere oder geringere Weisheit der Gesetzgeber am füglichsten beurtheilen. Die grossen Vorzüge, die die englische Staatsverfassung unleugbar vor allen je auf Erden gewesenen hat, haben hauptsächlich ihren Grund in der weisen Einrichtung, daß nicht die vornehmsten Staatsbedienten, nicht der ganze Cörper des brittischen Adels im Oberparlament versammlet, ja selbst nicht der König, das höchste Oberhaupt des Reichs, mit der Verwaltung der Staatseinkünfte etwas zu schaffen haben; sondern, daß dieses bloß vom Unterhause des Parlaments, das ist: von den durch das brittische Volk erwählten Repräsentanten, abhängt.

Die

Die Einkünfte der deutschen freyen Reichsstadt Hamburg und ihres Gebiets, sind also in den Händen von Bürgern, die man Cämmereybürger nennt. Ein gleiche Einrichtung findet auch bey der Hamburger Bank statt, die an Solidität von keiner in Europa übertroffen wird, ja, welcher nur sehr wenige gleich kommen; ein Institut, daß sich durch kluge Gesetze, tief durchdachte Finanzmaximen, und grosse Ordnung auszeichnet, allein das selbst in Deutschland noch nicht gekannt ist. Dieser mercantilische Schatz der Hamburger Republik wird auch ganz von Bürgern verwaltet, die Bankbürger genennt werden. Bey diesem Bankcollegio sind jedoch einige Magistratspersonen Beysitzer, allein ohne alle Gewalt.

Man ist gewohnt über das sogenannte Herkommen zu spotten, weil man in grossen und kleinen Republiken so sehr darauf hält, und oft vernunftwidrige Gebräuche wegen ihres Alters gegen die heilsamsten Neuerungen in Schutz nimmt. Dennoch ist ein solches Herkommen besser, als willkührliche Gesetze, die der Despotismus dictirt. Dadurch, daß in Hamburg die Gesetze so sehr aufrecht erhalten werden, sind solche Streitigkeiten, wie man in manchen Reichsstädten, in Geneve u. s. w. gesehen, nach der jetzigen Verfassung kaum denkbar. Diese innere Ruhe auf ungekränkte Freyheit gegründet, dauert nun siebenzig Jahre ununterbrochen fort, und hat vorzüglich den immer steigenden Flor dieser Stadt befördert. So wie die Engländer ihre jetzige beneidenswerthe Freyheit erst bey der Revolution im Jahr 1687, nach so vielen Unruhen in ihrem ganzen Umfange erlangten, so wurde den Hamburgern die ihrige im Jahr 1718 zu Theil; nachdem ein sehr hitziger Streit über die Volks-

rechte geendigt worden war. Ein sehr bedeutendes Bürgervorrecht ist, daß ein jeder Bürger dieser Stadt, von welchem Stande er auch immer seyn mag, selbst den niedrigsten nicht ausgeschlossen, der innerhalb Hamburgs Mauern einen Häuserwerth nur von 1000 Reichsthalern besitzt, bey wichtigen Vorfällen nach dem Rathhause gehn, und daselbst seine Stimme geben kann. Auch sind die Bürger von den Tribunälen nicht ausgeschlossen; vielmehr formiren sie die erste Instanz bey allen Civil- und Criminalprocessen.

Sind aber die Rechte einzelner Menschen sowohl als ganzer Volksclassen in Hamburg so sehr gesichert, so ist es das Eigenthum nicht weniger. Es fehlt zwar hier nicht an grossen Abgaben, die die Cultur unsers Zeitalters durchaus nothwendig macht; allein diese sind sehr überdacht, so daß, einige Artikel ausgenommen, die Reichen den größten Theil der Lasten tragen. Die edelste Einrichtung dieser Art, ist die Erhebung der Vermögensteuer, da ein jeder Bürger jährlich $\frac{1}{4}$ Procent von seinem Vermögen der Stadt entrichtet. Er darf den Werth desselben nicht bestimmen, sondern die Sache wird gänzlich seiner Ehre und seinem Gewissen überlassen. Er legt sein Staatsopfer verdeckt in einen grossen Kasten, so daß niemand das Quantum gewahr wird. Diese Anordnung setzt bürgerliche Tugenden voraus, und erzeugt sie, wo sie nicht sind. Bey manchen Auflagen ist es hinreichend, wenn der Dürftige auf seinen Bürgereid erklärt, daß er nur die Hälfte, oder nur einen Theil davon zu bezahlen vermögend sey. Diesen Theil bestimmt er selbst, und man ist zufrieden.

Das

Das Verzeichniß der mannigfaltigen Rechte und Freyheiten, die Hamburgs Einwohner geniessen, würde auffallend seyn. Manche derselben sind zwar nur unbedeutend, allein in Verbindung machen sie ein respectables Ganze aus. Wer sie untersucht, und sich von mühsamen Vergleichen nicht abschrecken läßt, wird überzeugt seyn, daß ich Grund gehabt habe, das Gebiet dieser Stadt, nach England für den freyesten Erdraum in Europa zu halten.

Hamburg ist ohnstreitig die dritte Handelsstadt unsers Welttheils; weder Petersburg, noch Lissabon, weder Bristol, noch Rotterdam, Bordeaux, Cadix, Marseille, Venedig, oder Livorno, können in dieser Rücksicht einen Vergleich aushalten. Dieser hohe Rang, die dadurch erlangten Reichthümer, die oben beschriebene Freyheit, ihre Volksmenge, und ihre Wichtigkeit überhaupt, würden Hamburg einen Platz unter den Freystaaten Europens geben, wenn dieser Titel mit der deutschen Reichsverfassung bestehn könnte. In Regensburg, wo abgenutzte Pergamente mehr wie alle Handelsflotten der Welt gelten, glaubte man Hamburg besonders zu ehren, da man dieser Stadt vor einigen Jahren eine untergeordnete Stelle auf der Bank der Reichsstädte anwieß. Wie sehr aber zeichnet sie sich in jeder Rücksicht vor ihren Schwestern aus, die über ihren Alters halber behaupteten Vorrang beschämt seyn solten.

Geneve, Lucca, ja St. Remo führen den Titel Freystaaten. Welche Vorrechte haben sie, die Hamburg entbehren muß? Sie haben sämmtlich ihre Schutzherren, ohne welche ihre Freyheitsexistenz bald aufhören würde. Dieser

Schutz,

Schutz, den mächtige Monarchen verleihen, setzt keinen Freystaat herab. Wie viel griechische Freystaaten behaupteten nicht diesen Titel, ohngeachtet sie zinsbar waren? Die Regierung nach eignen selbstgemachten Gesetzen, die willkührliche Administration der Landeseinkünfte, und überhaupt die Souverainetätsrechte so mancherley Art, als das Recht über Leben und Tod der Bürger zu urtheilen; das Recht Truppen zu unterhalten, Geld zu münzen, Schatzungen aufzulegen, und Gesetze zu machen. Diese hohen Rechte bestimmen den Freystaat ohne Rücksicht auf die Wichtigkeit der Länder und Städte. Die Verbindung Hamburgs mit dem deutschen Reich, wenn sie gleich dieser Stadt den Titel Freystaat entzieht, entschädigt sie dafür vollkommen durch das vorher entbehrte Recht, im Rath der deutschen Amphictionen zu sitzen, und unter ihrem Schutz eine ungestörte Ruhe zu geniessen; überdem setzt diese Verbindung dem Ehrgeiz Gränzen, der so leicht durch wachsenden Reichthum erzeugt wird, und sich mit dem Flor des Handels so selten vereinigen läßt.

Titel und Benennungen, so unwesentlich sie auch sind, bestimmen gewöhnlich die Urtheile der Menschen; ja selbst kluge Männer können sich ihres Einflusses nicht erwehren. Genua steht als Republic in einer gewissen Achtung bey allen europäischen Nationen. Diese Achtung gründet sich nicht auf ihre Macht, denn diese ist unbedeutend; auch nicht auf ihre Reichthümer, welche, wie ich an einem andern Ort bewiesen, *) lange

*) England und Italien. Vierter Band. Zweyte Auflage. 1787.

lange nicht so ausserordentlich sind, wie man sich vorstellt; noch weniger auf ihren Handel, der ganz gesunken ist, sondern allein auf den Titel eines Freystaats, und auf den täuschenden Glanz, wodurch eine Anzahl Aristocraten von alten in der Geschichte bekannten Familien, die Augen des grossen Haufens bey allen Völkern blenden. Sobald man aber den Gegenstand näher untersucht, hört die Täuschung auf. Ich behaupte, daß überhaupt genommen Hamburg mit seinem kleinen Gebiet den ganzen Staat von Genua vollkommen aufwiegt. Beyde Städte an sich in ihren Bezirken betrachtet und gegen einander gestellt, halten keinen Vergleich aus, weder in Ansehung des Handels, noch der Reichthümer, noch der Volksmenge. Einige hundert reiche Familien, die in Genua leben, stehen mit 80,000 Bettlern, die darin vegetiren, in keinem Verhältniß. In Hamburg ist der ungleich grössere Reichthum unter mehr als 100,000 Menschen vertheilt, und alle Volksclassen sind beschäftigt. Wenn man nun die übrigen Bewohner des Hamburger Gebiets hiezu rechnet, deren Industrie und Wohlstand allenthalben sichtbar ist, und auf der andern Seite die schlecht bevölkerten Städte und Dörfer des genuesischen Staats in Betrachtung zieht, deren armselige Einwohner unter dem tyrannischen Joch des Senats sich sehr kümmerlich nähren, so ist die Frage bald entschieden.

Dieses sind hingeworfene Ideen, die noch viel weiter ausgeführt werden könnten. Sie dürften manchem deutschen Statistiker oder Geographen neu seyn, der sich einbildet Deutschland genau zu kennen, weil er die Anzahl von Städten und Dörfern in den zehn Kreisen des heiligen römischen Reichs,

und den Flächeninhalt der Provinzen anzugeben weiß. Ich werde mich freuen, wenn ich Stof zu nähern Untersuchungen einer so interessanten Materie geben solte. *)

v. Archenholtz.

*) Ich habe hier keine Characteristic von Hamburg machen, sondern nur einige politischphilosophische Bemerkungen über diese berühmte Stadt niederschreiben wollen; sonst würde ich die vortreflichen Feueranstalten nicht vergessen haben, die nirgends in Europa so auszeichnend gut sind. Die Menge der mit Waaren angefüllten Häuser und grossen Magazine, alles in engen Gassen aufeinander gehäuft, machte auch ausserordentliche Vorkehrungen gegen Feuersgefahr nothwendig. Es wäre zu wünschen, daß manche grosse Stadt Deutschlands, wo diese Anstalt, die nöthigste von allen nur möglichen Polizeygegenständen, höchst elend ist, Hamburg hierin zum Muster nehmen möchte. Alles was dieses deutsche Tyrus Merkwürdiges enthält, wird nächstens in einer ausführlichen Beschreibung erscheinen, die Hr. v. Heß, ein gelehrter schwedischer Cavalier, der mit der deutschen Sprache sehr vertraut ist, und seit einigen Jahren in Hamburg wohnt, jetzt mit grosser Sorgfalt bearbeitet. Dieses Werk mit zehn grossen zum Theil meisterhaft gestochenen Planen versehn, wird nebst der Geschichte der Stadt und der vollständigsten Topographie, auch von ihrer politischen, kirchlichen und sittlichen Verfassung umständliche Nachrichten liefern.

II.

Bemerkungen über den Fall des römischen Reichs in Westen.

Ein Fragment des Gibbon, womit dieser vortrefliche Geschichtschreiber sein grosses noch nicht übersetztes Werk beschließt.

Die Griechen, nachdem ihr Vaterland zu einer Provinz herabgesunken war, schrieben Roms Triumphe nicht dem Verdienst, sondern dem Glück der Republic zu. Die unbeständige Göttin, die so blind ihre Gunstbezeugungen austheilt und wieder zurücknimmt, war nun so gefällig gewesen (wie man sich damals ausdrückte) ihre Flügel abzulegen, von ihrer Kugel herabzusteigen, und ihren festen unveränderlichen Thron an den Ufern der Tiber aufzuschlagen. Ein weiserer Grieche aber, *) der mit philosophischem Geist die denkwürdige Geschichte seiner Zeit niedergeschrieben hat, entzog seinen Landsleuten diesen eitlen und täuschenden Trost dadurch, daß er ihren Augen die tiefe Grundlage von Roms Grösse enthüllte. Die Treue der Bürger gegen einander und gegen den Staat, wurde durch die Erziehung und die Vorurtheile der Religion befestigt. Die Ehre sowohl als die Tugend war der Grundsatz der Republic.

Die

*) Polybius, der in seinem Werk die Verdienste der Römer entwickelt, und besonders im 17ten Buch die Phalanx mit der Legion vergleicht.

Die ehrgeizigen Bürger bestrebten sich emporzuklimmen, um die feyerliche Glorie eines Triumphs zu verdienen, und der Muth der römischen Jünglinge wurde zur thätigen Nacheiferung angefeuert, so oft sie die Bildnisse ihrer ruhmvollen Vorfahren betrachteten. Die gemässigten Streitigkeiten zwischen den Patriciern und Plebejern hatten endlich die feststehende und gleiche Waagschaale der Staatsverfassung gegründet, wodurch die Freyheit der Volksversammlungen mit der Autorität und Weisheit eines Senats, und der vollziehenden Gewalt einer vornehmen Magistratsperson vereiniget waren. Wenn der Consul das Panier der Republic aufstellte, so machte sich jeder Bürger durch einen Eid anheischig für sein Vaterland zu fechten, bis er diese geheiligte Pflicht durch einen zehnjährigen Kriegsdienst erfüllt haben würde. Vermittelst dieser weisen Einrichtung ströhmten beständig die herangewachsenen Generationen von Bürgern und Soldaten ins Feld, und ihre Anzahl wurde durch die volkreichen kriegerischen Staaten in Italien verstärkt, die nach einem muthigen Widerstand der Tapferkeit der Römer hatten nachgeben müssen, und ihre Bundsgenossen geworden waren.

Der grosse Geschichtschreiber, der die Tugenden des jüngern Scipio anfeuerte, und vom Untergang von Carthago ein Augenzeuge war, hat genau ihr militärisches System beschrieben, ihre Musterungen, Waffen, Kriegsübungen, Disciplin, Märsche und Läger, und gezeigt, wie sehr an thätiger Kraft die unüberwindliche Legion der macedonischen Phalanx Philips und Alexanders vorzuziehen war. Aus diesen Einrichtungen im Krieg und Frieden hat Polybius den Geist und die glück-

lichen

lichen Fortschritte eines Volks entwickelt, das keine Furcht kannte, und die Ruhe verachtete. Der ehrgeizige Entwurf alles zu erobern, den eine zu rechter Zeit geschehene Verbindung des Menschengeschlechts vereitelt hätte, wurde unternommen und ausgeführt, und zwar wurde die beständige Verletzung der Gerechtigkeit, durch die politischen Tugenden von Klugheit und Muth befördert. Die Waffen der Republic, obgleich manchmal auf dem Schlachtfeld überwunden, waren dennoch immer siegend im Kriege. Sie drangen vorwärts mit Riesenschritten bis an den Euphrat, die Danau, den Rhein und den Ocean, und die Bildnisse von Gold, Silber oder Metall, die die überwundenen Nationen und deren Könige vorstellten, wurden durch Roms eiserne Monarchie zerstöret.

Die Entstehung einer Stadt, die stufenweise sich in ein Reich verwandelte, verdient gewiß als ein Wunder die Betrachtung des Philosophen; allein Roms Abnahme und Fall war die natürliche unvermeidliche Wirkung der unmässigen Grösse. Das Glück des Reichs machte den Saamen der Auflösung reif; die Ursachen der Vernichtung vermehrten sich mit der Ausdehnung der Eroberungen; und sobald Zeit oder Zufälle die künstlichen Stützen weggeräumt hatte, so erlag das ungeheure Gebäude unter dem Druck seines eignem Gewichts. Die Geschichte dieses so denkwürdigen Untergangs ist sehr begreiflich, und anstatt zu untersuchen, warum das römische Reich zerstört wurde, solten wir vielmehr erstaunen, daß es sich so lange erhalten hat. Die siegreichen Legionen, die in entfernten Kriegen ausländische Laster von fremden Nationen und erkauften Hülfstruppen, lernten, unterdrückten erst die

Freyheit der Republic, und sodann schändeten sie die Majestät des Purpurs. Die Kayser, für ihre persönliche Sicherheit und den öffentlichen Frieden äusserst besorgt, waren zu dem niedrigen Mittel genöthigt, die Kriegsdisciplin zu untergraben, wodurch die Soldaten weniger furchtbar ihren Feinden, allein es destomehr ihrem Monarchen wurden. Die Nerven der militärischen Regierung wurden geschwächt, und zuletzt durch die partheyischen Verordnungen Constantins vollends zerrissen; da denn die römische Welt durch eine Fluth von Barbaren überschwemmt wurde.

Roms Verfall ist von Vielen der Veränderung der kayserlichen Residenz zugeschrieben worden; allein diese Geschichte hat hinreichend bewiesen, daß die Gewalt der Regierung mehr vertheilt als verlegt wurde. Der Thron von Constantinopel war im Orient aufgerichtet, während daß der Occident immer noch von einer Reihe Kayser beherrscht wurde, die in Italien residirten, und gleiche Ansprüche auf die Legionen und Provinzen machten. Diese gefährliche Neuheit schwächte die Stärke, und erzeugte die Laster einer doppelten Regierung; die Instrumente eines unterdrückenden despotischen Systems wurden vervielfältigt, und eine eitle Nacheiferung im Luxus, aber nicht in Verdiensten, zwischen den ausgearteten Nachfolgern des Theodosius eingeführt und unterhalten. Grosse Drangsale, wodurch die Tugenden eines freyen Volks vereiniget werden, verbittern hingegen die Factionen einer sinkenden Monarchie. Die gegen einander feindlichen Günstlinge des Arcadius und Honorius verriethen die Republic ihren gemeinschaftlichen Feinden, und der byzantinische Hof betrachtete mit Gleichgültigkeit,

vielleicht

vielleicht mit Vergnügen, die Schande Roms, die Unglücksfälle Italiens und den Verlust des Occidents. Unter den folgenden Regierungen wurde die Allianz der beyden Reiche wieder hergestellt; aber die Unterstützung der orientalischen Römer war langsam, zweifelhaft und unwirksam, und das Nationalschisma der Griechen und Lateiner wurde durch die fortdauernde Verschiedenheit von Sprachen, Sitten, Interesse, ja selbst von Religion, vergrössert. Indessen bewieß der Erfolg gewissermassen, daß Constantin bey Verlegung der Residenz wohl geurtheilt hatte. Während einem langen Period von Verfall widerstand seine unbezwingbare Stadt immer den siegreichen Heeren der Barbaren, beschützte die Reichthümer von Asien, und beherrschte, sowohl im Krieg als im Frieden, die wichtige Strasse, die das schwarze Meer mit dem mittländischen Meer verbindet. Die Erbauung von Constantinopel trug weit mehr zur Erhaltung des östlichen Reichs, als zum Ruin des westlichen bey.

Da die Glückseligkeit eines künftigen Lebens der grosse Gegenstand der Religion ist, so können wir ohne Verwunderung oder Scandal anhören, daß die Einführung, oder wenigstens der Mißbrauch des Christenthums, einigen Einfluß auf die Abnahme und den Fall des römischen Reichs hatte. Die Clerisey predigte mit dem besten Erfolg die Lehren der Geduld und Kleinmüthigkeit des Geistes; die thätigen Tugenden der bürgerlichen Gesellschaft wurden nicht geachtet, und die letzten Ueberbleibsel des kriegerischen Genies in Klöstern begraben. Ein grosser Theil von öffentlichen und Privatreichthümern wurde den Forderungen der Mildthätigkeit und Andacht

geweyht, und der Sold der Soldaten an einer nutzlosen Menge Menschen von beyden Geschlechtern verschwendet, deren einziges Verdienst Enthaltsamkeit und Keuschheit war. Der Glaube, der Religionseifer, die Neugierde, und die mehr irrdischen Leidenschaften, Bosheit und Ehrgeiz, zündeten die Flamme der theologischen Zwietracht an. Die Kirche und selbst der Staat wurden durch religiöse Factionen zerrüttet, deren Steitigkeiten manchmal blutig, allemal aber unversöhnlich waren. Die Aufmerksamkeit der Kayser wurde von den Lägern abgezogen, und auf die Synoden gerichtet; die römische Welt wurde durch eine neue Art von Tyranney unterdrückt, und die verfolgten Secten zu heimlichen Feinden ihres Vaterlandes gemacht. Indessen ist der Partheygeist, obgleich schädlich oder unvernünftig, dennoch eine Grundlage sowohl der Union, als der Zwietracht. Die Bischöffe liessen die Pflicht des blinden Gehorsams gegen einen rechtmässigen orthodoxen Beherrscher den Unterthanen von 1800 Canzeln einprägen; ihre häufigen Versammlungen und beständiger Briefwechsel unterhielt die Gemeinschaft unter den entferntesten Kirchen, und der wohlthätige Geist des Evangeliums wurde durch die geistliche Allianz der Catholiken zwar gestärkt, allein doch eingeschränkt.

Die heilige Trägheit der Mönche reizte die Andächteley in einem kriechenden und weibischen Zeitalter; wenn aber auch der Aberglaube nicht einen anständigen Zufluchtsort verschaft hätte, so würden doch die herrschenden Laster die unwürdigen Römer durch schlechtere Bewegungsgründe vermocht haben, die Fahnen der Republic zu verlassen. Religiöse Vorschriften werden leicht befolgt, wenn sie die natürlichen Neigungen der Andächtigen

dächtigen genehmigen und heiligen; der reine und ursprüngliche Einfluß des Christenthums aber kann von den wohlthätigen, obgleich unvollkommenen, Wirkungen der barbarischen Proseliten von Norden hergeleitet werden. Wenn der Verfall des römischen Reichs durch die Bekehrung Constantins beschleunigt wurde, so brach seine siegende Religion doch die Heftigkeit des Falls, und erweichte die wilde Gemüthsart der Eroberer.

Diese ehrwürdige Revolution kann zum Unterricht des jetzigen Zeitalters nützlich angewandt werden. Es ist die Pflicht eines Patrioten das ausschliessende Interesse und den Ruhm seines Vaterlandes vorzüglich zu befördern; einem Philosophen aber ist es erlaubt seine Blicke weiter zu richten, und Europa als eine grosse Republic zu betrachten, deren mannichfaltige Einwohner fast den nämlichen Grad von Cultur und Verfeinerung erlangt haben. Das Gleichgewicht der Macht wird fortfahren zu schwanken, und das Glück sowohl unsers eignen Landes, als der benachbarten Königreiche kann bald erhöhet, bald erniedrigt werden; aber diese einseitigen Zufälle können unsern allgemeinen Zustand der Glückseligkeit nicht vernichten, das System der Künste, der Gesetze, und der Sitten, wodurch die Europäer und ihre Colonien sich so vortheilhaft von dem übrigen Menschengeschlecht auszeichnen. Die wilden Nationen des Erdbodens sind die allgemeinen Feinde der cultivirten Gesellschaft; es ist daher ein Gegenstand ängstlicher Neugierde, nachzuforschen, ob Europa noch mit einer Wiederholung jener Verheerungen bedrohet ist, die ehmals die Waffen und Gesetze Roms unterdrückten. Eben diese Betrachtungen, die den Fall jenes mächtigen Reichs erläutern, werden die

wahrscheinlichen Ursachen unserer gegenwärtigen Sicherheit erklären.

I. Die Römer kannten nicht die Grösse ihrer Gefahr, und die Anzahl ihrer Feinde. Jenseits des Rheins und der Donau waren die nördlichen Länder von Europa und Asia mit zahllosen Völkerschaften von Jägern und Schäfern angefüllt, die wild, raubgierig und unruhig waren, kühn in Waffen und ungeduldig die Früchte der Industrie zu rauben. Die barbarische Welt wurde auf einmal gleichsam durch Kriegsfunken electrisirt und in Bewegung gebracht, und der Friede in Gallien und Italien durch die entfernten Revolutionen von China unterbrochen. Die Hunnen, die vor einem siegreichen Feind flohen, richteten ihren Zug nach Westen, und der Strohm schwoll nach und nach an durch den beständigen Zusammenfluß von Gefangenen und Bundsgenossen. Die fliehenden Horden, die den Hunnen ihre Länder überliessen, wurden nun auch ihrer seits mit der Eroberungssucht angesteckt; und so drückte die endlose Colonne der Barbaren mit beständig vermehrtem Gewicht auf das römische Reich los. Wenn man gleich die vordersten vernichtete, so wurde der leere Raum doch sogleich wieder von neuen Feinden angefüllt. Dergleichen fürchterliche Emigrationen kommen nicht mehr aus Norden heraus, und die lange Ruhe, die man der Abnahme der Bevölkerung zugeschrieben hat, ist die glückliche Folge der Fortschritte der Künste und des Ackerbaues. Anstatt elender Dörfer, die in den Wäldern und Morästen dünne zerstreut lagen, stellt Deutschland jetzt 2300 mit Mauern versehene Städte dar. Die christlichen Königreiche Dännemark, Schweden und Pohlen, sind nach ein-

ander

andet gegründet worden, und die Hanseestädte mit den teutonischen Rittern haben ihre Colonien längst den baltischen Küsten, bis an den finnischen Meerbusen ausgebreitet. Von diesem Meerbusen an bis zum östlichen Ocean zeigt üns Rußland jetzt das Gemählde eines mächtigen civilisirten Reichs. Der Pflug, der Weberstuhl und die Schmiede, sind an den Ufern der Wolga, des Oby und der Lena eingeführt, und die muthigsten, wildesten der tatarischen Völkerschaften haben gelernt zu zittern und zu gehorchen. Die Regierung der unabhängigen Barbarey ist nun in einen kleinen Erdstrich eingeschränkt, und der Ueberrest der Calmuken und Cosaken, deren streitbare Männer man fast zählen kann, dürfte wohl nicht die Furcht der grossen europäischen Republic erregen. Dennoch solte uns diese anscheinende Sicherheit nicht dahin bringen zu vergessen, daß neue Feinde und unbekannte Gefahren vielleicht aus einem obscuren Volk erzeugt werden können, das jetzo auf der Weltcharte kaum sichtbar ist. Die Araber oder Saracenen, die ihre Eroberungen von Indien nach Spanien verbreiteten, schmachteten in Armuth und Dunkelheit, bis Muhamed in ihre wilden Körper die Seele des Enthusiasmus blies.

II. Das römische Reich war durch die sonderbare und vollkommene Coalition seiner Glieder festgegründet. Die unterworfenen Nationen, die die Hofnung und selbst den Wunsch der Unabhängigkeit aufgaben, nahmen den Character römischer Bürger an. Die westlichen Provinzen wurden sehr wider ihren Willen durch die Barbaren von dem Busen ihres Mutterlandes abgerissen. Diese Union aber wurde durch den Verlust der Nationalfreyheit und des kriegerischen Geistes erkauft, und die

dienenden Provinzen, ohne Leben und Bewegung, erwarteten ihre Sicherheit von gedungenen Truppen und Statthaltern, die den Befehlen eines entfernten Hofes gehorchten. Das Glück von hundert Millionen Menschen hieng von dem persönlichen Verdienst eines einzigen, oder zweyer Männer, manchmal auch Kinder ab, deren Gemüther durch Erziehung, Luxus und despotische Gewalt verdorben waren. Die tiefsten Wunden wurden dem Reich während der Minderjährigkeit der Söhne und Enkel des Theodosius geschlagen; und nachdem diese unfähige Fürsten das männliche Alter erreicht hatten, so überliessen sie die Kirche den Bischöffen, den Staat den Verschnittenen, und die Provinzen den Barbaren. Europa ist nun in zwölf mächtige, jedoch ungleiche Königreiche, drey sehr ansehnliche Republiken, und eine Menge von kleinen, obgleich unabhängigen Staaten, vertheilt. Die Loose der königlichen und Ministerialtalente sind wenigstens mit der Zahl der Gewalthabenden vervielfältigt worden. Ein Julian oder eine Semiramis können in Norden regieren, während daß Arcadius und Honorius auf den Thronen des Hauses Bourbon einschlummern. Der Mißbrauch der Tyranney wird durch den wechselseitigen Einfluß von Furcht und Schande gehemmt; Republiken haben Ordnung und Dauer erlangt; Monarchien sind mit den Grundsätzen der Freyheit, oder wenigstens der Mässigung bekannt worden, und gewisse Begriffe von Ehre und Gerechtigkeit haben durch die allgemeinen Sitten des Zeitalters in den fehlerhaftesten Staatsverfassungen Wurzel gefaßt. Im Frieden werden die Fortschritte der Erkenntniß und der Industrie durch die Nacheiferung so vieler thätigen Rivale befördert, und im Kriege die europäischen Heere durch gemässigte Streitig-

keiten, die nie einen ganzen Staat umwälzen, in den Waffen geübt. Wenn ein wilder Eroberer aus den tatarischen Wüsten hervorbrechen solte, so müßte er zu wiederholtenmalen die kraftvollen russischen Bauern, die zahlreichen Heere der Deutschen, den muthigen Adel in Frankreich, und die entschlossenen freyen Britten überwinden, die vielleicht alle zu ihrer gemeinschaftlichen Vertheidigung eine Conföderation machen würden. Solten ja die siegenden Barbaren Sclaverey und Verwüstung selbst bis zum atlantischen Meere verbreiten, so würden 10,000 Schiffe den Rest der civilisirten Völker einnehmen und sie für allen ihren Verfolgungen sicher stellen. Alsdann würde Europa in der americanischen Welt wieder aufleben und floriren, die schon mit ihren Colonien angefüllt ist, und durch ihre Gesetze beherrscht wird.

III. Die Kälte, die Armuth, und ein Leben voller Gefahr und Anstrengungen, befördern die Stärke und den Muth der Barbaren. In jedem Zeitalter haben sie die cultivirten und friedliebenden Nationen von China, Indien und Persien unterdrückt, die da immer vernachlässigten, und noch jetzt vernachlässigen, diese natürlichen Kräfte ihrer Gegner durch die Hülfsmittel die Kriegskunst ohnmächtig zu machen. Die kriegerischen Staaten des Alterthums, Griechenland, Macedonien und Rom, erzogen eine Race von Soldaten. Sie übten ihre Körper, disciplinirten ihren Muth, verdoppelten ihre Kräfte durch regelmässige Evolutionen, und verwandelten das Eisen, das sie besassen, in starke fürchterliche Waffen. Aber diese Superiorität verlohr sich nach und nach mit ihren Gesetzen und Sitten. Die schwache Politic Constantins und seiner

Nachfolger bewafnete die rauhe Tapferkeit der barbarischen Miethlinge, und unterrichtete sie in der Kriegskunst zum Ruin des Reichs. Die Tactic ist durch die Erfindung des Pulvers verändert worden, wodurch der Mensch fähig gemncht wird, die beyden mächtigsten Kräfte in der Natur, die Luft und das Feuer zu beherrschen. Die Mathematic, die Chymie, die Mechanic und die Architectur sind zum Dienst des Krieges angewandt worden, und die feindlichen Partheyen bedienen sich gegeneinander der ausstudiertesten Methoden zum Angrif und zur Vertheidigung. Immerhin mögen Geschichtschreiber mit Unwillen bemerken, daß die Anstalten zu einer Belagerung und deren Kosten, hinreichend wären eine Colonie anzulegen und blühend zu machen; *) es kann uns doch nicht mißfallen, daß die Zerstörung einer Stadt ein Werk von Kosten und Schwierigkeit ist, und daß ein arbeitsames Volk durch diejenigen Künste beschützt werden solte, die den Verfall der Kriegstugenden

*) Voltaire sagt von der Belagerung von Turin in seinem Jahrhundert Ludwigs XIV. „On avoit fait venir 140 „pieces de canon; & il est á remarquer, que chaque „gros canon monté revient á environ 2000 ecus: il y „avoit 110,000 boulets; 106,000 cartouches d'une „façon, & 300,000 d'une autre; 21,000 bombes; „27,700 grenades, 15,000 facs á terre, 30,000 „instrumens pour le pionnage; 1,200,000 livres de „poudre. Ajoutez á ces munitions, le plomb, le fer, „& le fer blanc, les cordages, tout ce qui sert aux „mineurs, le souphre, le salpêtre, les outils de toute „espece. Il est certain, que les frais de tous ces prépa„ratifs de destruction suffiroient pour fonder & pour faire „fleurir la plus nombreuse colonie.“

genden überleben und ersetzen. Canonen und Befestigungswerke stellen nun der tatarischen Reuterey unbezwingliche Dämme entgegen, und Europa ist wider alle künftigen Einfälle der Barbaren gesichert, weil sie, bevor sie siegen können, erst aufhören müssen barbarisch zu seyn. Ihre Fortschritte in der Kriegskunst würden immer begleitet seyn, wie wir aus Rußlands Beyspiel wahrnehmen, mit einer verhältnißmässigen Bearbeitung der Friedenskünste und der Cultur überhaupt; und sodann würden sie selbst eine Stelle unter den policirten Nationen verdienen, die sie sich unterwerfen.

Solte man diese Speculationen zweifelhaft oder falsch finden, so bleibt doch noch eine Quelle von Trost und Hofnung übrig. Die Entdeckungen der ältern und neuern Seefahrer, und die ursprüngliche Geschichte oder Tradition der aufgeklärtesten Völker stellen uns den wilden Menschen in seiner originellen Gestalt dar, nackend beydes an Geist und Cörper, ohne Gesetze, ohne Künste, ohne Begriffe, und fast ohne Sprache. Aus diesem verächtlichen Zustande, der vielleicht der primitive und allgemeine des Menschengeschlechts war, ist der Mensch nach und nach gestiegen, die Thiere zu beherrschen, die Erde anzubauen, das Weltmeer zu durchstreichen, und die Sterne des Himmels auszumessen. Seine Fortschritte in der Ausbildung und Uebung sowohl seiner körperlichen als Geisteefähigkeiten sind unregelmässig und mannichfaltig gewesen; unendlich langsam im Anfang, allein stufenweise zunehmend mit verdoppelter Schnellkraft. Ganze Zeitalter mühsamen Steigens sind von einem Augenblick gefolgt worden, in dem alles auf einmal wieder niederstürzte. Die verschiedenen Climas des Erdbodens

haben

haben die Abwechselungen von Licht und Finsterniß erfahren. Jedoch solte die Erfahrung von 4000 Jahren unsre Hofnungen erweitern, und unsere Furcht vermindern. Wir können nicht bestimmen, zu welcher Höhe das Menschengeschlecht in der Sehnsucht nach Vollkommenheit noch gelangen kann; allein man darf sicher behaupten, daß kein Volk, es sey dann, daß die ganze Natur verändert würde, in seine ursprüngliche Barbarey zurückfallen wird.

Die Fortschritte des geselligen cultivirten Lebens können unter einen dreyfachen Gesichtspunct gebracht werden. 1.) Der Dichter oder Philosoph verherrlicht sein Zeitalter und sein Vaterland durch die Anstrengungen eines einzigen Geistes; aber diese hohen Kräfte von Vernunft oder Einbildungskraft sind seltne und zufällige Producte, und das Genie eines Homers, eines Cicero, oder eines Newtons würde weniger Bewunderung erregen, wenn es durch den Willen eines Fürsten, oder durch den Unterricht eines Lehrers erzeugt werden könnte. 2.) Die Vortheile der Gesetze, der Policey, des Handels, der Manufacturen, der Künste und Wissenschaften sind dauerhafter, und viele Menschen können durch Erziehung und Disciplin sowohl hiezu fähig gemacht, als auch überhaupt dahingebracht werden, in allen ihren verschiedenen Ständen das Interesse des Ganzen zu befördern. Diese allgemeine Ordnung aber ist die Wirkung von Geschicklichkeit und Arbeit, und die so sehr zusammengesetzte Maschine kann durch Gewalt verdorben werden, oder durch die Zeit verfallen. 3.) Glücklicherweise fürs Menschengeschlecht können die nützlichsten, oder wenigstens nöthigsten Künste, ohne grosse Talente, oder Nationalsubordination

nation ausgeübt werden; ohne die Macht eines, oder die Vereinigung vieler Menschen. Ein jedes Dorf, eine jede Familie, ein jedes Individuum wird allemal sowohl Fähigkeit als Neigung besitzen, den Gebrauch des Feuers und der Metalle, die Fortpflanzung und Dienstbarkeit der Hausthiere, die Methoden zu jagen und zu fischen, die ersten Elemente der Schiffahrtskunde, die unvollkommene Cultur des Getreydes oder anderer nährenden Pflanzen, und die einfachen Handarbeiten gewisser mechanischen Gewerbe, den Nachkommen überliefern zu können. Das Genie einzelner Menschen und die öffentliche Industrie können zwar erstickt werden, aber jene stark geformte Pflanzen überleben den Sturm, und schlagen ewige Wurzeln in dem ungünstigsten Boden. Die glänzenden Tage Augusts und Trajans wurden durch eine Wolke von Ignoranz verdunkelt, und die Barbaren vernichteten sowohl die Gesetze, als die Palläste Roms; aber die Sichel, die Erfindung oder das Sinnbild Saturns, fuhr dennoch fort Italiens Erndten zu mähen, und die vormaligen Gastmähler von Menschenfleisch der Lästrigonen *) sind nie wieder auf der Küste von Campanien erneuert worden.

Seit der ersten Entdeckung der Künste, hat der Krieg, der Handel und der Religionseifer unter den Wilden der alten und neuen Welt diese unschätzbaren Gaben verbreitet; sie sind nach und nach fortgepflanzt worden, und können nie verlohren gehn.

*) Homer hat im neunten und zehnten Buch seiner Odyssee die Mährchen furchtsamer und leichtgläubiger Seeleute embellirt, die die Canibalen in Italien und Sicilien in ungeheure Riesen verwandelten.

gehn. Wir können daher den angenehmen Schluß machen, daß jedes Weltalter den wahren Reichthum der Völker, nämlich die Glückseligkeit, die Kenntnisse, und vielleicht die Tugenden des Menschengeschlechts, vermehrt hat, und noch vermehrt.

III.

Die Freude der preussischen Staaten,

als Ihr vielgeliebter König

Friedrich Wilhelm der Zweyte

Seinen geheimen Cabinetsminister

den

Grafen von Herzberg

zum Curator der Wissenschaften ernannte,

besungen von

Carl Friedrich Splittegarb.

Beglückter Staat, wo Wissenschaften thronen,
Und solche Kenntnisse gedeyhn,
Die Lebensglück auf ganze Nationen,
Und Trost in niedre Hütten streun.

Wo biedre vaterländische Gelehrte
Des Vaterlandes Blösse sehn,
Dem Nebel, der das Hellerwerden störte,
Mit Flammenlicht entgegen gehn,

Und

Und aus dem unabsehlichen Gefilde
Der menschlichen Gelehrsamkeit
Das mühsam sondern, was mit Sonnenmilde
Den Kopf erhellt, das Herz erfreut.

Denn wenn durch Menschenfreundlichkeit geleitet
Dies ungetrübte Wahrheitslicht
Sich über jeden Stand im Volk verbreitet,
Wie grosse Folgen hat dies nicht!

Es weichen Irrthum, Dummheit, Aberglaube;
Die Bosheit und das Laster fliehn.
Der Geist des Volkes hebt sich aus dem Staube,
Und Tugend, Recht und Unschuld blühn.

Ein jeder lies't der Gottheit heilgen Willen
Im grossen Buche der Natur,
Und strebt und wacht, ihn redlich zu erfüllen,
Weil er die Wahrheit früh erfuhr:

„Es könne sich der Mensch in keinem Leben
„Vollkommen ruhig, glücklich seyn,
„Wenn nicht all' seine Wünsche, sein Bestreben
„Mit der Natur im Einklang stehn."

Verehrung Gottes, weise Menschenliebe,
Erhabne Ehrfurcht für den Thron,
Und Duldung sind dann allgemeine Triebe
Der aufgeklärten Nation.

Unwissenheit ist größtentheils die Quelle
Von jedem menschlichen Vergehn.
Denkt sich der Kopf den Zweck des Lebens helle,
So schlägt das Herz auch menschlich schön.

Wer

Wer kann der Tugend Lohn und Würde kennen,
Und doch ein Feind der Tugend seyn?
Wer kann des Lasters falsche Freuden kennen,
Und doch ihm Herz und Leben weyhn?

Heil dir, Borussien! *) Es strahlt von weiten
Der schönste Tag für dich heran!
Ich sehe die gewünschten goldnen Zeiten
Sich unter Friedrich Wilhelm nahn.

Ja unter Ihm, der längst für sich im Stillen
Die Plane zur Beglückung schuf.
Ihm fehlte nur, sie göttlich zu erfüllen,
Der weisen Allmacht hoher Ruf.

Der Ruf erscholl — Wer kann sie alle nennen,
Die Thaten, die Er schon vollbracht!
War nicht beglücken und Verdienst erkennen
Gleich Arbeit Seiner ersten Nacht? **)

Ja Preussen, Preussen, Du bist wohl berathen!
Da Wilhelm Seinen Herzberg liebt,
Ihn der Academie von Seinen Staaten
Zum Schutz, zum Oberhaupte giebt.

Sieh nur, wie dieser Grosse Deine Weisen
Zur glänzenden Versammlung führt,
Und sie auf ihren ruhmverfolgten Gleisen,
Mit längstverdienter Würde ziert.

Erfreue

*) Statt der sämmtlichen Königlich-Preussischen Staaten.

**) Se. Königliche Majestät beschenkten den Herrn Grafen von Herzberg in den ersten Augenblicken Ihres Regierungsantritts mit dem schwarzen Adlerorden.

Erfreue Dich ob diesem Morgenglanze,
Der Deinen Horizont umkränzt,
Und jauchze, daß im goldnen Namenkranze
All Deiner Edlen — Herzberg — glänzt!

IV.

Bemerkungen über Siam.

Aus den Berichten verschiedener Reisenden.

(Beschluß.)

Die Uebungen des Cörpers werden in Siam noch mehr, wie die Ausbildung des Geistes vernachlässiget. Nirgend sieht man in diesem Lande einen geschickten Reiter. Kein Siamer darf Waffen tragen, ehe er sie vom König erhält; erst nachher darf er andre kaufen; auch muß man um sich darin zu üben, ausdrücklich die Erlaubniß des Königs haben. Sogar im Kriege blieben die Schildwachen bey dem Anmarsch der Franzosen sitzen, und kein einziger durfte einen Schuß thun, als mit einem Knie auf der Erde und halb auf den Fersen sitzend. Weit entfernt sich im geschwinden Vorrücken zu üben, verstehen ihre Soldaten nicht einmal langsam zu marschiren. Auch das Wettlaufen nach einem Ziel und andere Leibesübungen dieser Art sind den Siamern unbekannte Dinge, und ihre Faulheit erstreckt sich so weit, daß sie sogar das Vergnügen des Spatzierengehens nicht kennen wollen. Kurz all ihre Uebung schränkt sich bloß auf das Regieren des Balons ein, und so bald sie nur vier bis fünf Jahre sind, lernen sie rudern. Sie können

diese Arbeit lange Zeit mit einer bewundrungswürdigen Leichtigkeit aushalten, vermuthlich weil sie dabey sitzen, welches denn überhaupt die Lieblingsstellung der Siamer zu seyn scheint.

So wenig aber dieses Volk auch an Leibesübungen Geschmack findet, so sehr liebt es doch öffentliche Schauspiele. Sie haben Theater, auf welchen man in Pantomimen verschiedene kriegerische Begebenheiten vorstellt; desgleichen ernsthafte Dramas, worin Action mit Dialog verbunden ist, und Tänze mit verliebten Gesängen und den größten Zoten abwechseln. Diese drey Schauspielgattungen heissen Cone, Lacone und Rabam. Auch giebt es chinesische Comödianten, Seiltänzer, Taschenspieler, und andere Gaukler, die vielen Zulauf haben.

Fliegende Drachen sind eine der vornehmsten Winterbelustigungen des siamischen sowohl, wie aller ostindischen Höfe. Der königliche wird alle Nächte aufgelassen, mit einer daran befestigten Laterne, wobey denn die dazu ernannten Mandarinen den Strick halten müssen. Die Siamer sehen auch gerne Ringern und andern Athleten und Faustkämpfern zu, so wenig sie auch sonst Lust empfinden ihnen ihre Künste nach zu machen. Die Faustkämpfer bebinden sich die Hände mit dicken Stricken, die ihnen statt der eisernen Handschuhe dienen, die ehemals bey dergleichen Spielen im alten Rom gebraucht wurden. Pferderennen kennt man in Siam nicht, wohl aber Ochsenrennen, die sonderbar genug ins Auge fallen. Auch haben sie verschiedene Wettrennen mit Balons, wobey die Ruderer ihre ganze Geschicklichkeit zeigen.

Zu

Zu den siamischen Schauspielen muß man auch Elephanten- und andre Thierkämpfe, vorzüglich aber die Hahnengefechte zählen. Das gemeinste ihrer Spiele ist Tricktrack, welches sie Saka nennen, und auf die nehmliche Manier wie wir spielen. Sie sind diesem Spiel so sehr ergeben, daß sie in demselben oft ihr ganzes Vermögen, die Freyheit ihrer Kinder, und sogar ihre eigne dem ungewissen Glück Preis geben. Der Rauchtobac hat nicht weniger Reiz für dieses Volk. Alt und jung, Männer, Weiber und Kinder rauchen ihr Pfeifchen, so bald sie nur einen Augenblick Musse haben. So verschleudern die Siamer ihre meiste Zeit, ausser den sechs Monaten des Jahres, während welcher sie für den König Fröhndienste thun müssen. Landbau, häusliche Geschäfte und überhaupt alle Arbeiten werden von den Weibern verrichtet. Dem la Loubere zufolge wird jeder Siamer des Morgens um sieben Uhr von seinem Weibe aufgeweckt, die ihm sogleich Reiß und Fische vorsetzt. Nach vollendeter Mahlzeit legt er sich wieder nieder und schläft bis Mittag, da er denn eine zweyte hält. Sogar die ganze Zeit bis zur Abendmahlzeit wird wieder mit Schlafen uud nachher die übrigen wenigen Stunden bis zur Nachtruhe mit Spielen und Tobacrauchen zugebracht.

In ganz Siam giebt es keinen einzigen geschickten Handwerksmann oder Künstler. Die natürliche Trägheit der Einwohner, und der Mangel an Aufmunterung sind die beyden Haupthindernisse, die sie wahrscheinlich auf immer verhindern werden, grosse Fortschritte in Künsten und andern Handthierungen dieser Art zu machen. Welcher Arbeiter solte sich auch wohl vor andern auszuzeichnen wünschen, da er zum

voraus sieht, daß er statt der Belohnung nur Sclaverey zu gewarten hat, und gezwungen werden würde, sein ganzes übriges Leben umsonst mit Arbeiten für den König zuzubringen? Weil sie während dem königlichen Frohndienst zu allen Arbeiten ohne Unterschied angehalten werden, so lernen sie natürlicherweise keine einzige aus dem Grunde. Sie haben Vergolder, Goldschmiede, Mahler, Tischler, Bildhauer, Schmiede, und überhaupt alle nothwendige Künstler und Handwerker, aber aus oben angeführten Ursachen keinen einzigen vortreflichen Meister in seiner Kunst. Diejenigen Handthierungen, die bloß dem Luxus ihr Daseyn zu verdanken haben, können natürlicherweise in einem so armen Lande, wie Siam, gar nicht existiren.

In Europa pflegt gewöhnlich eine religiöse Ceremonie der Ehe vorherzugehen, in Siam ist sie die Folge derselben. Der Heyrathsantrag geschieht hier wie in China durch alte Weiber, die den Eltern von beyden Theilen gute Zeugnisse überbringen, worauf man denn die Wahrsager zu Rath zieht, ob die Ehe glücklich seyn werde? Sobald die Eltern ihre Einwilligung zur Verbinbung ihrer Kinder gegeben haben, begiebt sich der Bräutigam zu drey verschiedenenmalen zu seiner Braut, und überreicht ihr Betel, Früchte und andre kleine Geschenke. Bey dem dritten Besuch sind die beyderseitigen Eltern gegenwärtig und bestimmen die Mitgabe der Baut sowohl, wie das Vermögen des jungen Mannes. In eben diesem Augenblick überliefert man auch dem Bräutigam in Gegenwart einiger Zeugen den Brautschatz, und den Morgen darauf vollzieht man die Hochzeit. Bey dieser Gelegenheit werden in Siam so

wie

wie überall Festivitäten angestellt, die den Vermögensumständen beyder Familien gemäß, bald mehr, bald weniger, prunkvoll sind; diese Feyerlichkeiten währen bis gegen Mitternacht, worauf man denn die jungen Eheleute ins Schlafgemach führt und den Ueberrest der Nacht mit einander allein läßt. Den Morgen darauf besuchen die Talapoins das neue Ehepaar mit Anbruch des Tages, segnen ihre Vereinigung mit einigen Gebeten ein, und besprengen beyde mit geweyhtem Wasser.

Es steht den Siamern frey, mehrere Weiber zu haben, aber nur eine darf den Titel der Gattin führen, und die übrigen, die auch ohne Mitgabe geheyrathet werden, sind weiter nichts wie Sclavinnen. Man nimmt sie ohne Ceremonie, und verstößt oder verkauft sie, wie man will, nach Gutdünken. Ihre Kinder sind nicht Erben der Verlassenschaft ihres Vaters, sondern können, eben so wie ihre Mütter, von den rechtmässigen Erben verkauft werden. Die letztern hingegen gehen sowohl bey der Erbschaft des Vaters, als der Mutter zu gleichen Theilen; erhalten aber doch eher nichts, bis beyde gestorben sind, weil immer Wittwer oder Wittwe im vollen Genuß des ganzen Vermögens bleiben. Die Weiber behalten stets ihre Familiennamen, und werden nie nach dem Mann genannt. Man versichert durchgehends, daß unter diesen Völkern Friede, Einigkeit und Treue in der Ehe herrscht, und daß die Ehescheidungen, ob sie gleich bloß vom Manne abhängen, sehr selten seyn sollen. Im letzten Fall giebt der Mann der Frau ihr eingebrachtes Vermögen zurück, und theilt zugleich die Kinder mit ihr.

Die Väter haben in diesem Lande unumschränkte Gewalt über ihre Kinder; sie können sie nach ihrem Wohlgefallen behandeln, nur dürfen sie sie nicht ums Leben bringen. Dieser Despotism' hat vermuthlich vielen Antheil an dem Gehorsam, Unterwerfung und Ehrfurcht der Kinder gegen ihre Eltern. Die Heyrathen zwischen Personen, die im ersten Glied mit einander verwandt sind, werden nicht erlaubt; sonst aber kann man seine Nichte und sogar zwey Schwestern heyrathen; doch muß dieses nicht zu gleicher Zeit geschehen. Die Könige sind diesem Gesetz nicht unterworfen. Tschaou-Naraja nahm seine eigne Schwester zur Gemahlin, mit welcher er eine einzige Tochter zeugte, die er gleichfalls nachher ins geheim heyrathete. Die Europäer, die durch die ausserordentliche Achtung, die man gegen diese Prinzessin bezeigte, hinter das Geheimniß dieses strafbaren Bündnisses kamen, nannten sie nie anders, als Prinzessinkönigin. Ihre Begräbnißgebräuche sind nicht weniger sonderbar. Sobald ein Kranker den letzten Seufzer ausgestossen hat, gießt man ihm Quecksilber in den Mund, welches das Eingeweide verzehren und den übeln Geruch verhindern soll. Alsdann legt man den Cörper in einen Sarg von lackirtem Holz oder vergoldetem Bley, und setzt ihn auf eine mit brennenden Wachslichtern umringte Erhöhung, wobey man noch mit einer Menge wohlriechender Sachen räuchert. Nacht für Nacht finden sich einige Talopoins ein, die sich in dem Zimmer längst den Wänden stellen, und in Balisper Sprache moralische Lieder absingen; eine Ceremonie, die ihrem Vorgeben nach dahin abzweckt, der Seele des Verstorbenen den geraden Weg zum Himmel zu zeigen.

Alsdann sucht die Familie einen bequemen Platz auf dem Felde aus, um dem Verstorbenen die letzten Pflichten zu bezeigen, die darin bestehen, daß man seinen Cörper dem Feuer überliefert. Doch wird er nicht ganz zu Asche verbrannt, sondern nur geröstet, worauf man ihn vom Holzstoß wieder herabnimmt, in einen Sarg legt, und diesen unter die Piramiden, die um ihre Pagoden oder Tempel herumstehen, begräbt. Diese Piramiden sind ihre Leichensteine, die aber so schlecht gemacht sind, daß sie selten über ein Jahrhundert dauern; auch haben sie keine Inschriften. Man sagt zwar, daß in diesem Lande die Begräbnisse bey den Tempeln für so heilig gehalten werden, daß niemand die mit den Todten begrabenen Schätze anrühren darf; aber La Loubere versichert, daß man öfters von den Europäern Feilen geborgt hätte, um die dicken eisernen Stangen, mit welchen diese Gräber verwahrt sind, wegzufeilen, und sich einen Zugang zu den Leichen und ihren Kostbarkeiten zu öfnen.

Dieses Volk ist überhaupt sehr eifrig auf die Erfüllung der letzten Pflicht gegen die Verstorbenen; daher es sich denn auch manchmal zuträgt, daß ein Sohn, der bey dem Absterben seines Vaters nicht Vermögen genug hatte, ihm ein prunkvolles Begräbniß auszurüsten, nachher aber in den Stand kommt, wo er es füglich thun kann, den Leichnam seines Vaters, er mag auch noch so lange unter der Erde gelegen haben, wieder ausgraben läßt, und ihm zu Ehren aufs neue ein prächtiges Leichenbegängniß veranstaltet. Die an epidemischen Krankheiten gestorben sind, begräbt man sogleich, ohne sie vorher zu verbrennen. Nach einigen Jahren aber, wird der oft schon

meistentheils vermoderte Cörper wieder ausgegraben und dem Holzstoß übergeben. Das Landesgesetz untersagt diese Ehre allen Missethätern, die von der Gerechtigkeit zum Todte verurtheilet sind; desgleichen den todtgebohrnen Kindern; den Weibern, die während der Geburtsschmerzen sterben; den Ertrunkenen, und überhaupt allen denjenigen, die auf eine widernatürliche und gewaltsame Weise ums Leben kommen. Die Siamer setzen diese Unglücklichen mit den Strafbaren in eine Classe, weil ihren Meynungen zufolge, der Unschuld kein Uebel wiederfahren kann. Die Cörper dieser letztern werden auf dem Felde begraben, aber so wenig mit Erde bedeckt, daß sie gewöhnlicherweise den wilden Thieren zur Stillung ihres Hungers dienen.

Man hat in Siam weder eine festgesetzte Trauerordnung, noch wird jemand mit Gewalt dazu angehalten. Einem jeden steht es also frey, nach seinen eigenen Empfindungen, mehr oder weniger, länger oder kürzer, den Verlust des Verstorbenen zu betrauern. Auch will man bemerkt haben, daß weit öfterer die Eltern ihre Kinder, als diese jene betrauern. Der einfältige Glaube der Siamer an Erscheinungen, bewegt sie manchmal, Fleisch und andre Speisen auf die Gräber der Todten hinzusetzen, welche denn gewöhnlich von den Thieren aufgefressen werden; oder sich freygebig gegen die Talapoins zu bezeigen, weil diese Leute lehren, daß man durch Almosen, Todte sowohl, wie Lebendige, wegen ihrer Sünde mit dem Himmel wieder aussöhnen könne; doch sieht man aus ihrem ganzen Benehmen deutlich genug, daß diese Opfer mehr aus abergläubischer Furcht, als aus wahrer Frömmigkeit und Bußfertigkeit dargebracht werden.

Die Siamer erkennen den Sommono-Khodom für ihren Gesetzgeber, und lassen ihn 545 Jahre vor Christi Geburt sterben. Von diesem Zeitpunct an bis zum Jahr 750 der christlichen Zeitrechnung, erwähnen die siamischen Chroniken weder eines Königes, noch irgend einer wichtigen historischen Begebenheit. Wahrscheinlicherweise muß man den Ursprung des Königreichs Siam in dieses Jahr setzen, welches ungefähr der nehmliche Zeitpunct ist, da die Araber zum erstenmal Indien überschwemmten. Einige Indier flohen vor diesen Räubern über den Ganges, und retteten sich mit ihren Familien in die siamischen Gebirge und Wälder. In der Folge aber liessen sie sich am Ufer des Flusses Menam nieder, wo sie einen ruhigen und sichern Zufluchtsort fanden. Doch dies sind nur Muthmassungen, die jene Lücke zwar allenfalls ausfüllen könnten, für deren Gewißheit man aber nicht einstehen kann. *)

Vom 750sten Jahre unsrer Zeitrechnung bis 1689 zählen die Siamer 52 Könige, und ihr Vaterland hat seit dieser Zeit oft grosse Staatsveränderungen erlitten. So wurde z. B. dieses Königreich auf eine Zeitlang eine Provinz von Pegu; endlich aber glückte es den Siamern doch das Joch ihrer Nachbaren wieder abzuwerfen. Zu andern Zeiten mußten sie Tyrannen gehorchen, die nachher wieder abgesetzt wurden, oder wollüstigen, weichlichen Fürsten, deren ehrgeizige Minister

*) Wer diese Meynung genauer aus einander gesetzt zu lesen wünscht, kann sie in des Abbé de Marsy Histoire moderne des Chinois, &c. finden.

sich der königlichen Gewalt anmaßten, und die unglücklichen Unterthanen ungestraft plünderten. 1650 wurde in Siam ein öffentliches Trauerspiel der Nation gegeben, welches viel Aehnlichkeit mit jenem hatte, welches das Jahr zuvor in England vorgestellt wurde, und wobey der unglückliche Carl I. als Schlachtopfer fiel. Die Grossen des Königreichs Siam versammleten sich, setzten ihren König förmlich ab, verdammten ihn zum Tode, und gaben den erledigten Thron dem ersten Minister, welches der nehmliche war, der alle Gemüther der Einwohner gegen den unglücklichen König zuerst aufgebracht, und sie zum Aufstande angereizt hätte. Ein anderer Usurpator raubte dem vorigen den Scepter wieder, und so kam er endlich auf eben diese Weise in die Hände des Tschaou-Naraja, der ihn seinem Onkel entriß.

Während der Regierung dieses letztern kam ein Abentheurer nach Siam, der grosse Talente besaß, sich bey dem Könige einschmeichelte, erster Minister wurde, und diesen schwachen Fürsten ganz nach seinem Willen leitete. Die französischen Nachrichten nennen ihn bald Constanz, bald Phaulcoe oder Phancon. Kämpfer sagt, sein wahrer Name sey Constantin gewesen. Der Herr von Forbin schildert ihn als einen Mann von Verstand und Muth, aber zu gleicher Zeit auch als neidisch, mißtrauisch, undankbar, ehrgeizig und grausam. Er setzt noch hinzu: Der Minister hätte ihn (den Ritter von Forbin) mehr als einmal aus Haß umbringen oder vergiften lassen wollen, und erzählt von der Tücke desselben verschiedene Beyspiele, die man in seinen Memoiren nach-

lesen

lesen kann. *) Kämpfer, der nach dem Tode dieses Günstlings nach Siam kam, entwirft ein nicht weniger gehässiges Gemählde von demselben, welches weit von demjenigen unterschieden ist, das die Jesuiten und besonders der P. Tachard, dessen sich dieser Minister hauptsächlich als sein vornehmstes Werkzeug bey seiner Verbindung mit Frankreich bediente, von ihm hinterlassen haben. Man weiß, daß die gegenseitigen Gesandtschaften des siamischen Monarchen und Ludwig des Vierzehnten, bey weitem nicht den gehoften Nutzen hatten, den man sich von ihnen versprach. Nicht weniger ist bekannt, das traurige Ende des unglücklichen Constantins. Eine lang geheim gehaltene Verschwörung der Grossen des siamischen Reichs, die nicht mehr hintertrieben werden konnte, stürzte ihn plötzlich vom Gipfel seines Glücks, in einen scheußlichen Kerker, und überlieferte ihn dem Tode. Seine Gemahlin und Sohn, die ihn überlebten, mußten, so viel man von ihnen weiß, den Rest ihrer Tage im Elend zubringen. Kämpfer berichtet, er habe sie beyde um Brod von Thür zu Thür betteln sehen, ohne daß jemand es gewagt hätte, sich zu ihrem Besten zu verwenden. Um die nehmliche Zeit wurden auch die beyden rechtmässigen Thronerben und Brüder

des

*) In dem ersten Theil von Forbins Nachrichten wird gesagt: daß Constanz ein gebohrner Grieche und der Sohn eines Gastwirths aus della Custode, einem kleinen Dorfe auf der Insel Cephalonien, gewesen sey. P. Tachard macht ihn gar zu einen Nobili di Venetia. Er glaubte vielleicht ihm nicht besser seine Dankbarkeit erzeigen zu können, als dadurch, daß er ihn in Europa für einen Edelmann ausgab.

des Königs mit Stöcken von Sandelholz zu Tode geprügelt; eine Todesart, die man deshalb wählte, damit kein Geblüt vom königlichen Stamm vergossen werden möchte.

Tschaou-Naraja überlebte seinen unglücklichen Günstling nicht lange; Gram und Kummer brachten ihn schon einen Monat nachher unter die Erde. Petraatia oder Petrarcha, wie ihn einige nennen, der Haupturheber dieser blutigen Scenen, kleidete sich gleich nach dem Tode des unglücklichen Monarchen in den königlichen Schmuck, und ließ sich in der Hauptstadt krönen. Die Franzosen, die Constantin ins Land gezogen hatte, und von welchen ein Theil in der Festung Bankock in Garnison lag, kamen nicht viel besser weg, und mußten genug ausstehen. Anfänglich legte man ihnen mancherley Schlingen, welchen sie aber doch immer glücklich entgiengen, und bald nachher wurden sie in Bankock von den Siamern förmlich belagert. Des Farges, der die Franzosen commandirte, entwirft von den ausgestandenen Drangsalen in dem Bericht, welchen er zu seiner Rechtfertigung aufsetzte, ein lebhaftes Gemählde. Sie wehrten sich standhaft, und brachten endlich ihre Gegner dahin, daß sie mit ihnen einen Accord schlossen. Diesem zufolge erhielten sie freyen Abzug mit allem was sie besassen. Es wurden ihnen von den Siamern Schiffe geliefert, auf welchen sie sich einschiften und den 29ten Novbr. 1633 nach Pondichery unter Segel giengen. Ihr Aufenthalt in Siam, weit entfernt dem französischen Handel den geringsten Nutzen zu bringen, brachte vielmehr die Einwohner so sehr auf, daß sie seitdem immer geschworne Feinde der Franzosen blieben.

Der

Der König von Siam ist unstreitig der mächtigste unter den Fürsten auf der Halbinsel jenseit des Ganges. Seine Unterthanen bezeigen ihm bey jeder Gelegenheit unendliche Ehrfurcht, die beynahe an Anbetung gränzt. Sein Pallast wird für einen heiligen Ort gehalten; niemand darf hineingehen, ohne bis auf die Erde sich zu verneigen; auch wird ein jeder zuvor entwafnet und genau examinirt. Sobald man merkt, daß er gegessen oder getrunken hat, oder sonst aus dem Halse riecht, wird er sogleich zurückgewiesen, damit der geheiligte Pallast des Monarchen nicht verunreiniget werden möchte.

Obgleich eine Menge Leute zur Aufwartung, und auch die Leibwache des Königes in diesem Pallast sich befinden, so herrscht doch überall die äusserste Stille. Nirgend hört man laut sprechen, und sogar die Befehle werden nicht wörtlich gegeben. Ein Mandarin, der nie seine Augen von der Person des Königs verwenden darf, kennt das Begehren und den Willen des Monarchen schon an gewissen Zeichen, den er nachher den andern untergeordneten Officianten wieder durch andre Zeichen erklärt. Dies ist einer der vornehmsten Beamten im ganzen Königreich, und der einzige, dem es erlaubt ist, stehend vor dem König zu erscheinen. Alle übrigen, und sogar die Günstlinge, dürfen sich nie anders, als auf den Knieen, ihm nähern. Selbst auswärtige Gesandten erblicken ihn nie anders, als an einem so erhabenen Ort, daß sie ihn kaum sehen können. Es wird für eine Beleidigung der Majestät gehalten, wenn man vom Könige spricht, oder auch nur seinen Namen nennt. Der P. Tachard berichtet, daß man es sehr übel aufnahm, da er sich eines Tages nach der Gesundheit des Königs erkundigte, und daß niemand es wagte seine Frage zu beantworten.

Der Despotismus herrscht hier im höchsten Grade, und der Despot zeigt sich öffentlich nie anders, als von einem Glanze umgeben, der seinen Unterthanen knechtischen Gehorsam und Furcht einflössen, und sie zugleich überreden soll, daß ihr Beherrscher mehr, als ein blosser Mensch sey. Daher kömmt es auch, daß die Siamer ihren König zwar fürchten, aber nicht lieben, und sich wenig die Erhaltung desselben angelegen seyn lassen. Da sie unter der Unterdrückung beständig seufzen müssen, und nichts so sehnlich als einige Linderung ihres Elendes wünschen, welches unmöglich noch vermehrt werden kann, so freuen sie sich natürlicherweise bey jeder Staatsveränderung und unterwerfen sich willig den Befehlen eines neuen Herrn. Hiezu kommt noch, daß sie glauben, kein Unschuldiger könne unglücklich werden, und daß die Seelen ihrer Könige von weit erhabenern Ursprung wären, wie die Seelen des gemeinen Volks; eine Meynung, die nicht wenig dazu beyträgt, daß sie die Absetzung ihrer Beherrscher entweder gleichgültig ansehen, oder auch selbst dazu helfen. Kaum bemächtigt sich also ein kühner Usurpator, der oft selbst von dem niedrigsten Herkommen ist, des Throns, so wird der abgesetzte oder ermordete König sogleich vergessen. Von Stund an huldigen sie freywillig dem Thronräuber, weil sie überzeugt zu seyn glauben, daß seine Seele, ungeachtet sie seine Geburt kennen, von weit edlerm Ursprung, als die ihres vorigen Königes, seyn müsse, und daß daher auch der Himmel diesen letztern der Gerechtigkeit gemäß bestraft hätte.

Der Dienst innerhalb des königlichen Pallastes wird durch Pagen, einige Verschnittene und junge Sclavinnen versehen.

sehen. Diese letztern sind die hübschten Bürgerstöchter aus der Hauptstadt, und geniessen allein das Vorrecht, unangemeldet das Schlafzimmer des Königs zu betreten. Sie kleiden ihn an, machen sein Bett, kochen seine Speisen, und warten ihm bey der Tafel auf.

Der König hat verschiedene Weiber und so wie alle orientalische Fürsten eine grosse Menge Beyschläferinnen. Die Thronfolge ist nicht nach Regeln festgesetzt, oder diese werden doch wenigstens sehr oft überschritten. Die Ränke und Gunst einer königlichen Beyschläferin verursachen nicht selten die Ausschliessung der rechtmässigen Söhne des Monarchen; Töchter hingegen können nie den Landesgesetzen gemäß den Thron besteigen.

Der König von Siam hat sieben hohe Reichsbediente; nämlich: seinen Großcanzler, der Barcalon oder Barclam genannt wird, das heißt: erster Minister; zweytens, den Generaloberaufseher über alle confiscirten Güter; drittens, den Minister vom Seewesen, unter welchen überhaupt alle Fahrzeuge auf dem Wasser vom größten bis zum kleinsten stehen; viertens, den Generaladministrator der Kroneinkünfte; fünftens, den Oberstallmeister; sechstens, den Oberhaushofmeister; und siebentens, den Oberjustizminister. Diese sieben sind zugleich die vornehmsten Mandarins des Königreichs, und formiren das königliche Staatsconseil. Unter ihnen stehen wieder andre, welche den zu dem Departement dieser sieben Minister gehörigen geringern Bedienungen vorstehen.

Man hat unter diesem Volk überhaupt nur zwey Hauptstände; denn die Siamer bestehen entweder aus freyen Leuten,

oder aus Leibeigenen; obgleich die erstern in der That nicht viel freyer wie die letztern, sondern alle Sclaven des unumschränktesten Despoten sind. Die Leibeigenen werden wieder in vier Classen getheilt: sie sind es entweder von Geburt, oder wegen Schulden, oder auch von der Justitz, oder durch den Machtspruch des Königes zu diesem Stande verdammt. Ein Sclave, der es Schulden halber ist, kann sich durch Erstattung derselben seine Freyheit wieder erkaufen; zeugt er aber während seiner Leibeigenschaft Kinder, so muß er sie mit seinem Herrn theilen.

Die Freyen können eigentlich nur in zwey Classen getheilt werden. Der Adel hängt hier wie in China bloß von den Staatsbedienungen ab, und durch den Willen des Königs werden täglich neue Edelleute gemacht, und andre ihres Adels wieder beraubt. Es giebt unter ihnen wieder verschiedene Classen, und ein jeder dieser Edelleute erhält mit seiner Bedienung zugleich eine gewisse Anzahl Knechte, die verpflichtet sind, ihm jährlich sechs Monate lang ohne Besoldung zu dienen. Mit dem Verlust des Amtes aber hört auch alle Hoheit wieder auf. Eine Familie mag auch durch vieljährigen Besitz hoher Würden und Ehrenstellen noch so vornehm geworden und in Ansehen gekommen seyn, so fallen doch, sobald diese in andere Hände gerathen, alle ihre Vorzüge zugleich mit weg, und alle Mitglieder derselben in ihr voriges Nichts zurück. Der Unterschied zwischen dem gemeinen Volk und der Priesterschaft hat eben so wenig zu bedeuten; weil es einem jeden frey steht, nach eigenem Belieben, aus den einen Stand in den andern zu treten. Doch ist hiebey zu bemerken, daß unter der Benennung Volk,

nur immer freye Leute, die nicht im eigentlichsten Verstande Leibeigene sind, verstanden werden müssen.

Dieses Volk formirt eine Art von Miliz, in welcher jeder einrollirt ist. Alle freye Siamer sind Soldaten, und müssen sechs Monate lang dem König dienen, der Waffen und Pferde unter ihnen austheilen läßt, sobald er sich ihrer zum Kriege bedienen will. Weil er aber doch nicht alle seine Unterthanen zu Kriegsdiensten anstellen kann, so beschäftiget er den Ueberrest mit andern Arbeiten, die von seiner Willkühr abhängen, und läßt genaue Aufsicht halten, so daß sich niemand dieser Pflichten entziehen darf. Seinen Befehlen zufolge werden jährlich alle diejenigen aufgeschrieben, die dazu tüchtig sind, und kein einziger Siamer kann also dem königlichen Frohndienst ausweichen. Sie werden in Leute zur rechten und Leute zur linken Hand eingetheilt; eine sonderbare Abtheilung, die ihnen indessen doch zum Merkmahl dient, auf welcher Seite sie ihre Arbeiten zu verrichte haben. Beyde Theile werden nachher noch in besondre Haufen abgesondert, von welchen ein jeder seinen Anführer hat, der Nay genannt wird. Dies ist zugleich eine Art von Ehrentitel, den sich die Siamer unter einander zu geben pflegen, und der ungefähr eben soviel bedeutet, wie Meister, oder Herr. Diese Nays geniessen verschiedene Vorzüge, und stehen auch, nachdem sie dem König Nutzen bringen, mehr oder weniger in Ansehen.

Die Talapoins sind zwar von allen königlichen Diensten befreyt, werden aber doch unter einer besondern Rubric in dem Volksverzeichniß eingetragen, damit sie in Zukunft, wenn sie

ja in die Classe der Weltleute zurücktreten solten, so wie die übrigen zum Dienst des Königs angehalten werden können. Die Sclaven der Privatpersonen sind gleichfalls davon ausgenommen. Es ist einleuchtend genug, daß der in diesem Lande übliche Gebrauch, Schuldner zu Sclaven ihrer Gläubiger zu machen, dem königlichen Interesse geradezu widerspricht: weil dadurch eine Menge Leute, die zu dieser Classe gehören, zu unnützen Mitgliedern des Staats werden. Auch das allgemeine Beste verliert bey dieser Einrichtung; denn wenn keine Sclaven dieser Art da wären, so würde auch die zum Hofdienst eingeschriebene Volksmenge vermehrt, folglich die Arbeit für den König sehr erleichtert werden, weil sie unter eine weit grössere Anzahl Menschen getheilt werden könnte. Doch was fragt ein orientalischer Despot nach dem Nutzen seiner Unterthanen? Es ist ihm gleichgültig, ob sie mehr oder weniger belastet werden; genug, wenn nur sein allmächtiger Wille vollstreckt und befriediget wird.

Das ganze Königreich Siam ist in viele Gouvernements eingetheilt. Einige Gouverneurs besitzen ihre Aemter erblich, andere werden vom König erwählt. Ein jedes Gouvernement ist wieder in kleine Districte eingetheilt, und der Gouverneur allein hat in jeder Provinz das Obercommando, sowohl im Civil- als Militairstande. Der Erbgouverneur wird Tschaou-Müuang genannt. Tschaou bedeutet soviel wie Herr, und Müuang, eine Stadt oder Provinz. Der von dem König eingesetzte Gouverneur, dessen Amt nicht erblich ist, heißt Pouran, und bekleidet seinen Posten insgemein drey Jahre. Beyde haben gleichen Rang und Gewalt, aber nicht

gleiche

gleiche Vortheile; denn letzterer muß dem König die Einkünfte von den unter ihm stehenden Ländereyen allein überlassen, die jener mit dem König nur theilt. Die Ehrenstellen der Unterbeamten sowohl im Militair- als Civilwesen sind erblich, und keine Aemter werden verkauft. Doch laufen sie durchgehends vom größten bis zum kleinsten immer Gefahr wegen des geringsten Fehlers abgesetzt zu werden. Oft ist sogar ohne alle andre Ursache der Wille des Monarchen allein hinlänglich ihre Amtsentsetzung zu bewirken. Sie erhalten auch weder Besoldung noch irgend sonst eine andre Art von stehendem Gehalt. Der König versieht alle Beamten mit Wohnungen und schenkt ihnen Ländereyen und Sclaven zum Anbau derselben; auch giebt er ihnen Waffen, Pferde rc. Doch ihr vornehmster Gewinn kömmt von Erpressung der Unterthanen her, die, weil der Hof still dazu schweigt, überall sehr üblich sind. Alle siamischen Officianten scheinen in diesem Punct von einerley Denkungsart zu seyn, denn sie suchen sich durchgängig auf Kosten des Volks zu bereichern. Gerechtigkeit ist in diesem Lande für Geld immer feil, und kein Richter, der nicht offenbar einer Ungerechtigkeit überwiesen worden ist, wird bestraft, weil er Geschenke angenommen hat; daher denn dieses auch ganz öffentlich geschieht. Da nun die untergeordneten Officianten ihre Obern öfters beschenken müssen, so erholen sie sich am gemeinen Volk, welches hier, wie überall, das Schlachtopfer des Geizes und der Ehrsucht der Grossen ist.

Indeß müssen doch alle diese Officianten getreue Beobachtung ihrer Pflichten beschwören. Die Art und Weise wie dieser Eid geschieht, besteht darin: daß ein jeder eine gewisse

Menge Wasser austrinken muß. Dieses Wasser wird von den Talapoins zuvor eingeweyht, die darüber viele Flüche wider diejenigen aussprechen, die es trinken und doch ihrer Pflicht zuwider handeln würden.

Die Siamer theilen ihre Processe nicht in Civil- und Criminalprocesse ein, entweder weil wenig eigentliche Civilsachen daselbst vorfallen, oder auch weil diejenigen, die in Civilsachen verlieren, criminaliter bestraft werden. Alle ihre Rechtssachen werden schriftlich abgehandelt, und niemand darf klagen, bevor er nicht Bürgschaft geleistet hat, daß er die Sache ausführen, und dem Beklagten, im Fall er nicht überführt werden könnte, allen Schaden und Unkosten ersetzen wolle. Wir müssen bey dieser Gelegenheit einer besondern Formalität erwähnen, die in Siam vor allen Gerichten üblich ist, und darin besteht: daß man, ehe der Proceß noch angefangen wird, die Partheyen zu drey verschiedenenmalen vorfordert, und sie zum Vertrag mit einander ermahnt. Wollen beyde, oder auch nur einer, von keinem Vergleich wissen, so hört man die Zeugen ab. Ihre Aussage wird vor Gericht abgelesen, und jeder Beysitzer sagt sogleich seine Meynung darüber, die niedergeschrieben und dem Gouverneur nachher wieder vorgelesen wird. Alsdenn bestimmt dieser, wenn die Partheyen wieder erscheinen sollen, und findet sich an diesem Tage selbst bey dem Gericht ein, wo er das Urtheil spricht, von welchem, wenn es nicht offenbar ungerecht ist, keine Appellation weiter statt findet.

Folgte man diesen Vorschriften immer genau, so würden sicher keine Processe in diesem Lande von langer Dauer seyn,

und

und höchstens nur eine Woche währen; sie werden aber gemeinhin von einem Tag zum andern verschoben, und die Kläger durch den Geiz der Richter zu Grunde gerichtet. La Loubere behauptet, daß sich die Proceßkosten gewöhnlicherweise auf 60 Livres nach französischen Gelde belaufen sollen; gewiß eine beträchtliche Summe für ein Land, dessen Einwohner beynahe durchgängig Bettler sind. Ausserdem ist man auch noch verpflichtet, den Richtern eine gewisse Quantität Reiß, Wachslichter, Leinwand, Betel, Arrak u. s. w. zu liefern.

Eigentliche Criminalprocesse, wobey über Leben und Tod gesprochen wird, werden beynahe auf die nehmliche Weise vorgetragen; nur darf kein Richter sich unterstehen, ein Todesurtheil zu fällen. Dieses Recht behält sich der König allein vor; doch verleiht er es manchmal auch an obrigkeitliche Personen, als ein ausserordentliches Merkmahl seiner Gnade und seines Zutrauens. Der siamische Hof schickt von Zeit zu Zeit abgeordnete Leute in jede Provinz, welche die Aufführung der Pourans und andrer Officianten untersuchen müssen. Diesen Commissarien steht es frey, Privatpersonen zum Tode zu verdammen, und die obrigkeitlichen abzusetzen, einzukerkern, oder sonst nach Befinden, auf das schärfste zu bestrafen.

Ueberhaupt werden alle Verbrecher in diesem Lande, sie mögen am Leibe oder auch am Leben gestraft werden, mit der äussersten Härte behandelt. Nur der Diebstahl allein wird durch die Finger gesehen und weiter nicht geahndet, als daß der Dieb gezwungen ist, ihn doppelt oder dreyfach zu ersetzen, wovon die eine Hälfte dem Richter und die andere dem Beleidigten zufällt. Mangeln Beweise, so nimmt man seine

Zuflucht zur Tortur und allerhand abergläubischen Mitteln, die viel Aehnlichkeit mit unsern ehemaligen Wasser- und Feuerproben haben. Kläger sowohl wie Beklagter, müssen öfters über glühende Kohlen laufen, und wer unverletzt davon kömmt, behält recht. Bey der Wasserprobe werden sie untergetaucht, und derjenige, der am längsten unter dem Wasser bleibt, wird für unschuldig erklärt. Auch haben sie noch eine Probe mit Brechpillen, die den Beschuldigten mit grossen Verfluchungen von den Priestern eingegeben werden, wer sich nicht darnach erbricht, wird gleichfalls für unschuldig erkannt. Fällt ja eine von diesen Proben zweifelhaft aus, so nehmen sie sogleich eine andere vor u. s. w.

Da alle Siamer ohne Unterschied Soldatendienste thun müssen, so fällt es auch im Nothfall ihrem König nicht schwer, zahlreiche Kriegsheere aufzubringen. In Friedenszeiten aber besteht seine ganze Kriegsmacht nur aus 2 bis 3000 Mann Cavallerie, und in seiner Leibgarde, die ungefähr eben so stark ist, und unter welcher, ausser den Eingebohrnen, auch Fremde, besonders Europäer, für Sold dienen. Die Cavallerie wird aus Mangel an Pferden größtentheils mit Elephanten beritten gemacht. Ueberhaupt aber sind die siamischen Armeen weiter nichts, als ungeheure Haufen undisciplinirter Leute, die nicht den geringsten Begrif von Ordnung und Kriegszucht haben. Ihre Meynung von Seelenwanderungen flößt ihnen an und für sich schon einen Abscheu für alles Blutvergiessen ein, und macht sie äusserst feigherzig. Der Anblick eines einzigen entblößten Degens ist allein schon fähig, hundert Siamer in die Flucht zu jagen, wovon man Beyspiele genug hat.

Wenn

Wenn sie mit den Peguanern Krieg führen, kommen ihre Armeen einander nur selten zu Gesicht. Sie gehen bloß auf Streifpartheyen aus, führen so viel Leute, als möglich, gefangen weg, und ziehen sich mit aller ersinnlichen Eilfertigkeit wieder zurück. Stossen ja beyde Armeen auf einander, so vermeiden sie doch, so sehr sie nur können, ein ordentliches Treffen, und werden sie demohngeachtet durch die äusserste Noth dazu gezwungen, so ergreift der eine oder der andere Theil gewiß die Flucht, sobald der Streit nur einigermassen ernsthaft wird. Sie feuern theils schon in einer so weiten Entfernung auf einander, oder schlagen doch so hoch an, daß alle ihre Schüsse ohne Wirkung bleiben. Daher denn auch eine Action dieser Art, bey welcher man vierzig Getödtete zählt, für eine sehr blutige Schlacht gehalten wird.

Ihre Belagerungen sind eben so unregelmässig wie ihre Schlachten. Greifen sie einen Ort an, so geschieht es nie auf eine andre Art, als daß sie entweder den Feind durch Hunger oder durch Verrätherey zur Uebergabe zu zwingen suchen. Vor der Regierung des Tschaou-Naraja hatte man noch nicht die geringsten Begriffe von der Kriegsbaukunst. Dieser Fürst wünschte einige Jahre zuvor, ehe die erste französische Gesandtschaft nach Siam kam, an der Gränze von Pegu ein Fort anlegen zu lassen, und trug dieses Geschäft einem Franzosen auf, der Charbonneau hieß, und seiner Profession nach ein Apotheker war. Dieser gute Mensch verstand zwar im Grunde die Befestigungskunst eben so wenig wie die Siamer, aber er mußte gehorchen und entledigte sich seines Auftrages so gut wie er konnte. Zur Belohnung wurde er zum Commandanten der Festung ernannt; eine Ehrenstelle, der er auch drey

bis vier Jahre lang mit vielem Beyfall vorstand. Nach seinem Tode erhielt ein andrer Franzose, der Billy hieß und Haushofmeister bey dem Herrn von Chaumont gewesen war, diesen Posten, ob er gleich nicht besser dazu geschickt war, wie sein Vorgänger. Endlich traten einige wirkliche Ingenieurs in siamische Dienste, die auch in der Folge Bankock und Louvo mit Festungswerkungen versehen haben.

Die Seemacht der Siamer ist noch unbedeutender wie ihre Landmacht. Sie besteht in fünf bis sechs grossen Schiffen, die den chinesischen Jonken sehr ähnlich sind, und in vierzig bis funfzig Galeeren, von welchen jede ungefähr mit sechszig Mann besetzt ist, die theils zum Rudern, theils auch als Soldaten gebraucht werden. Ihre gewöhnliche Fahrzeuge auf dem Wasser aber sind kleine Barken, die sie Balons nennen. Diese Schiffe sind gemeinhin nicht breiter als sechs Fuß, zuweilen aber wohl 100 bis 120 Fuß lang, und werden aus dem Stamm eines einzigen Baumes verfertiget, den sie mit Feuer aushölen und die gehörige Weite geben. Nachher erhöhen sie die beyden Seiten mit aufgesetzten Bretern, und machen sowohl das Vorder- als das Hintertheil sehr hoch, welche denn gewöhnlich Drachen oder andre Ungeheuer vorstellen. Die Ruderknechte sitzen in denselben auf kleinen Bänken mit creuzweis über einander geschlagenen Beinen. Sie haben kleine kurze Ruder, die nirgends befestiget sind, und Payayne genannt werden, womit der eine rechts und der andere links rudert. Die Balons, die dem Könige oder den Vornehmen gehören, sind ungleich grösser, und manchmal mit mehr als 100 Ruderknechten besetzt.

Die

Die gewöhnlichen Balons haben in ihrer Mitte ein hölzernes Verdeck, unter welchem öfters eine ganze Familie sich aufhält. Die den Standespersonen oder auch dem Könige zugehörigen werden Staatsbalons genannt. Sie haben in ihrer Mitte weiter nichts wie einen erhöhten Sitz, der beynahe eben so breit wie die ganze Barke ist, obgleich nicht mehr als eine einzige Person darauf Platz nehmen kann. Ein Mandarin vom ersten Rang sitzt in denselben unter einem lackirten Thronhimmel von Rohr, der Tschirole genannt wird. Die Mandarine von den übrigen Rangordnungen haben an ihren Balons keine Tschirolen, sondern bedienen sich bloß eines Parasols. Die Tschirolen an den Staats- oder königlichen Leibbalons ruhen auf Säulen, sind vergoldet und mit einer Menge Schnitzwerk verziert, welches sich gewöhnlich am Ende wie eine Piramide in die Höhe thürmet. Die unzähligen Balons aller Arten, die an gewissen festlichen Tagen den Menam bedecken, gewähren nach dem einstimmigen Bericht aller Reisenden den schönsten Anblick von der Welt. Wenn der Balon des Königs vorbeyfährt, bleiben alle übrige halten. Die vornehmsten Herren steigen alsdenn sogleich von ihrem erhöhtem Sitz herab, und werfen sich mit allen ihren Leuten auf die Knie nieder. Damen von Stande haben gleichfalls ihre eigenen Balons, deren Tschirolen verdeckt sind, und auf welchen Sclavinnen das Amt der Ruderer vertreten.

Zu Landreisen bedienen sich die Siamer, nach indischer Sitte der Palankins, eine Art von Ruhebetten, die von vier bis acht Mann getragen werden, aber nicht bedeckt sind, und in welchen man sitzen kann. Auch haben sie die Trag-

baaren die den Hängmatten auf den europäischen Schiffen sehr ähnlich sind, und in welchem der Reisende liegen muß. Ausserdem reuten sie auch Elephanten, welches die üblichste und gemeinste Weise zu reisen in diesem Lande ist.

Die Einkünfte des Königs bestehen in Auflagen, ungewissen Einkünften oder in dem Nutzen, den er vom Handel zieht. Die ersteren werden von den Ländereyen, Balons, ein- und ausgehenden Waaren, allen fruchttragenden Bäumen, mit einem Wort, von allen Gütern der Unterthanen gehoben. Die ungewissen Einkünfte bestehen in eingezogenen Gütern, Strafgeldern, Geschenken, die er sowohl von Unterthanen, als auch von Fremden erhält, und in Geldsummen, womit reiche Privatpersonen sich von ihrem sechs monatlichen Hofdienst loskaufen.

Der Handel ist die dritte Quelle der Reichthümer des Königs von Siam. Diese den Menschen so nützliche Beschäftigung, welche aus veralteten Vorurtheilen in verschiedenen europäischen Ländern mit einer Art von Verachtung angesehen wird, ist das Hauptgewerbe des Königs und der Grossen in Siam. Der König treibt den Handel nicht allein en gros, sondern auch en detail. Sogar die Königin und alle Prinzessinnen haben ihre Comtoirs und ihre Buchhalter.

Der Handel des Königs erstreckt sich sowohl auf den auswärtigen als inländischen. Cattun, und überhaupt alle baumwollene Zeuge und Tücher sind der Hauptgegenstand des letztern; daher denn auch die Magazine des Königs, der sich allein das Vorrecht anmaßt mit diesen Zeugen zu handeln, jederzeit

jederzeit damit angefüllt sind. Manchmal zwingt sogar die Regierung die Unterthanen ihre Kinder noch ehe sie das gehörige Alter erreicht haben, in Cattun zu kleiden, um dadurch einen grössern Absatz dieser Waare zu bewirken.

Die Fremden, die sich mit Zinn, Elfenbein, Bley, Salpeter, Sapanholz, Arrak und Thierhäuten versorgen wollen, müssen diese Waaren aus dem königlichen Magazine nehmen. Auch Schwefel, Schießpulver, und alle Arten von Waffen sind privilegirte Waaren, mit den niemand anders als der König in das innere Land Handel treiben darf.

Der Ueberrest des Handels hingegen ist allen Privatpersonen erlaubt. Das heißt: es steht ihnen frey, Reiß, Fische, Salz, Ambra, Eisen, Kupfer, Firniß oder Lack, Wachs, und überhaupt alle übrigen sowohl inländische, als auswärtige Producte, deren Debit sich der König nicht vorbehalten hat, zu verkaufen. Die Jagd und das Fischen sind gleichfals einem jeden erlaubt. Beydes ist die Hauptbeschäftigung der Siamer, die viel zu faul sind, sich auf mechanische Arbeiten zu legen, und viel zu arm, um einen bedeutenden Handel treiben zu können.

Merkwürdig ist die Ehrlichkeit, die Treue und der Glaube, die auf ihren Märkten herrschen. Der Käufer denkt eben so wenig daran, die Waaren sich zuzählen zu lassen, die ihm geliefert werden, wie der Verkäufer das Geld, welches er dafür erhält. Die siamischen Kaufleute wurden nicht wenig verdrießlich, da sie sahen, daß die Franzosen, die etwas von ihnen kaufen wolten, sehr vorsichtig dabey zu Werke giengen; ein

ein Mißtrauen, worüber sie sich bey mehr als einer Gelegenheit für äusserst beleidiget hielten.

Die meisten siamischen Münzen sind von Silber, von einer Form, und mit dem nehmlichen Stempel bezeichnet; der Unterschied besteht bloß in der Grösse und dem Gewicht. Gold und Kupfergeld ist in diesem Lande nicht gebräuchlich. Das Gold rechnen sie unter die Kaufmannswaaren, und halten es zwölfmal so hoch an Werth als das Silber. Ihre gangbaren Münzen haben durchgängig auf der einen Seite die Figur eines kleinen runden Cylinders, und auf der andern, sieht man zwey kleine Kugeln, die durch eine Linie von einander abgesondert werden. Der Tickal ist die beträchtlichste ihrer Münzen, und gilt ungefähr 36 Sous nach französischem Gelde. Der Mayon gilt einen Vierteltickal, der Souang einen halben Mayon, und die Sompaie ebenfals halb so viel. Ausser diesen hat man auch eine noch kleinere Art von Münzen, die Koris oder Kuris genannt werden, und in kleinen Muschelschaalen oder Schneckenhäuserchen bestehen. Sie sind durch ganz Indien und sogar bis auf den africanischen Küsten gangbar. Ihr Werth ist, nachdem sie selten oder häufig sind, verschieden; gemeiniglich aber gehen 800 auf einen Souang, oder vier bis fünf Sous.

Da die Richtigkeit des Gewichts nicht durch die Gesetze des Landes bestimmt wird, so bedient man sich der geprägten Geldmünzen, um durch die Anzahl derselben, das Gewicht und den Werth der Waare, die man kaufen oder verkaufen will, festzusetzen. Auch haben die Siamer weder Ellen, noch sonst irgend ein ander Maaß dieser Art. Sie brauchen

beym

beym Messen der Zeuge ihren eigenen Arm zum Maaßstabe; aber noch öfters verkaufen sie diese Waare stückweise. Mit den Schaalen von Kokosnüssen messen sie Getrayde und alle ihre Getränke. Ein jeder hat die seinige, und die Grösse derselben bestimmt ihren Werth.

Um diese Nachrichten nicht unnöthigerweise auszudehnen, bleibt uns nichts übrig, als noch zum Beschluß ein Hauptgemählde von den sittlichen Eigenschaften der Siamer zu entwerfen, welches zugleich zu einer Recapitulation des vorhergehenden dienen kann. Um einen Begrif von den Gebräuchen und Sitten dieses Landes zu geben, wird dieser Aufsatz wohl mehr als hinlänglich seyn, und kein billiger Leser oder Kunstrichter grössere Umständlichkeit hier erwarten.

Der Geist der Dienstbarkeit, worin die Siamer erzogen sind, entnervt ihren Muth und flößt ihnen eine ganz ausserordentliche Zaghaftigkeit ein. Ihre Gemüthsart ist sanft, hat aber nichts Leutseliges noch Einnehmendes an sich. Wenn sie bescheiden und geduldig sind, so rührt dieses nicht aus Tugend, sondern vielmehr aus Trägheit her. Ihre Gleichgültigkeit gegen alles, was sie umgiebt, ist unbegränzt, und nähert sich in der That der Unempfindlichkeit. Sie bewundern nichts, und können eben so wenig innig lieben, als heftig hassen. Ausser dem Hofdienst, wozu sie aus politischen Gründen angehalten und gezwungen werden, würden sie das allerunthätigste Leben von der Welt führen. Ob sie gleich in ihrer Phisiognomie etwas Finstres und Dummes haben, welches eben keinen grossen Begrif von ihrem Verstande erweckt, so fehlt es ihnen doch weder an Einsicht noch Beurtheilungskraft. Alles

was sie sehen oder hören begreifen sie sehr leicht. Ihre Antworten sind geistreich und lebhaft, der Soff sowohl wie der Zorn sind Laster, für die sie Abscheu haben, und die man bey ihnen nur unter dem geringsten Pöbel antrift.

Ihr Character flößt ihnen wenig Anhänglichkeit an ihre Religion ein, von welcher sie überhaupt nur sehr superficielle Begriffe haben; indessen begegnen sie doch ihren Priestern mit vieler Ehrfurcht. Auch tragen sie nach ihrem Vermögen alles was sie können zur Verschönerung und Auszierung ihrer Pagoden und zur Bereicherung der Priester bey.

So ausserordentlich viel Ehrlichkeit sie auch in ihren Handlungsgeschäften zeigen, so ist doch dabey ihr Hang zum Wucher unbegränzt, dem sie sich um so vielmehr ergeben, weil sie sich deshalb nicht für Strafe zu fürchten nöthig haben. Ueberhaupt ist der Geiz das Hauptlaster der Siamer. Da ihr Vermögen bloß von der Willkühr ihres Beherrschers, oder seiner Minister abhängt, so sammlen sie nur Schätze, um sie wieder zu vergraben. Werden sie einmal aufgebracht, so kennen sie auch keine Zurückhaltung mehr; da sie indeß doch viel zu feige sind, sich auf eine offenbare Weise zu rächen, so nehmen sie gemeinhin ihre Zuflucht zur Verläumdung, zum Gift und Meuchelmord. Von Zweykämpfen wissen sie nichts; ihre Zänkereyen endigen sich gewöhnlich entweder mit Faustschlägen oder Schimpfwörtern.

Ihr Hang zum Stehlen ist gleichfalls sehr groß; folgende beyde Anecdoten mögen davon zum Beyspiel dienen: Ein Oberaufseher aus den königlichen Magazinen wurde über-

führt,

führte, daß er etwas von dem ihm anvertraueten Silber heimlich entwendet hätte. Der König verordnete, daß ihm einige Unzen geschmolzenes Silber heiß in den Hals gegossen werden solten. Einer von seinen Henkern, der den Befehl erhalten hatte, dieses Silber aus dem Halse des Verbrechers wieder herauszunehmen, eignete sich ebenfalls einen Theil davon zu. Er wurde auf eben dieselbe Weise hingerichtet, wie der erste. Auch ein dritter konnte der nehmlichen Versuchung nicht widerstehen, und stahl wie seine Vorgänger. Der König begnadigte ihn mit den Worten: „Es ist genug; ich würde alle „meine Unterthanen einen nach dem andern tödten lassen müs„sen, wenn ich mich nicht enschliessen solte, einmal Gnade für „Recht ergehen zu lassen.“ — Der zweyte Vorfall ereignete sich in Frankreich. Ludwig XIV. ließ die siamischen Gesandten nach Flandern kommen; unterwegens entwendete ein Mandarin aus einem Hause, wo er und seine Gesellschafter zu Mittag gespeiset hatten, eine Anzahl Rechenpfennige. In der Ueberzeugung, daß es gute Münze wäre, gab er einen Theil derselben einem Bedienten zum Trinkgelde. Hiedurch wurde sein Diebstahl bekannt, man that aber, als ob man nichts gemerkt hätte.

Wenn die Siamer sich ewige Freundschaft zuschwören wollen, so trinken sie Arrak aus einer Schaale mit einander. Um aber diesem Versprechen einen noch feyerlichern Anstrich zu geben, ritzen sie sich ein wenig die Haut und saugen einander ein wenig Blut aus. Doch ohngeachtet dieser Ceremonie werden sie, sobald es nur ihr Nutzen erfordert, Verräther an ihren Freunden.

Schaam

Schaam und Ehrbarkeit sind, wie wir bereits erwähnt haben, die Mitgabe, welche den siamischen Weibern von der Natur ertheilt worden ist. Alle Reisende rühmen nicht weniger ihre Klugheit und bescheidene Zurückhaltung. Ihre Ohren sind eben so keusch wie ihre Augen, und unzüchtige Lieder ertönen nie von ihren Lippen. Da sie von Natur zu keinen Ausschweifungen geneigt sind; so beobachten sie fast durchgängig die ihren Männern angelobte Treue. Ihre Lebensart ist arbeitsam; sie spielen nicht, lieben keinen Putz, und nehmen niemals von Mannspersonen Besuche an. Tod oder Sclaverey ist die unausbleibliche Strafe des Ehebruchs in diesem Lande. Gemeine Weiber geniessen grosse Freyheit, aber die Vornehmen führen ein sehr eingezogenes Leben. Im Ganzen genommen, hegen sie die zärtlichste Zuneigung für ihre Männer. In einer vom Feinde mit stürmender Hand eingenommenen Stadt wird jedes ehrbare Weib den Tod mit Freuden der Gefahr vorziehen, in die Gewalt der Ueberwinder zu fallen. Dem Bericht einiger Reisenden zu Folge, denken die Töchter in diesem Stück bey weiten nicht so fromm wie die Mütter, und pflegen öfters die Wachsamkeit ihrer Hüter zu hintergehen. Werden ihre Liebeshändel entdeckt, so verkaufen die Eltern sie an einen öffentlichen Hurenwirth. Diese Leute bringen gleichfalls für Geld diejenigen Weiber an sich, die von ihren Männern wegen begangener Untreue verstossen werden.

Wir glauben dieses Gemählde von den Sitten der Siamer und zugleich auch diesen Aufsatz nicht besser als mit folgenden Worten des la Loubere beschliessen zu können: „Die Gemüthsbeschaffenheit der Siamer, sagt dieser Schriftsteller, „ist

„ist eben so ruhig wie ihr Himmelsstrich, der sich nur zweymal „im Jahr zu verändern pflegt. Sie haben das Glück gebohr„ne Philosophen zu seyn. Ich glaube, daß die Philosophie, „so wie es sich die Alten gedacht haben, aus Indien nach Eu„ropa übergegangen ist, und daß wir von der Unempfindlich„keit der Indier weit mehr gerührt worden sind, wie sie von „den Wundern, die unser emsiges Bestreben in der Vervoll„kommung so vieler Künste hervorgebracht hat, die wir viel„leicht mit Unrecht für das Werk der Nothwendigkeit gehalten „haben." —

F.

V.

An den Herausgeber des Journals Litteratur und Völkerkunde.

So oft ich, über die seit kurzem rege gewordene Materie: von Religionsvereinigung, Catholicismus ꝛc. etwas las, fiel mir immer jene berühmte dichterische Stelle ein: Soyons Amis Cinna! Sie mag so schön so viel umfassend seyn als sie wolle, so enthält sie doch meines Dafürachtens, bey aller scheinbaren Großmuth, im Grunde eine sehr conventionelle Moral, und wer sie auf folgende Art übersetzte:

„Sey mein Freund Cinna! weil wir beyde die Unterdrü„ckung lieben, so ist es keinem von beyden sehr schwer, uns „einander zu lieben."

würde wahrscheinlich dem Sinn keine grosse Gewalt anthun. Glücklicherweise ist in unsern Tagen wohl kein hierarchisches System in der Lage, worin sich das politische, zur Zeit Augusts befand. Jene geistliche Universalmonarchie, die Voltaire, der Himmel weiß aus welchen Ursachen, in seiner allgemeinen Geschichte schildert:

> L'interét du genre humain demande un frein qui retienne les Souverains & qui mette à couvert la vie des peuples. Ce frein de la religion autrait pü étre par une convention universelle dans la main des papes, comme, l'histoire nous l'aprend; ces premiérs Pontifes ne se métant des querelles temporelles que pour les apaiser en avertissant les rois & les peuples de leurs devoirs, en reprenant leurs crimes, en reservant les excommunications, pour les grands attentats, auraient toujours été regardée comme les images de Dieu sur la terre, mais les hommes sont reduits à n'avoir pour leur defense que les loix & les moeurs de leur pais: loix souvent meprisées, & moeurs souvent corrompues:

ist, Dank sey es des dem menschlichen Verstande! ein Unding, da nunmehr in jedem Reiche Europens:

> das Interesse der Menschheit, mit dem seiner Beherrscher vermittest einer wohlthätigen Staatskunst verknüpft, jede Leidenschaft mehr den Grundsätzen der Ehre als der Macht untergeordnet, die Einmischung eines geistlichen Obergerichts in weltliche Händel, ganz ungeistlich, und dem gesunden Menschenverstande der einzigen Quelle einer Convention universelle gerade entgegen ist: Diese vermeynte

Oberherr-

Oberherrschaft ist mit ihrem Grunde nämlich mit jener Rohigkeit barbarischer Gesinnungen, und jenem blinden Vertrauen auf die vermeynten göttlichen Aussprüche eines schwachen Sterblichen, zugleich versunken. Der Ausspruch eines Fremden, erzeugt wohl Zerrüttung, nicht aber Aufrechthaltung der Landesgesetze; und endlich weil die allgemein verkannte Sittlichkeit aller Menschen ein unübersteiglicher Damm ist, welchen weder die vorgebliche Verachtung einzelner Rechte, noch das Verderbniß der Sitten, jemals durchbrechen kann.

Unstreitig haben wir also von dieser Seite nichts zu fürchten, destomehr aber von dem Prüfungsgeiste zu hoffen, welcher, zur Ehre unsers Zeitalters, sich immer weiter ausbreitet und die:

— nocturnos temures spectraque —

immer vor sich herjagt. Was der finstre Stof brennbarer Materien der Flamme ist, eben das sind Aberglauben, Unsinn und Vorurtheile der gesunden Philosophie; in naher Verkettung ergreift sie die Flamme, und sie werden nach oder wider ihre Natur, Stof des Lichts.

Es fällt mir gar nicht ein, daß irgend eine menschliche Gesellschaft durch das Band welches sie verknüpft, allein seligmachend sey; daß aber das Band der Vernunft alle Gesellschaften denkend machen könne, und müsse, getrau ich mir ohne allen andern Beweiß als eine alltägliche Erfahrung, zu behaupten. Welche Religionsparthey wird es bezweifeln, daß Wahrheit das höchste Ziel menschlicher Vernunft, daß Glückseligkeit unsre Bestimmung sey, und daß weises Verhalten und

Nachahmung jener unendlichen Vollkommenheiten nicht kurzsichtige Vergleichung willkührlicher Meynungen uns allein zu jener Glückseligkeit, gelangen lasse?

Gleichwohl ist es sehr wahr, daß wir Protestanten, einen Weg von 200 Jahren voraus haben, den wir nie zurück thun können. Schon verurtheilte Mißbräuche aufs neue zu prüfen, würde verlohrne Zeit seyn, die man weit besser, durch Hinwegräumung derjenigen benutzen kann, die noch übrig sind. Jene Werkheiligkeit, welche Luther bekämpfte, ist gewiß noch bey weitem nicht ganz in christlichwahre Werkthätigkeit aufgelöset, die doch allein die unverdächtige Probe alles Glaubens seyn solte.

Verehrungswürdig sind die Bemühungen unsrer catholischen Glaubensbrüder, denn sie sind es durch das mütterliche Band der Natur und Wahrheit, in dem sie, da wir ihnen schwerlich entgegen kommen können, sich uns auf dem Wege der Untersuchung immer mehr nähern. Aus diesem Gesichtspuncte betrachte ich auch das blumauersche Glaubensbekenntniß, eines nach Wahrheit ringenden Catholiken, welches uns Herr Nicolai als Beylage zum siebenten Bande seiner Reise mitgetheilet hat. Dieser Dichter (dessen travestirter Aeneis eine Art von geistlichen Hudibras, und vielleicht dem Aberglauben dadurch nicht weniger gefährlich ist, als es Hudibras einst der Schwärmerey war) verräth bey dem allen, noch manchen Zweifel, manchen zu weit, oder nicht weit genug, getriebenen Begrif, über Freyheit, Vernunft und Bestimmung des Menschen, der einem unbefangenen Leser nothwendig auffallen muß. Aus Anlaß dessen, gerieth ich auf die Idee, das gemeldete Gedicht, nach

nach dem Grade der Aufklärung, deren wohlthätiger Einfluß in den königlichen preussischen Staaten, so sichtbar ist, zu parodiren. Ich nehme mir die Erlaubniß, Ihnen diesen Aufsatz, als einen Beytrag zu Ihrem schätzbaren Journal anzubieten, der, wenn er gleich nicht den Beyfall des Publicums verdienen solte, doch gewiß ein Beweiß meiner Hochachtung u. s. w.

St. — K.

Wissen und Glauben.

Zwo Kräfte sind es, die den Menschen lenken.
Die hebet ihn, die drückt ihn niederwärts
Natur gab ihm: Instinct und Kraft zu denken.
Er handelt; recht! folgt dieser ganz sein Herz.

Und, zwo so regen Kräften unterthänig
Lenkt jede; doch nur zu dem gleichen Ziel.
Weiß, der Verstand: hienieden, gleich nur wenig,
So braucht der Mensch zum Glücke! auch nicht: Viel.

Gehüllt vom Wahn, der Wahrheit nachzufliegen
Gräbt der Verstand, in seinem Innern: bloß.
Er fühlt, daß in Ihm größre Zwecke, liegen,
Und suchet Sie! nicht in des Eitlen Schooß.

Und ist? mit diesem Führer, auf den Wegen
Des Glücks, der Glaube wohl im Widerspruch?
Was ruhige Vernunft als Werth und Seegen
Empfiehlt, wird: Ueberzeugung! niemals Fluch!

Glaubt unser Herz, in Täuschung Glück zu finden,
So ists Verstand! der durch den Limbus sieht:
Und die Vernunft beweist mit lauter Gründen,
Daß: man im Laster, nur Sein Unglück flieht.

Sie oft dies Licht im Rauch des Irrthums, leitet,
Bleibt uns, doch unerkannt wo Wahrheit sey?
Man wählt nicht Schlecht, weil, man das Schlechte, liebet;
Nein! der Instinct des Besten! bleibt uns treu.

Der sichre Weg, dies Beste aufzufinden,
Ist wenn man lernt, dem Eindruck mißzutraun.
Die Wahrheit läßt, durch Weisheit sich ergründen,
Gewohnt, die Wahl auf Prüfung ganz zu baun.

Allein! ist Reiz nicht mächtiger als Wissen?
Verstand? nicht schwächer, als — das Selbstgefühl?
Solt' nicht das Herz, hier; Licht! entlehnen müssen?
Ist Jenes? oder dieses Licht das Ziel?

Ists sichrer sich die Augen zu verbinden?
Statt fortzuschreiten, lieber still zu stehn?
Ists Gleich zu sehen oder zu erblinden?
Ists Genug! bloß an der Thiere Stab zu gehn?

Wer so frägt hat; nicht Menschenwerth empfunden
Sein Herz, dem blinden Zufall unterthan;
Wünscht sich zum Stein, und Denken schlägt ihm Wunden,
Die Er betäuben doch nicht heilen kann.

Der Arme hat für Sinnlichkeit, entschieden
Vernunft verbannt, und was Er kennt:
Ist nahmenloses Elend das, hienieden,
Durch Eigennutz von Menschen Menschen trennt.

Wo! dieser (wähnt er) nicht mit seinen Blössen
Zureicht fang' nur ein Gauckelspiel von Tugend an?
Er kennt nur Werth; vom Vorurtheil gemessen,
Und leugnet den! den Er nicht haben kann.

O du! der mir den Durst nach Glück durch Wahrheit,
Und Glauben nur durch Ueberzeugung gab.
Dir! lege ich, am Throne deiner Klarheit,
Vom Brauche, meiner Kräfte Rechnung ab.

Dir! o Unendlicher! weil: meine Seele
In Sich nicht ungedachte Andacht schließt.
Dir, o Alliebender! der wenn ich fehle,
In mir, des bessern Willens Quelle, bist.

In! dir, weil du um zwecklos nicht zu strafen,
Mir Wehen reich an Heilkraft senden kannst,
Und, einen Geist den du zum Dank erschaffen
Nicht, auf die Folterbank des Zweifels spannst.

Und? flüchtet wohl mein Geist, vor deinem Lichte?
Frey komm ich! Jeden Schritt hast du, gezählt,
Zieht jede That mein Kopf vor sein Gerichte.
So hast du mir hiezu den Kopf erhellt.

So höre dann! und, daß ich ja nicht fehle,
Denk ich mich Strahl!! vor deinem ewgen Licht:
Von deinem Glanz durchdrungen, fühlt die Seele,
Die nahe Nachbarschaft des Thieres, nicht.

Ich hoffe nicht, im Dienste zu ermüden,
In dem, du mich, durch eine Zukunft labst
Die, aus dem Wesen kömmt, dem du hienieden
Die Kraft, der Sterne Bahn zu messen gabst.

Ich hoffe daß: der Mensch zu allen Zeiten,
Als Glied, an deiner grossen Kette, hielt,
Daß: Nichts! sind, alle Wundermöglichkeiten
Und, ihn ein edler Stolz sie zu verachten fühlt.

Allein ich weiß (Wer hat es nicht erfahren!)
Daß: diese Hofnung, Pflanze deiner Hand,
Im schnellen Lauf, von unsern Lebensiahren
Nur Knospe, bleibt. Doch wächst sie: durch Verstand.

Ich hoffe: daß: der Mensch, in jeder Zone,
Gleich fähig sey, des Lichts, das ihm sich naht,
Ihr eigner Lohn führt; Tugend, stets zum Lohne,
Wenn man nur: was man konnte, wirklich that.

Ich hoffe: wenn Ich gleich kein Lob verdiene,
Daß: doch Vollkommenheit! mein Streben ist.
Weil; du im Tempel, worin ich dir diene,
Das höchste Urbild des Vollkommnen bist.

Ich hoffe, hoffe froh: daß: du auf jeder Bahne
Den Menschen zur Empfindung, rufst,
Allein ich weiß, daß: du die Oceane
Und auch, das Senkbley kluger Vorsicht, schufst.

Ich hoffe: daß: die Art, um dir zu dienen
Nur in erfüllter Pflicht! bestehen kann;
Gleichwohl, siehst du, in Christen und Braminen,
Und auch in mir schon gern: den Willen, an.

Ich hoffe daß: du das Gesetz der Liebe
Auf die zwo Tafeln beyder Welten, schriebst,
Damit: auch der, *) nicht ohne Leben bliebe,
Der weise nachschrieb, was du dorten schriebst.

Ich seh' daß: jenes Buch, worin (mich zu beleben)
Du die Betrachtung, hoher Wahrheit, ausgesä't,
(Wie Alles! was du durch Verstand, gegeben)
Auch tiefen, absichtsvollen Plan; verräth.

Wird?

*) Moses.

Wird? nicht das Grosse Buch (gewiß von dir geschrieben)
Durch jen's! verständlicher, der Creatur?
Wird? nicht, was. Dort! geläutert Gold, geblieben;
Belegt durchs Buch: der heiligen Natur?

Ich hoffe daß du: nicht auf Stein und Kalch der Tempel,
Nur auf des Herzens Altar, niedersiehst.
Man weiß ja leider! daß: der Schritt zum Tempel,
Dem Wahn, verdienstlich, oft Entweihung, ist.

Ich hoffe das Geheimniß, dich zu ehren,
Sey, daß: der Geist des Zweckes Grösse faßt,
Und daß du mir, um nach der Weisheit Lehren
Zu handeln Geisteskraft, verliehen hast.

Ich seh', daß: du im Reich vou allen Zeiten,
Die Quelle wundervoller Ordnung, bist.
Drum hof ich, daß: im schönen Bau der weiten
Welt nichts Rücken! mehr als Wunder, ist.

Ich hoffe, daß: diesseits schon; unsre Seelen,
Wie jenseits unsers Grabes Deine! sind
Und daß: auch wir, uns schon zum Himmel zählen
Indem, wir seines Glücks empfänglich, sind.

Allein ich weiß, daß: oft des Menschen Bitte
Nach Schatten greift; die deiner Weisheit Rath,
(Weil sie uns irre führen, bloß aus Güte!)
Versagt, weil sie der Mensch nicht nöthig hat.

Ich trage Herr! gern meines Nächsten Schwächen,
Da sie auf meine Beßrung sich beziehn.
Ich seh' an ihm mitleidig! ein Gebrechen,
Das ich als Mensch durch Irrthum fähig bin.

Ich seh noch mehr daß: selbst die Bosheit alle,
Der Menschen, nicht im Menschen liegen kann. *)
So schädlich Fäulniß ist, so nützlich Galle.
Der Sturm versenkt, und führt, das Schif im Ocean.

Ich hoff' es soll, für Leiden dieser Erden,
Der Fels der Ruhe unerreichbar seyn.
Dem Weichling? kann Beruf schon Leiden werden.
Doch Friederich! **) Wolfe! ***) kann im Arm des Tod's sich freun.

Ich hoffe daß: mein Herz, zu keinen Schwächen.
Bestimmt daß: der Verstand nur achtlos ist.
So weiß ich, daß: mit Thorheit das Verbrechen.
Mit Licht die Tugend, stets zusammen fließt.

Ich hoffe daß: du! mir den reinen Sinn gegeben
Worauf, mein Geist: des Urtheils Wahrheit, baut,
Und daß du ihm um mich zum bessern Leben
Geschickt zu machen Kräfte anvertraut.

Wie jeder Sinn, so würden beyde Augen
Ohn' jenes Urtheil, mich stets hintergehn.
Ich würde, nach der Art, wie sie zu Spiegeln taugen
Die Sonn' verkehrt, und zwo statt Einer sehn.

Bin

*) Les hommes sont mechans, mais; l'homme est bon.
Rousseau.

**) „Sein Leben war eine einzige grosse That." Mangelsdorf, Professor in Königsberg, in seiner Rede auf den König.

***) In der Schlacht bey Quebeck, tödtlich verwundet vom Schlachtfelde zurückgebracht, hört er den Sieg. „Ich sterbe vergnügt!" ruft er aus, und stirbt.

Bin ich darum, dem Widerspruch zum Raube?
Ist? die Gewißheit! nicht der Untersuchung Preis?
Es denkt! Vernunft, was ich zu fühlen glaube!
Ich fühle nur, was ich vernünftig weiß.

Wohl mir! Was lieget mir an Finsternissen
Durch die mein Geist, zu neuem Streben ringt?
Die Schwierigkeit zu Glauben weckt mein Wissen.
Das (sie bekämpfend) zu der Wahrheit dringt.

Ich will, o Herr! dem Glauben nicht entsagen,
Nur der Gewalt, die mich tyrannisirt
Verstand: will ich nur bey Verstand, verklagen,
Damit: nicht Vorurtheil sein Mörder, wird!

Es läßt kein Glück auf Sinnlichkeit sich bauen
Das unabhängig Wahn und Thorheit haßt.
Wär's denn nicht Pflicht? Motiven nur zu trauen,
Wozu: du! mir das Ohr geöfnet hast?

Dein Wort an mich! lehrt mich die Bibel lesen
Dies Wort hört alle Welt! und ich nicht nur.
Verehrung jenes Buchs! zeigt, daß: dein Wesen
Schon oft zum Menschen sprach, durch Wahrheit und Natur.

Es ist nicht Tugend! was ich, darum übe
Weil man mich: Folgen, wünschen, fürchten, lehrt:
Nein! meine Tugend sey! Gerechtigkeit und Liebe
Und stets, der Schildwach des Verstandes werth!

Du hast nur einzig an dem Guten Freude
Woraus, mir seliger Genuß, entsprießt.
Was kümmert's mich? ob der ein Christ, ein Heyde;
Genug! daß: Er dein Werk mein Bruder! ist.

D

O du! der mir den regen Trieb: nach Wahrheit
Und jeden Trieb, ihr nachzuspähen gab;
Du hüllst mein Aug', vorm Sitze deiner Klarheit,
Nur leicht, durch einen Flor wie Morgendämmrung ab.

Sieh! in dem guten Kampf, der mein Gewissen
Zur Wahrheit führt, die gute Quelle an
Was? nützte Glauben? Was? vermeyntes Wissen?
Wenn der nur quälen, dies nicht leiten kann.

Es werde mir (durch That nicht bloß durch Bitte)
Beruhigung! und stets zu Dir! gewandt,
Fleh ich: Gieb mir o Herr! aus deiner Güte,
In Einem: Beydes! Glauben an Verstand.

K.

ein die Aufklärung schätzender Preusse.

Anm. Aus verschiedenen Gründen haben weder der Setzer noch Corrector in dem vorstehenden Gedichte die Interpunctation ändern wollen.

VI. Zu-

VI.

Zuruf eines Mannes in der Wüste an deutsche Freymäurer.

Dieser Aufsatz ist mir von einem Anonymus als Beytrag zum Journal zugeschickt worden. Ich theile ihn also hier mit, ohne zu bestimmen, ob dieser Wüstenbewohner Recht oder Unrecht hat.

v. A.

Deutsche Freymäurer! — — mit euch rede ich, die ihr den Namen: Freymäurer führt, und annoch den ersten einfachen Grundgesetzen dieses Ordens im Stillen nachlebt, — und an euch Wenige ergehet mein Ruf, die ihr eure Knie noch nicht für Baal gebeugt habt. Männer! — reibt den Staub aus euren Augen — was sehet ihr? — — —

Ihr sehet und höret, daß eure sogenannten Ordensgeheimnisse auf den Dächern geprediget werden; — — ihr sehet, daß heuchlerische böse Menschen eure buntschäckigen Vorhang nehmen, denselben vor ihre neuerbauten Bühnen hängen; die Rollen austheilen, und magische, heilige, mystisch-theosophische, medicinische, und andere schädliche Possen spielen — — ihr sehet den Zulauf zu diesen Bühnen, und höret den Beyfall, den Betrogne den Spielleuten zujauchzen.

Dies sehet ihr, und demungeachtet setzt ihr noch immer die Maurerey (ein Name den die Engländer der Sache gegehaben) durch Haltung sogenannter Logen, welches ihr arbeiten nennt, fort. Ihr verschließt eure Logenthüren, und draussen reden Gassenknaben laut von euren Geheimnissen; und die kluge Welt sieht eurem Thun zu und lacht. Merkt! — — auf Lachen folgt Spott, auf Spott Verachtung. Spott und Verachtung werden und müssen euch treffen, wenn ihr nicht ablasset das Spiel mit Hülsen ohne Kern fortzusetzen. — —

Lasset ab, entrinnet, — auf daß euch nahe und schwere Versuchungen nicht verschlingen — — Gehet ruhig in eure Kammern und harret. — Seyd thätige Christen.

Bisher habt ihr stets mehr geschienen, als ihr waret, werdet practische Christen, im reinen Sinn des Worts; scheint weniger als ihr seyd: — dann kann ich erst Theil an euch nehmen.

Wollt ihr euch zu Zeiten in Häuflein sammlen, so geschehe es ohne Schein. Ermahnet und stärket euch unter einander brüderlich, und seyd mildthätig gegen Arme. — Was drüber ist, das ist vom Uebel.

An euch die ihr ächte Maurerey bezweifelt, ein paar Worte. — Sie entstand als Enos dem Seth gebohren ward. Ihr sehet ihre Spuren in den Prophetenschulen der alten Welt, und merkt ihr Daseyn in der neuen Welt, leset: Ev. Marc. IX. v. 38, 39, 40. Ev. Matth. II. v. 2. — Wollt ihr ferner zweifeln, so zweifelt. Für euch ist weder dabey etwas zu gewinnen, noch zu verlieren. — Dies sey genung für euch.

Deutsche

Deutsche Freymäurer! — der Baum eurer sogenannten Maurerey ist bis an die Wurzel mit Schwämmen, Auswüchsen, Raupen und Ungeziefer bedeckt. — Habt ihr noch nie den Ruf vermuthet: Hauet ihn ab und werft ihn ins Feuer? So höret jetzt von mir. Ist dieser Ruf euch nicht laut genung, so sey es wenigstens mein Rath: Weichet von hinnen, daß euch der Baum nicht erschlage.

Ob dessen Wurzel noch guten Saft und Kraft zur Treibung eines Schößlings habe. — — Ob es nach dem Zusammenhang der Dinge nothwendig sey, daß in deutschen Boden ein junger Baum gepflanzt werde — dies überlaßt nun schon der Vorsicht. — — Hütet euch für falsche Abgesandte.

Sehet nicht auf Schein und Worte, sehet auf ihre Werke, prüft mit männlicher Kälte und klugem Mißtrauen, und ihr werdet ihre Geister erkennen, und für Verirrung sicher seyn. —

Wie wenige wahrhaft practische Christen erblicke ich unter euch! — und dennoch wollt ihr auf den Nacken, der das leichte und sanfte Joch des Messias nicht zu tragen vermag, ein schweres Joch laden? — Weichet zurück. — Glaubt ihr, daß Menschen leichter zu täuschen seyn dürfen, als der Herzenskündiger, den ich und meine Brüder im Geist und in der Wahrheit anbeten? — — —

Glaubt ihr das? — So weint über eure Thorheit.

Deutsche Freymäurer! — — Gehet ruhig in eure Kammern und harret. — —

Horcht nicht auf Trommetenschall.

Oefnet und reiniget eure Ohren, auf daß ihr das sanfte Säuseln vernehmen möget, wenn es kommt. — **Gehabt euch wohl!**

VII.

An den Herausgeber des Journals, königliche Wohlthaten betreffend.

Sie werden vielleicht in den öffentlichen Blättern gelesen haben, daß Friedrich Wilhelm unsrer vortreflichen Karschin, die bey ihren grossen Talenten sich ihr ganzes Leben lang hat durchkümmern müssen, versprochen hat, ein Haus bauen zu lassen. Diese Art Wohlthat, die der verstorbene König ehemals den hiesigen Schustern, Schneidern, Brantweinbrennern, Caffeeschniflern u. s. w. nachdem sie die Reihe traf, angedeyhen ließ, wurde der Dichterin mit Spott abgeschlagen, als sie darum ansuchte, und ihr dafür eine Anweisung auf drey Reichsthaler baar Geld gegeben. Da ihre sinnreiche Antwort auf diese Großmuth meines Wissens nie gedruckt worden ist, so übersende sie Ihnen hier. Ob übrigens Herr Alxinger in Wien, der da glaubt, daß es eben nicht Pflicht der von Friedrich verachteten deutschen Musen sey, ihn zu besingen, oder Herr Bischof in Braunschweig, der das Gegentheil behauptet, und sich auf Dichtertugenden beruft, Recht hat, will ich nicht entscheiden. Der christliche Lehrsatz, Spott und Verachtung gelassen

gelassen zu ertragen, und seine Leidenschaften mit Füssen zu treten, ist sehr gut in der Theorie, auch sollen ihn einige wirklich ausüben; allein ob die entschiedendste grundloseste Verachtung eines grossen Mannes das Mittel sey den Enthusiasmus eines wahren Dichters anzuflammen, dieses möchte ich eben nicht bejahen. Wenn deutsche Dichter (ich nehme diesen ehrenvollen Titel im eigentlichsten Verstande) ehmals einen Friedrich in unsterblichen Liedern besangen, so geschahe es in der Hofnung, durch die vereinigte Macht der Kunst und des Genies die Vorurtheile des Helden zu besiegen. Alle Welt weiß, ob es ihnen gelungen ist.

Die Karschin schlug das königliche Geschenk der drey Thaler aus, so wie sie einige Jahre zuvor ein anderes von zehn Thalern mit folgendem Impromptu ausgeschlagen hatte:

Zehn Thaler sind zu wenig,
Zehn Thaler sind kein Glück,
Zehn Thaler giebt kein König,
Drum geb' ich sie zurück.

Hier ist die Antwort auf die zweyte Anweisung:

Sr. Majestät befahlen,
mir statt eines Hauses Bau,
baar drey Thaler auszuzahlen;
der Befehl ward ganz genau,
prompt und richtig ausgerichtet,
und zum Dank bin ich verpflichtet.
Aber für drey Thaler kann,
in Berlin kein Hobelmann
mir mein letztes Haus erbauen;
sonst bestellt ich ohne Grauen

mir noch heut' ein solches Haus,
wo einst Würmer Tafel halten,
und sich ärgern übern Schmaus,
von des abgegrämten alten
magern Weibes Ueberrest,
das der König darben läßt.

B*** M***

VIII.

An die Freunde der englischen Litteratur und Sprache.

Wir sind in Deutschland mit den Britten nicht über dreissig Jahr bekannt. Wir hatten ihre Truppen auf deutschen Boden gesehn; deutsche Fürsten hatten den englischen Thron bestiegen; Philosophen und Mathematiker dieser Nation waren die Führer in unsern hohen Schulen und Gymnasien; ihre Schiffe kamen haufenweise in deutsche Hafen; ihre Producte der Industrie zogen unsre Bewunderung auf sich; und dennoch wußten wir von den Britten nicht viel mehr, als wenn ihre Insel zu einem andern Welttheil gehört hätte. Wir kannten weder ihre Staatsverfassung, noch ihre Gesetze, weder ihre Sitten und Gebräuche, noch ihre Litteratur. Es waren keine geringern Männer als Wieland und Lessing erforderlich, um die Deutschen mit diesem ausserordentlichen Volk näher bekannt zu machen, dessen Character, sittliche Geschichte und Cultur, so viel eignes hat. Die Bewunderung für einen Corneille und Voltaire,

Voltaire, die Gottsched den Deutschen bisher eingeprägt hatte, wurde sehr geschwächt, als man Shakespear und Milton kennen lernte, die durch die Macht ihres Genies gleichsam das Monopolium des litterarischen Ruhms an sich rissen. Die Begierde die Schriften dieser und anderer grossen Britten in der Ursprache zu lesen, erzeugte das Studium der englischen Sprache, die seither in Deutschland beständig Progressen gemacht hat. Man fand, daß die Deutschen sowohl in Rücksicht auf Denkungsart und bürgerliche Tugenden, als in Ansehung der Geistesproducte, mit keiner Nation so viel Aehnliches haben, als mit der brittischen. Seit dieser Entdeckung wuchs unsre Achtung für alles, was den englischen Namen trug; selbst die Parlamentsangelegenheiten dieses Volks, wovon man noch vor kurzem gar keine Begriffe hatte, wurden uns wichtig; sie würden es noch weit mehr seyn, wenn wir mit dem Gang der brittischen Staatsgeschäfte vertrauter wären; wenn wir jede Parlamentssache, oder andre merkwürdige Angelegenheit, sich vor unsern Augen entwickeln sähen; wenn unsre Erwartungen gespannt, und unsre Neugierde gereizt würde, den Ausgang so mancher merkwürdigen Ereignisse zu erfahren. Das Charakteristische der Engländer in so mannigfaltigen Dingen verursacht, daß jetzt keine Litteratür, so wie die ihrige Vergnügen und Unterricht in dem Maasse vereinigt.

Die Ueberzeugung von dem Interesse, daß bey vielen deutschen Lesern, die die englische Sprache verstehn, durch gehäufte aber ausgesonderte Nachrichten der neuesten Vorfälle in Großbritannien in einem hohen Grade erzeugt werden kann, hat mich vermocht, meinen schon seit einigen Jahren gefaßten Ent-

 schluß,

schluß, eine englische Wochenschrift herauszugeben, nunmehr unter dem Titel: The british Mercury, auszuführen. Der Inhalt soll eine Auswahl der zahllosen Zeitungsartikel mit den eignen Worten der englischen Paragraphenschreiber seyn, wobey alles Auszeichnende in Nachrichten von öffentlichen und Privatvorfällen, Entdeckungen oder Erfindungen im Reiche der Wissenschaften und der Künste, Parlamentsreden, Bemerkungen, Bizarrerien, Anecdoten, sonderbaren Briefen und originellen Avertissements, desgleichen Bonmots, Epigrammen, fliegende Poesien, kurz alles was die englischen Zeitungen so anziehend macht, entweder in Bruchstücken oder ganz, nach Beschaffenheit der Gegenstände und des Interesse, geliefert und gehörig geordnet werden wird. Da, wo zu näherer Kenntniß der Dinge Erläuterungen erforderlich sind, sollen Noten in englischer Sprache von mir beygefügt werden. Diese Auswahl soll sich auch über Bruchstücke aus den besten englischen Journalen erstrecken. Man wird dabey das deutsche Publicum nicht aus den Augen verlieren, und daher alles weglassen, was zu local ist. Um die Brauchbarkeit des Werks noch zu erhöhn, werde ich bisweilen interessante Fragmente aus ganz neuen englischen Büchern mancherley Art, gleich nach der Erscheinung, mittheilen. Da man so oft ausserordentliche und für die Geschichte äusserst wichtige Actenstücke (als jetzt z. B. die zu Hastings Proceß gehörigen Originalbriefe und andre merkwürdige Papiere sind) dem Parlament vorlegen muß, so sollen dergleichen lehrreiche Documente vorzüglich im brittischen Mercur aufbehalten werden. Ein Werk von dieser Art ist für alle Classen von Lesern, sowohl für den Politiker und Statistiker, als für den Philosophen, den Litterator, den

Künstler

Künstler u. s. w. Eben so sehr dient es zur Sprachübung, da so manche Parlamentsreden und Aufsätze von den besten Köpfen des Königreichs, und in Ansehung der Sprachreinigkeit und der Eleganz im Ausdruck classisch sind.

Man kennt die Londner Hauptzeitungen in Deutschland gar nicht, denn nur die schlechteste Gattung in Quartformat, die in magern Auszügen, und ohne Auswahl zusammengeschmierten Nachdrücken besteht, kommt zu uns; die Großfolioblätter hingegen, oder Daily Papers, die täglich erscheinen, und davon jedes ein Original ist, läßt man wegen der hohen Preise nicht aus England kommen; obgleich diese eigentlich den brittischen Zeitungscharacter bestimmen.

Hier sind einige aus dem Werk England und Italien genommene Fragmente über diese Materie:

„Die Zeitungen von denen 1780 allein in London 83 „Stück wöchentlich gedruckt wurden, enthalten sowohl Gewäsche und Unsinn, als vortrefliche Aufsätze, höchstwürdig gelesen, und aufbehalten zu werden. Oft sind es Reden von „Staatsmännern, über Gegenstände, welche die ganze Nation „interessiren, wovon sich das Austerweib auch nicht ausgeschlossen denkt; daher man sogar diese Gattung Menschen häufig „antrift, wie sie Zeitungen lesen, und über die öffentlichen Angelegenheiten ihre Glossen machen. Das Interesse dieser „Blätter wird durch eine zahllose Menge mannigfaltiger zum „Theil launigter Aufsätze, Briefe, Anecdoten, Gedichte und „Anzeigen erhöhet. Hiezu kommen historische und statistische „Actenstücke aller Art, die dem Parlament vorgelegt, und

„folglich bekannt werden. — — — — — —
„Im Jahr 1779 wurden von dem Public Advertiser im „Winter täglich 12,000 Stück gedruckt, im Sommer aber nur „8000. Die andern täglich raisonnirenden Zeitungen liefern „etwas mehr oder weniger. Von dem Daily Advertiser „aber, der fast nichts als Avertissements enthält, erscheinen „täglich über 20,000 Stück. Dieses Gewerbe ist ausseror- „dentlich einträglich, und ernährt allein in London eine grosse „Menge Menschen. Sogar viele Leute verdienen hiebey ihr „Brod, im eigentlichsten Verstande durch Müssiggang. Diese „werden Paragraphenschreiber genannt, weil sie kleine Neuig- „keiten des Tages, Anecdoten u. s. w. auf Caffeehäusern und „Spatziergängen einsammlen und in Paragraphen niederschrei- „ben; nachdem nun dieser lang oder kurz, wichtig oder authen- „tisch ist, wird er bezahlt. Die Parlamentsreden, werden „durch Geschwindschreiber aufgezeichnet, eine Gattung Men- „schen, die man nur in diesem Lande findet. Wenn sie fertig „in dieser Kunst sind, so entgeht ihnen kein Wort des Redners, „so schnell er auch immer reden mag; das Schreiben geschieht „durch Zeichen, die nicht allein Worte, sondern ganze Phra- „sen bezeichnen."

„Der Hof giebt auch eine Zeitung heraus, die unter „dem Namen: Gazette, erscheint. Sie ist theurer und „weniger interessant wie alle andre. Ein Mann von Stande, „gewöhnlich ein Parlamentsglied, ist Herausgeber derselben, „der denn für die damit verknüpften Vortheile der Hofparthie „beständig seine Stimme giebt. In dieser Zeitung stehn die „neuen Parlamentsacten, die Bitt- und Danksagungsschriften

„der

„der Grafschaften, der Städte und Corporationen, die königlichen Proclamationen, alle königliche Beförderungen und „neu ertheilte Pensionen, desgleichen alle Vorfälle bey Hofe, „die das Volk wissen soll. Im Kriege werden in derselben „die Berichte der Befehlshaber zu Wasser und zu Lande abgedruckt u. s. w."

„Die Leidenschaft der Engländer, täglich viele dieser „Zeitungen zu lesen und darüber zu sprechen, ist vielleicht mehr „als sonst etwas die Ursache ihrer ernsthaften Gemüthsart und „ihrer Ungeselligkeit. Oft ist es schwer einen Engländer zum „Reden zu bringen; er beantwortet alle Fragen mit Ja und „Nein; kommt aber die Politic aufs Tapet, so öfnet sich sein „Mund, und er wird beredt, da diese Materie gleichsam in „sein Wesen verwebt ist. Es geht den Ausländern bey einem „langen Aufenthalt in England eben so. Dieselbe Ursache hat „dieselbe Wirkung. Ich habe Personen gekannt, denen bey „ihrer Ankunft in England alle politische Materien aneckelten, „die aber in einiger Zeit enthusiastische Politiker wurden. „Nichts ist leichter zu erklären. Als ein Einwohner eines „freyen Staats, und als ein denkendes Wesen, nimmt man „Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten; oft ist man persönlich, mittelbar oder unmittelbar, dabey interessirt; man lernt „die Charactere der in Staatsgeschäften handelnden Personen „kennen; man macht persönliche Bekanntschaften mit ihnen; „alle Gesellschaften ertönen von Politic; man sieht und hört „unaufhörlich von öffentlichen Zusammenkünften, feyerlichen „Processionen zur Uebergebung von Bittschriften, Auflauf vom „Volk, und von sonderbaren Maaßregeln zur Erreichung eines

„gewissen Endzwecks; man sagt seine Meynung über alle „diese Vorfälle, wenn man will in den täglichen Blät„tern oder in Wochen- und Monatsschriften, wobey man „gewiß ist, von Tausenden gelesen zu werden; alles die„ses erhöht das Interesse auf eine unglaubliche Weise, „und macht das Zeitungslesen in England zu einer wahren „Leidenschaft."

„Da es nirgends als hier üblich ist, mit der gan„zen Nation durch öffentliche Blätter zu reden, so können „andre Völker die Vortreflichkeit dieses Mittels nur aus „den Wirkungen beurtheilen. Wie oft hat man hierdurch „den Patriotismus des Volks angefeuert, und weise Maaß„regeln aller Art befördert? Da aber der Mißbrauch von „der guten Sache immer unzertrennlich ist, so ist er auch hiebey un„glaublich. Ohne einen unsinnigen Gordon hier anzuführen, der „1780 durch die Zeitungen den Pöbel zu seinem Beystande zusam„menbrachte, und London der größten Gefahr aussetzte, so „giebt es Spitzbuben, die durch falsche Avertissements das „Publicum auf tausend Arten hintergehn, und immer, „trotz aller Warnung, Leichtgläubige finden. Bald zeigen „sie an, daß sie Capitalien auszuleihen haben, bald daß „sie deren auf sehr gute Hypotheken selbst leihen möchten. „Hiedurch kommen sie mit Personen zusammen, die entwe„der Geld vorräthig haben, oder dessen bedürftig sind, „und nicht selten glücken ihnen ihre Streiche, Leute zu „betrügen. Andere setzen sehr rührende Erzählungen in die „Zeitungen, von dem unglücklichen Zustande einer Wittwe „mit vielen Kindern, oder dem Elende eines schmachten-

„den

„den Greises, deren Namen, wie sie sagen, wegen „ihren guten Familien nicht genannt werden können, wohl „aber der Ort bezeichnet wird, wo die Almosen hinzusenden sind. Täglich liest man Avertissements, wo grosse „Summen solchen Personen angeboten werden, die Einfluß genug bey Vornehmen besitzen, einträgliche Posten „zu verschaffen; wobey die größte Verschwiegenheit angelobt wird. Manche Schriftsteller recensiren ihre Bücher „selbst in den öffentlichen Blättern, und fällen unter „angenommenen Namen Urtheile darüber, die sie den folgenden Tag unter ihrem wahren wieder angreifen; durch „dieses Spiegelfechten erregen sie Aufsehn, werden bekannt, „und erreichen oft ihren Zweck."

„Oeffentliche Nymphen nehmen die Larve der Tugend „an, und wünschen in den Zeitungen Männer von guter „Gemüthsart zu heyrathen; sie zeigen gewöhnlich an, daß „sie jung, wohlgebildet und von ansehnlichem Vermögen „sind, und daher bey dem Manne nur ein kleines Capital, oder eine gute Bedienung wünschen. Leute aus „der Provinz, und andre unerfahrne Personen fallen oft „in diese Stricke. Sie finden ein reizendes Geschöpf mit „der sanften Miene der Unschuld, das seine Verfolgungen von Verwandten und Vormündern sehr rührend zu „schildern weiß, wobey die Leichtigkeit ihr Vermögen in „Besitz zu nehmen nicht vergessen wird. Dieses wirkt; „der Mann schlägt zu, und sieht sich, aber zu spät, „betrogen. Auch Mannspersonen bieten ihre Hand in „solchem Incognito aus, nur mit dem Unterschiede, daß

„sie Vermögen nicht angeben, sondern verlangen, und „ihre gute Bildung eben nicht rühmen, aber desto- „mehr ihren Verstand, ihre verträgliche Gemüthsart, ihre „Nachsicht, kurz ihren besten Willen, ihre eheliche Ge- „sellschafterin glücklich zu machen. Auch dieses wirkt, „allein seltner als das erste. Oft treiben auch lustige Leute „mit solchen Anzeigen ihren Scherz. Sie verlangen unter „verschiedenen Adressen Männer und Frauen, bringen „die sich meldenden Personen zusammen, und spielen auch „selbst die Rollen der Heyrathsjäger, woraus denn die lustig- „sten Scenen entstehn.“

„Niemand aber weiß die Zeitungen besser zu benutzen, „als die Actienspieler, die darin nach ihren Absichten „nicht allein Krieg, Frieden und Allianzen machen, son- „dern Vorfälle ersinnen, und sie mit allen Umständen, „und einem Anscheine von Wahrheit vortragen. Hier- „durch gehn erstaunliche Summen gewonnen und ver- „lohren.“

So sind die englischen Zeitungen beschaffen, die man in der periodischen Schrift: The British Mercury, den Deutschen kenntlich machen wird. Es erscheinen davon in Hamburg wöchentlich zwey Bogen in groß Octavformat auf gut Schreibpapier sauber und correct gedruckt; so, daß vierteljährig 26 Bogen einen Band ausmachen. Hiezu kömmt ein Titelblatt und am Ende des Jahrs ein Register. Für den Jahrgang bezahlt man acht Reichsthaler in Louisd'or, und zwar halbjährig zum voraus. Den 7ten April werden

werden die ersten Stücke ausgegeben, und damit sehr regelmäßig fortgefahren werden.

Die Subscribenten melden sich bey den Postämtern ihres Wohnorts, wenn sie wöchentlich bedient seyn, und die englischen Neuigkeiten prompt haben wollen; sind sie aber mit einer monatlichen Spedition zufrieden, so besorgt solche hier die Hofmannsche Buchhandlung.

Hamburg, den 28ten Februar, 1787.

v. Archenholz.

IX.

An das Publicum.

Der Herausgeber stattet den unbekannten Freunden, die dies Journal mit ihren Beyträgen beehren, den verbindlichsten Dank ab, und bittet es zu verzeihen, wenn die eingesandten Aufsätze nicht so geschwind wie sie es wünschen eingerückt werden, da seine grosse Entfernung vom Druckort, sein zeitiges Arrangement der für jedes Stück bestimmten Manuscripte, und der unveränderliche Grundsatz nichts ungesehn im Journal aufzunehmen, diese Verzögerungen gütigst entschuldigen werden.

v. A.

IV.

Anhang.

No. 1.

Den Herren Subscribenten auf Göthe's sämtliche Schriften kann ich nun die angenehme Nachricht geben, daß sie alle die angekündigten Werke vollendet erhalten werden. Ein Blatt von des Herrn Verfassers eigener Hand wird sie beym Empfang der ersten Lieferung näher davon benachrichtigen. Diese erste Lieferung erscheint in der Ostermesse dieses Jahres 1787 und enthält:

Die Leiden Werthers. Sehr vermehrt.
Goetz von Berlichingen.
Stella.
Clavigo.

Ferner folgende noch nie gedruckte Werke:

Die Mitschuldigen, ein Lustspiel in Alexandrineen.
Iphigenia in Jamben mit 3 in Rom gestochenen Kupfern und einer Vignette von Oeser.
Die Geschwister.
Der Triumph der Empfindsamkeit.
Die Vögel.

Mit der Ostermesse wird die Subscription à 6 Rthlr. 16 Gr. geschlossen. Nach der Zahlwoche kosten alle 8 Bände 8 Rthlr.

Von der Ostermesse bis zur Michaelismesse 1787 sind bey mir folgende ächte Ausgaben um die beygefügten sehr herabgesetzten Preise zu haben. Ich hoffe das Publikum wird wenigstens um der wohlfeilen Preise willen die ächten Ausgaben den unrechtmäßigen Nachdrücken vorziehen.

Leßings hamburgische Dramaturgie.	20 Gr.
Klopstocks Oden.	8 Gr.
Schiebelers auserlesene Gedichte.	8 Gr.
Amphion in Musik von Herrn Capellmeister Naumann.	3 Rthlr.
David, ein Trauerspiel von Klopstock.	12 Gr.
Burney Tagebuch einer musikal. Reise, 3 Theile.	1 Rthlr. 18 Gr.
Häselers Betrachtungen über das Auge.	12 Gr.

Von folgenden Büchern habe ich das Verlagsrecht an mich gebracht, und sind solche bey mir von künftiger Ostermesse an zu haben:

Der Gesellschafter, 8. Hamburg. 12 Gr.

Goetzens Texte, 1770, 1771, 1772. Jeder Jahrg. 20 Gr.

Theatralisches Wochenblatt, 8. Hamburg. 12 Gr.

Von den Abendmahlsworten Jesu, ebendas. 2 Gr.

Die Deutschen, ein Lustspiel, ebendas. 8 Gr.

Die Westindier, aus dem Englischen übersetzt von Bode. 6 Gr.

Wolf Krage, ein Trauerspiel von Ewald, von Cramer übersetzt. 6 Gr.

Briefe an Elisa, von Bode übersetzt. 4 Gr.

Neu sind bey mir herausgekommen:

Schauspiele mit Chören der Herren Gebrüder Christian und Friedrich Leopold, Grafen zu Stolberg, 8. ordinair Papier 1 Rthlr. 16 Gr. holl. Pap. 2 Rthlr.

Georg Joachim Göschen,
Buchhändler in Leipzig.

No. 2.

Gewisse Personen, deren Wünsche Befehle für mich sind, haben noch hin und wieder Erläuterungen zu meiner Geschichte gefordert, welche die ersten zwey Bände weit merkwürdiger machen werden. Deshalb wird am Ende des May der Dritte erscheinen, dessen Inhalt folgender seyn soll:

Einige in den ersten nicht erzählte Begebenheiten, Aufklärung einiger dunkelen Stellen, und kurze Fortsetzung meiner Geschichte.

Dann eine wahrhafte Lebensbeschreibung des Weltbekannten ehemaligen Panduren-Anführers **Franz Freyherrn von der Trenck**, welcher unter **Marie Theresiens** Regierung eine sehr merkwürdige Rolle gespielt hat, und ein tragisch Ende nahm. Er war ein Ungar; er machte seinem Vaterlande Ehre, und Ungarn haben mich ersucht, auch von ihm die Wahrheit zu schreiben.

Hierauf folgt auf besonderes Begehren, eine kurze, aber sehr interessante Erzählung von dem traurigen Schicksale des Herrn von Schell, welcher mit mir als wachhabender Officier auf eine so merkwürdige Art im Jahr 1746 aus Glatz entfloh.

Und ich schließe diesen Band mit einer Abbitte und Ehrenerklärung an alle die, welche ich etwa durch meine Schriften beleidiget habe, im Rabnerisch satyrischen oder trocken weg gesagt, im Trenckisch ungescheuten Wahrheits-Tone.

Vielleicht findet dieser Nachtrag mehr Beyfall, als die ersten zwey Bände.

Um aber den Herren Nachdruckern weniger Gewinn zu gestatten, ersuche ich alle Liebhaber meiner Schriften sich bis zum ersten May zu subscribiren. Alle rechtschaffene Herren Buchhändler hingegen werden die Güte haben, bis zu diesem Termin dem **Buchhändler** Herrn **Friedrich Vieweg dem ältern in Berlin** meinen **Einzigen** Verleger dieses Werks, die Zahl der Exemplare zu bestimmen, welche denenselben mit gewöhnlichem Rabbat zugesandt werden sollen.

Es wird auch einem jeden Exemplar mein vollkommen ähnliches Porträt beygelegt, welches die bisher durch Winkeldrucker hintergangene Käufer, mit dem falschen verwechseln können.

Der Subscriptionspreis ist auf Schreibpapier 20 gr. oder 1 fl. 20 kr. Berlin den 3ten März 1787.

Friedrich Freyherr von der Trenck.

No. 3.

Die vielerley Gerüchte, welche über des Herrn Baron von der Trenck Lebensbeschreibung, welche in meinem Verlage herausgekommen ist, und die, wie es scheint, durch zweideutige oder nicht genug bestimmte Zeitungs- und andere ausgestreute Nachrichten entstanden sind, nöthigen mich öffentlich zu erklären:

Daß diese Ausgabe kein Nachdruck, sondern eine dem Herrn Verfasser abgekaufte Auflage sei. Vor jezt will ich blos glauben, daß die Flüchtigkeit, womit diese Nachrichten ins Publikum gebracht worden sind, schuld an der Zweideutigkeit waren. Solte es sich aber mehr entwickeln, so werde ich weiter nichts thun, als dem Publikum den ganzen Handel durch Abdruckung der Originalbriefe vor Augen legen, welches dann im Stande ist zu entscheiden auf wessen Seite das Recht ist. Leipzig, den 13ten Merz 1787.

Georg Emanuel Beer.

No. 4.

Choice of the best poetical pieces of the most eminent Englisch Poets. Published by Joseph Retzer. Vol. V. and VI.

Vienna printed for Thomas Trattnern. MDCCLXXXVI.

Mit diesem 6ten Bande ist die Auswahl englischer Gedichte, die 800 Stücke aus 225 theils mehr, theils weniger bekannten Dichtern enthält, geschlossen. Von Chaucer angefangen, der 1400 starb, bis Hayley der voriges Jahr die erste vollständige Ausgabe seiner Werke veranstaltete, folglich von einer Periode von 386 Jahren, glaube ich, wenige Dichter von einiger Bedeutung übergangen zu haben, ohne von ihnen wenigstens eine Probe aufzustellen. Kurz diese 6 Bände enthalten nicht nur alle, sondern selbst mehr Dichter, als in Johnson's und Bell's Sammlungen vorkommen, wovon erstere aus 60 und letztere aus 109 Bänden bestehet.

Nach dem für mich so schmeichelhaften Beyfalle, den meine Unternehmung gefunden, wie man, um minder gangbarer Journale nicht zu erwähnen, aus den Recensionen der **allgemeinen deutschen Bibliothek**, der **allgemeinen Litteraturzeitung**, des **deutschen Merkurs**, des *Esprit des Journaux* u. s. w. sehen kann, wäre es überflüssig, mich über die Wahl der Stücke zu rechtfertigen: nur muß ich ersuchen, bey Beurtheilung des Ganzen die Hauptabsicht, **Unterhaltung und Verbreitung der englischen Litteratur**, nicht aus den Augen zu verlieren. Von allgemein bekannten Dichtern, wie **Pope**, **Gay**, **Swift**, **Prior** u. s. w. habe ich nur jene Stücke gewählt, die entweder in den gewöhnlichen Ausgaben ihrer Werke nicht enthalten sind, oder, in sofern es nothwendig war, von einer bestimmten Gattung kürzerer Gedichte Proben zu geben. Einige Dichter, wie z. B. **Young**, **Dyer**, **Grainger**, **Hayley**, u. s. w., deren Hauptverdienst, das Lehrgedicht, ausser den Gränzen meiner Unternehmung liegt, erscheinen in meiner Sammlung in minderem Glanz. **Watts** 7 Bände Nachahmungen jüdischer Gedichte, mehr ein Gegenstand der Andacht, als der Litteratur,

Cantiques sacrés,
Sacrés ils sont, car personne n'y touche,
Voltaire.

waren samt ihren bloß konventionellen Schönheiten, 2 Stücke ausgenommen, für mich ganz unbrauchbar. Von **Churchill**, der das so gefährliche Talent der Personalsatyre gegen die verdienstvollsten Männer, gegen **Hogarth**, **Garrick** und die **Reviewers** im vollem Maasse, besaß, konnte ich, um meinem Plane getreu zu bleiben, kaum ein Gedicht wählen. In Absicht auf diese Gattung von Satyre denke ich wie d'Alembert: Il y a de tout tems une ligue secrète & générale des sots contre les gens d'esprit, & de la médiocrité contre les talents supérieurs. Cette ligue est composée dans sa plus grande partie de poltrons, qui n'ont pas le courage de frapper, mais qui sont toujours prêts d'applaudir ceux, dont la main plus hardie, sans être plus forte, osera porter quelques coups perdus aux objets de l'envie. La satyre sera donc dans tous les tems le talent de ceux, qui ne s' en trouveront pas d'autre, parcequ' ingénieuse ou grossière, gaie ou triste, amère ou fine, elle sera toujours offensante & par conséquent toujours lue, peut être même secrètement protégée. Es wäre eben nicht schwer, diesen Satz mit aus der Nähe hergenommenen Beyspielen historisch zu belegen.

Hingegen stehen in dieser Sammlung Gedichte von Männern, wie **Bacon**, **Bolingbroke**, **Chesterfield**, **Wharton**, **Strafford**, **Voltaire** u. s. w., deren mindestes Verdienst die englische Dichtkunst war, an ihrem rechten Platz.

Es thut mir leid, daß ich nicht im Stande war, mehrere bisher noch ungedruckte Gedichte von dem Werthe zu liefern, wie die im 1. Theil S. 194. und im 4. Theil S. 84 von der liebenswürdigen Dichterinn Miß **Knight** sind, die in Rom lebt, und mit englischer Freymüthigkeit die Thaten unsers deutschen Kaisers besingt. Von dem ersten haben wir bereits eine meisterhafte Nachahmung von **Wieland**.

In Beurtheilung meiner Wahl muß man nicht vergessen, daß es darauf ankam, von diesem oder jenem bestimmten Dichter Proben zu geben, daß es auch eine relative Güte giebt, und daß manches mittelmäßige Gedicht in dieser Absicht gut wird. So wäre z. B. das beste Gedicht von **Donne** unter **Pope's** Werken das schlechteste.

Denjenigen, die mit meiner Erklärung in der ersten Ankündigung nicht zufrieden waren, daß meine Sammlung, in welcher ich mehr auf Abwechslung, als auf die Reihung der Gedichte von gleicher Gattung gesehen habe, nicht einem wohlsym-

wohlsymmetrisirten französischen Garten, sondern einem englischen, in welchem die hier und da eingerückten alt-englischen Gedichte die Stelle der Ruinen vertreten, gleichen soll, hoffe ich, wird das dem 6ten Bande nebst der Autorenliste angehängte Verzeichniß Gnüge leisten, in welchem die Gedichte in die gewöhnliche systematische Ordnung, nämlich in Oden, Lieder, Episteln, Elegien, Schäfergedichte, Erzählungen, Fabeln, Sinngedichte, Grabschriften, Madrigale, Sonette und vermischte Gedichte, eingetheilet sind.

Von eben diesen zu systematischen Leuten erwarte ich noch einen Vorwurf, nämlich daß ich zu viele erotische Tändeleyen in meine Sammlung aufnahm. Dagegen wäre das Alter des Herausgebers die beste Entschuldigung — doch ich hatte hiebey noch eine andre Absicht. Das lesende Publikum in Deutschland theilet sich in zwo Klassen. Die eine verachtet aus Patriotismus, der nahe an Ignoranz gränzet, die französische Litteratur, ohne zu denken, daß ächtes Studium derselben für die deutsche Litteratur großer Gewinn wäre: die andere ungleich zahlreichere und meistens vornehmere Klasse hat mit Vernachläßigung der vaterländischen und aller übrigen fremden Litteratur der französischen allein ihre Kultur zu verdanken. Diese Klasse, von ihrer Jugend auf gewohnt, vielleicht mit der Apostrophe von Young: ce triste fou! Urtheile wie folgende nachzulallen, (z. B. über Pope's Versuch über die Kritik: On remarque de la confusion & de l'embarras dans le poète anglois. Rien n'y fixe l'esprit: il est difficile d'en lire deux chants sans fatigue, da doch bekanntlich dieser Versuch nur aus einem Gesange von 744 Versen bestehet, oder: Pope a reduit les siflemens aigres de la trompette angloise au son doux de la flute, und von Shakespearn zu wähnen: ses pieces sont des monstres admirables, dans lesquels parmi des irrégularités grossières & des absurdités barbares on trouve des scènes supérieurement rendues) diese Klasse wünschte ich durch diese poetische Blumenlese zu überzeugen, daß die flüchtigen Stücke der brittischen Dichter und Liebhaber der Poesie, die noch wenig oder doch nicht im Verhältnisse mit dem Reichthum ihrer Litteratur in dieser Dichtart unter uns bekannt sind, die Vergleichung mit den französischen Dichtern ganz aushalten, und daß die Engländer, wie der deutsche Merkur sich ausdrückt, in der unermeßlichen Opulenz ihrer mit der Beute

aller

aller anderen bereicherten Sprache und in der Kürze ihrer gnößtentheils ein- und zweysylbigen Worte große Vortheile haben, wo es darauf ankömmt, Fülle der Gedanken mit Klarheit und Leichtigkeit des Ausdrucks zu verbinden, und Empfindung oder Witz und Laune in Versen, wo beynahe jedes Wort eine funkelnde Spitze ist, spielen zu lassen.

Die Zahl der Dichter, welche in dieser Sammlung vorkommen, ist 225, die Ungenannten nicht mit gerechnet.

Die paar doppelt abgedruckten Gedichte sind ein Versehen, das erst in einer neuen Auflage verbessert werden kann. Für die zum Schlusse des Werkes (das erste, das in englischer Sprache in Wien erscheint,) angezeigten Druckfehler hoffe ich noch so lange billige Nachsicht, als leider! man von den in deutscher Sprache hier gedruckten Schriften noch immer mit Martial klagen muß:

— — Hic aliter non fit, Avite! liber.

Die ersten 4 Theile dieser Auswahl englischer Gedichte kosten bey Herrn Johann David Höring in der Bognergasse neben dem Todtenkopf 5 fl., die zween letzten aber bey Herrn Thomas Edlen von Trattnern 2 fl. 30 kr.

Wien den 30. Dezember 1786.

Joseph von Retzer.

No 5.

Im Verlage der Buchhändler Lagarde und Friedrich zu Berlin und Libau ist fertig geworden:

Alceste, von Wieland und Schweizer, in einem Clavierauszuge von M. breit Fol.

Von einem so vortreflichen Werke als Schweizers Alceste ist, hatten viele schon längstens einen Clavierauszug gewünscht, denen das Meisterstück des Herrn Schweizers zu schwer war, diesen Wunsch hat der Herausgeber durch gegenwärtigen Clavierauszug zu befriedigen gesucht, und das Publikum ist ihm dafür gewiß vielen Dank schuldig. Man siehet es diesem Clavierauszuge an, daß der Verfasser keine Mühe gespart, um denselben so gemeinnützig als möglich zu machen, und hoffentlich wird ihm seine Mühe auch belohnt werden. Jeder Musikliebhaber kannte Schweizers Alceste bisher zwar wohl, aber nur für wenige Meister war es brauchbar, jetzt kann sich jeder, der nicht blos Anfänger ist, von den Schönheiten der Alceste selbst über-

zeugen. Der Auszug ist sehr vollständig, und beträgt in ziemlich großen Format nicht weitläuftig gedruckt 32 Bogen und der Preis von 2 Rthlr. 12 Gr. ist gewiß sehr billig.

In eben denselben Verlage ist erschienen:

Bion, Moschus, Anakreon und Sappho, aus dem Griechischen. Neue Uebersetzung in Versen. Kl. 8.

Man hat zwar von allen diesen 4 Lieblingsdichtern schon Uebersetzungen, theils in Prosa, theils in Versen, sie sind aber sehr verschieden im Werthe, und keine ist darunter, die man vortreflich nennen könnte; ob es diese ist, werden Kenner entscheiden. Der Uebersetzer hat sich alle Mühe gegeben, so getreu als möglich und Vers durch Vers zu übersetzen, ohne dabey der deutschen Sprache Gewalt anzuthun. Alle 4 Dichter lässen sich in diesem neuen deutschen Gewande sehr gut und fließend lesen, vorzüglich aber der Tod des Adonis, welches auch das beste Stück dieses Autors ist; wenn der Uebersetzer auf Theokrits Idyllen und Virgils Eklogen, die er in der Folge zu liefern verspricht, eben denselben Fleiß verwendet, kann er sich auf den Beyfall des Publikums beynahe sichere Rechnung machen. Für das Aeusserliche dieser kleinen Sammlung hat der Verleger zu sorgen gesucht, sie ist mit lateinischen Lettern auf neuntehalb Bogen sehr niedlich gedruckt, und mit einem Titelkupfer und Schlußvignette in englischer Manier von einem angehenden Meister geziert, und kostet 9 Gr.

Ferner wird daselbst in künftiger Ostermesse zu haben seyn:

Ludw. v. Baozko kleine Biographien und Züge aus dem Leben großer, wenig bekannter Menschen, ein Lehrbuch für Jünglinge, 8.

Abel Bürja, Professors in Berlin, selbstlernender Geometer, 2 Theile, mit Kupf. gr. 8.

Des Grafen von Mirabeau Sammlung einiger philosophischen und politischen Schriften, die vereinigten Staaten von Nordamerica betreffend. Nebst einem Schreiben von demselben an den Uebersetzer; aus dem Franz. gr. 8.

Der betrügliche Schein, ein Roman von Jünger, 2 Th. 8.

Schinks Geschichte des Theaters zu Abdera, erster Th. 8. Schrpp.

Des Herrn Oberkonsistorialraths W. A. Tellers Reden bey verschiedenen Gelegenheiten gehalten, nebst einigen sogenannten Homilien, 2 Thle, gr. 8.

Villaume

Villaume praktische Logik für junge Leute, die nicht studieren wollen, 8.

Methodischer Unterricht in der französischen Sprache für die Deutschen, worin alles enthalten ist, was erfordert wird, diese Sprache zu lehren und zu lernen; verfertigt auf Befehl des regierenden Herrn Herzogs zu Würtenberg vom Herrn Prof. de la Veaur, gr. 8.

Gebete der hochdeutschen und polnischen Juden, aus dem Hebräischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Isaac Abrah. Euchel, 8. 33 und einen halben Bogen, Schreibp. ist bereits fertig und kostet 1 Rthlr.

Synonimes (nouveaux) français, ouvrage dé dié a l'Academie françaife par l'Abbé Roubaud. 4 Vol. gr. 12. ist fertig, und kostet 3 Rthlr. 18 Gr.

No. 6.

Der Hausfreund.

Eine Monatschrift für Frauenzimmer.

Herausgegeben von F. Hegrad.

Wenn gegenwärtige Schrift den Frauenzimmern gewidmet ist, so geschieht dieses nicht in der Meynung, als ob dieselbe nicht eben so gut auch eine Lektüre für Männer abgeben dürfte, sondern darum, weil das schöne Geschlecht in der Regel nicht gerne Monatschriften liest, indem es sie entweder zu gelehrt, oder zu abgeschmackt findet: Beyde diese Gegensätze zu vermeiden, ist, was ich durch Zuthun solcher Mitarbeiter, auf die ich mit Recht stolz seyn darf, versuchen will.

Der Hausfreund soll enthalten: Erzählungen, Dialogen, Szenen, Biographien, wichtige Nachrichten, Anecdoten, Kleinigkeiten, Merkwürdigkeiten unserer Zeit, kleine Reisebeschreibungen, auch wohl manchmal ein Romanchen; u. s. w. ferner die Anzeige und Beurtheilung neuer Frauenzimmerschriften, so wie der in jedem Monate hier aufgeführten Theaterstücke. Alles dem Geschmacke der Frauenzimmer angemessen, das heißt, so angenehm geschrieben, als wir es vermögen. Selbst unsern galanten Frauen werden wir suchen intereressant zu seyn, ohne eben der Delikatesse gar zu nahe zu treten — welches freylich etwas schwer halten möchte.

So oft in **Wien** ein **Journal** erscheint, ist man gleich anfangs wegen der Fortsetzung besorgt, und nicht ohne Grund, denn die **Nachläßigkeit** unsrer **Schriftsteller** in diesem Stück ist im höchsten Grade auffallend, allein nicht weniger auffallend ist von der andern Seite die **Laune** des **Publikums**. Um jene Beschuldigung nicht zu verdienen, und mit der Herausgabe ungehindert fortfahren zu können, habe ich mich mit einem **hinlänglichen Vorrath** von **Aufsätzen** versehen; was aber die Laune des Publikums betrift — so bin ich geneigt, es mit selbiger aufzunehmen.

Mittwochs den 31sten Jänner erscheint in der **Stahelschen** Buchhandlung in der **Wolzeile**, Nro. 813 der **erste Heft**, und so fort immer zu Ende eines jeden Monats ein Heft des **Hausfreundes**; und kann man in eben dieser Buchhandlung von heut an auf das erste **Vierteljahr** oder die drey **Monate**, **Jänner**, **Februar** und **März** mit 51 kr. pränumeriren; ausser der **Pränumeration** kostet jedes Monatsheft 24 kr., folglich das Vierteljahr 1 fl. 12 kr.

Ein Heft bestehet immer aus wenigstens 5 Bogen, und wird **broschürt** mit gelben Umschlag ausgegeben. Ein Vierteljahr machet einen Band aus, wozu man das eigentliche Titelblatt und den vollständigen Inder erhält.

Auf **Korrektheit**, **Niedlichkeit**, und daß die **Hefte** immer genau **zur bestimmten Zeit** geliefert werden, wird sowohl von mir aus, als von Seiten der v. **Baumeisterschen** Buchdruckerey, welche den Druck davon übernommen hat, besondere Achtsamkeit gewandt werden.

Man kann auch pränumeriren:

In **Brünn**, bey Herrn **Karl Hegrad** im v. Honigsteinschen Zeitungscomtoir.
— **Freyburg**, bey Hrn. Buchh. **Wanger u. Comp.**
— **Grätz**, bey Hrn. Buchh. Ferstl.
— **Klagenfurt**, bey Hrn. Buchbind. **Kleinmayr.**
— **Lemberg**, bey Hrn. Buchh. **Pfaff.**
— **Wiener Neustadt**, bey Hrn. Buchh. **Huber.**
— **Ofen**, bey Hrn. Buchh. **Diepold u. Lindauer.**
— **Olmütz**, bey Hrn. Buchh. **Freund.**
— **Pest**, bey **Köpfs Wittwe**, Buchh.
— **Prag**, bey Hrn. Buchh. **Widtmann.**
— **Presburg**, bey Hrn. Buchh. **Mahler.**

Doch kostet die **Pränumeration** in besagten Städten 1 fl., für welche kleine Erhöhung jedennoch die Exemplare von

von Monat zu Monat mit dem Postwagen, frachtfrey, übersandt werden.

Wer sonst im Inlande oder ausserhalb die Gefälligkeit haben will, Pränumeration anzunehmen, oder Bestellungen zu machen; hat sich entweder an die Stahelsche Buchhandlung allhier, oder, unmittelbar an mich selbst zu wenden.

Wien den 20sten Jänner 1787.

Friedrich Hegrad.

No. 7.

Das erste Stück des Bildungsjournals für Frauenzimmer, zur Beförderung des Guten für beyde Menschengeschlechter aufs Jahr 1787 ist bereits erschienen, und enthält im farbigem Umschlag à l'oeie du Roi folgende Aufsätze: I. Religionsfach: Von der praktischen Religion. Einfluß des weiblichen Gefühls auf die Religion. Vortheile und Annehmlichkeiten eines langwierigen Krankenbettes, ein Brief von Caroline von S.' an eine junge Freundin. Geistliche Gedichte. II. Ehelichesfach: Vorsäzze einer Braut. An ein neues Ehepaar. Das Mißverständniß, eine Ehestandsgeschichte. III Oeconomisches Fach: Gärtnerey. Arzneykunde. Zur Pflege hecktischer Kranken. IV. Erziehungsfach: Erziehung. Gedanken eines praktischen Erziehers und Vaters junger Kinder. Von Bildung der Tochter. V. Annehmlichkeitsfach: Frauenzimmerlitteratur. Gehören Erdbeschreibung und Geschichte für Frauenzimmer? Die Canarienvögel. VI. Vermischtes Fach: Beweise patriotischer Freude schlesischer Frauenzimmer, bey Huldigung ihres Königs. An den Mond, ein Gedicht von C. S. Fleischern, in Musik. Man kann noch auf den Jahrgang bis Ende der Leipziger Ostermesse mit einen halben Louisd'or Pränumeration eintreten, alsdann kostet der Jahrgang 3 Rthlr. Sächs. Geld. Die Pränumeranten werden vorgedruckt.

Von folgenden englischen Originalen lasse ich bereits gute deutsche Uebersetzungen veranstalten: Skeele (Thom.) Experiments and Observa'ions on quilled and red Peruvian Bark. To which is added an appendix, on the Cinchona Caribbæa. 8. Lond. 1786. Trimmer (Mrs) Tabulous Histories. Designed for the Instruction of Children, respecting their treatement of animae. 8. Lond, 1786. Worthington

thington (Hugh.) Discourses on various subjets, evangelicae and praticae, 8. Lond. 1785.

Zittau d. 24. Febr. 1787.

Johann David Schöps,
Buchhändler.

No. 8.

Der Arzt für Liebhaber der Schönheit, welcher 1781 in unserm Verlag erschien, fand so allgemeinen Beyfall bey den Damen Deutschlandes, daß die ganze erste Auflage wirklich längst vergriffen ist. Wir werden dahero bis nächste Messe eine neue, vom Verfasser, Herrn Hofrath Zwierlein zu Brückenau, ganz umgearbeitete Auflage veranstalten und besorgt seyn, daß diese angenehme nützliche Damenschrift alle mögliche äussere Zierde an feinem Papier und saubern Druck erhalte. Auch soll selbe mit etlichen feinen Kupfern geziert werden.

Heidelberg den 12ten März 1787.

Gebrüdere Pfähler,
Universitätsbuchhändler.

No. 9.

Viele Bibelleser haben von dem beliebten Hezelschen Bibelwerke einen wohlfeilern Auszug gewünscht, der denn auch nunmehr von dem Hrn. Verfasser in der bisherigen Verlagshandlung dergestalt besorget worden, daß der erste Theil des Auszugs in bevorstehender Leipziger Ostermesse 1787 ausgeliefert, und jedes Alphabeth für einen Conventionsgulden baar, diesemnächst aber in den Buchläden für einen Reichsthaler verlassen, überdem auch auf zehn Exemplare des Auszugs das eilfte frey beygelegt werden wird.

Lemgo den 23ten Febr. 1787.

Meyersche Buchhandlung daselbst.

No. 10.

Von dem mit so vielen Beyfall aufgenommenen Buche: *Les Loisirs d'un ministre*, etc. wird nächstens eine gute Uebersetzung unter dem Titel: Nebenstunden eines Staatsmanns, oder Versuche in dem Geschmack des Montaigne, mit Chursächs. Privilegium, erscheinen.

Capitain Cooks

dritte und letzte Entdeckungsreise um die Welt

in den Jahren 1776 bis 1780

für den deutschen Leser zweckmäßig übersetzt

von

Herrn Geh. Rath Forster dem jüngern,

Prof. d. Naturgeschichte in Wilna,

mit desselben

Einleitung, Anmerkungen und Zusätzen.

(Der Geschichte der neuesten englischen Seereisen und Entdeckungen im Südmeere, Sechster und Siebenter Band.)

Zwey Bände in groß Quart,

oder auch vier Bände in groß Octav.

Berlin, bey Haude und Spener.

Dieses Werk ist für die Erd- und Völkerkunde eines der wichtigsten, insofern es die Erforschung der Südsee vollendet, die angenommene Meynung von dem Daseyn eines festen Landes in der südlichen Halbkugel durchaus wiederlegt, an dessen statt eine Menge neuer Inseln und unter denselben jene vorzügliche Gruppe, die den Namen der Sandwich-Inseln erhalten hat, auch mit diesen zugleich neue Menschengattungen, endlich, zwischen den beyden äußersten Enden von Asien und Amerika, eine Durchfahrt kennen lehrt, über welche man sich bisher mit bloßen Muthmaßungen begnügen mußte.

Das deutsche Publikum hatte ein Recht, die Uebersetzung dieses beträchtlichen Werkes von Herrn Forster, und die Herausgabe desselben von der Haude- und Spenerschen Buchhandlung zu erwarten, weil Herr Geh. Rath Forster, (in England erzogen und ehemals selbst ein Reisegefährte des unsterblichen Cook,) sowohl

was Sprach- als was Sachkenntniß betrift, zu einer Uebersetzung dieser Art offenbar besser als irgend sonst ein Deutscher ausgerüstet war, die Verlagshandlung aber, durch die Herausgabe von Hawkesworths und Forsters früheren Reisen, sich auf die gegenwärtige Fortsetzung derselben nicht nur ein näheres Anrecht erworben, sondern, weil sie, wegen ihrer vormaligen beyfallswürdigen Ausführung des Druckes und der Kupferstiche, auch jetzt das Zutrauen des Publikums vor andern voraus hatte.

Es wird also dem deutschen Leser gewiß nicht gleichgültig seyn, hiedurch zu erfahren, daß die von Herrn Professor Forster dem jüngern unternommene, und von der Haude- und Spenerschen Buchhandlung bereits zu Ende des Jahres 1783 angekündigte deutsche Uebersetzung von Cooks dritter Reise um die Welt, im Verlage gedachter Buchhandlung zur Ostermesse 1787 erscheint.

Die Verpflanzung des Herrn Geh. Rath Forster aus Cassel nach Wilna, die gänzliche Veränderung seiner Lage und seiner häuslichen Verhältnisse, Krankheit des Verlegers, und die Schwürigkeit: zu vorzüglich schönen Kupfern, in Deutschland, auch vorzüglich geschickte Kupferstecher zu finden — dies zusammengenommen, sind die Ursachen der verzögerten Erscheinung, und um desto hinreichender sich zu entschuldigen, da der Uebersetzer und die Verleger unterdeßen gemeinschaftlich daran gearbeitet haben, diesem Werke all den inneren und äußern Werth zu verschaffen, der demselben, als einem Denkmahl von Cooks Verdiensten und von dem Nationalgeiste der Engländer, zukommt.

Herr Geheime Rath Forster liefert zuerst, als Einleitung: eine Uebersicht der Entdeckungen in der Südsee; einen Versuch über Cooks Character und Verdienst; Bemerkungen über Entdeckungsreisen zur See, über die Methode derselben, über das Eigenthümliche des Seelebens u. s. w. Wie viel interessantes und, für den deutschen Leser auf dem festen Lande, neues, sich über diese Gegenstände von Herrn Geh. Rath Forster erwarten lasse, dürfen wir hier nicht weitläuftig sagen, da in diesem Falle des Verfassers Competenz und das Bedürfniß des deutschen Lesers gleich allgemein bekannt sind. In der Uebersetzung der Reisebeschreibung selbst hat Herr Prof. Forster von dem nautischen und astronomischen Detail nur die Resultate aufgenommen, weil gerade nur diese allein den deutschen Leser auf festem Boden interessiren können. Wo hingegen der Text nur einigermaßen Veranlaßung dazu gab, da hat

Er, in Form von Noten, Erläuterungen und Berichtigungen hinzugefügt, zu welchen Er theils in seiner eigenen persöhnlichen Kenntniß der Gegenstände, theils in der Analogie, theils durch seine Bekanntschaft mit älteren Schriftstellern vorzügliche Hülfsmittel fand.

Das englische Original ist mit 87 Kupferplatten geziert. Unter dieser Anzahl befinden sich 19 Seecharten und Grundriße von Haven, 7 Landcharten und 61 Abbildungen, von Aussichten, von natürlichen Gegenständen, von Persohnen, Gebräuchen und Instrumenten der neu entdeckten Länder und Völker.

Die sieben Landcharten haben wir in unsrer deutschen Ausgabe ohne Ausnahme aufgenommen, weil sie, als Berichtigungen und Bereicherungen der Erdkunde, eine der wesentlichsten und nützlichsten Zierden des Buches ausmachen. Von den 19 Seecharten hingegen, haben wir auch nicht eine einzige beybehalten, weil sie durchaus nur seefahrende Nationen interessiren und unter diesen auch nur in einem einzelnen Falle vielleicht nützlich werden können.

Solchergestalt waren noch 61 Kupfer des Originals übrig. Jeder aufmerksame Leser wird von selbst ermessen, daß eine so große Anzahl von Kupferstichen, sowohl was die Gegenstände als was den artistischen Werth betrift, ohnmöglich durchgehends von gleichem Gehalt sein, und daß wir folglich, wie ehemals die Sibylle ihre Bücher, ohne den innern Werth zu verringern, die Zahl derselben vermindern konnten. Da überdem das deutsche Publikum, in Büchern, den Grad von Luxus noch nicht erträgt, den unsre reicheren Nachbaren sich erlauben, so war jene Verminderung zugleich nothwendig und die Auswahl um desto weniger schwer da Luxus (jedoch im engesten Sinn des Worts) die Grenzlinie bestimmte. Nach diesem Grundsatze sonderten wir also ab und ließen zurück, was den Lesern der vorhergehenden Reisen, namentlich der Hawkesworthischen Sammlung, aus dieser bereits bekannt sein mußte, und eben so, was durch wörtliche Beschreibung deutlich genug gemacht werden, folglich einer Abbildung ohne Nachtheil entbehren konnte. Vermittelst dieser Eintheilung blieben drey und dreyßig Kupfer übrig, die nun durchaus schön, interessant und zweckmäßig sind, weil sie 1) das edelste der Schöpfung, den Menschen, folglich Porträts, und durch diese den Nationalcharakter der neuentdeckten oder näher untersuchten Völker, darstellen, die 2) durch Abbildung ihrer eigenthümlichen Instrumente und Geräthschaften, die Geschichte des menschlichen Geistes erläutern, 3) natürliche

Gegenstände betreffen, ohne deren Darstellung die beste wörtliche Beschreibung immer noch dunkel bleibt; und 4) solche historische Scenen vorstellen, die mit dem Intresse der Neuheit, den Reiz eines malerischen Effects verbinden.

Um ihnen all diesen malerischen Effect in ihrer ursprünglichen Schönheit zu erhalten, haben wir mehr Sorgfalt und Kosten angewendet, dann vielleicht je bey einem in Deutschland gedruckten Buche geschehen ist, und dies allein müßte, auch ohne andre Ursachen, die Verzögerung der Herausgabe bey jedem billigen Leser rechtfertigen. Außer unserm Freunde Herrn Daniel Berger Rector der Berlinischen Akademie der Künste, sind die Hofkupferstecher Herr Müller in Stutgard, und Herr Schultze in Dresden so gütig gewesen, die Kupfer zu unsrer deutschen Ausgabe unter ihrer eignen Aufsicht und Leitung anfertigen zu lassen, und nächst diesen haben Hr. Fritzsch und Hr. J. Nußbiegel mit dem glücklichsten Erfolg daran gearbeitet. Ein Vorzug an Kupfern, den unsre Ausgabe vor der Englischen voraus haben wird, besteht darinn, daß wir, um Cooks Andenken zu ehren, dessen Bildniß, nach Sherwins vortreflichem Originale, durch Hrn. Rektor D. Berger gestochen, imgleichen die auf ihn geprägte Medaille und eine allegorische Vignette hinzufügen.

Von der vorzüglichen Güte unsrer Kupfer werden, mit dieser Ankündigung zugleich, in den vornehmsten Städten Deutschlands, bey einem derer Herren Buchhändler, mit welchem wir in Verkehr stehen, vierzehn Blätter zur Probe vorgezeigt, und da wir nicht jedem einzelnen unsrer Mitbürger ein solches Probe-Exemplar zusenden können, so werden sie gebeten, in den Städten wo ihrer mehrere sind, einander wechselsweise damit auszuhelfen. Unter diesen 15 Blättern sind 9 Portraits, nemlich: ein Mann und eine Frau aus Diemensland, auf Neuholland, (wo die Engländer itzt eine Colonie hinsenden); eine Frau aus Nutka-Sund, auf der unbekannten West-Küste von Nordamerika, oberhalb Carlifornien; ein Mann aus Prinz Wilhelms-Sund und ein andrer aus Unalaschka, auf eben dieser Küste, unter noch höheren nördlichen Brei-

ten; ein Mädchen und ein junger Krieger aus den Sandwich-Inseln; ein Kamtschadal und eine Kamtschadalin.

Die übrigen fünf Probe-Kupfer stellen vor: einen Tänzer aus den Sandwich-Inseln, in seiner eigenthümlichen Tracht; die Art der Beysetzung eines vornehmen Otaheitiers; ein Begräbnißplatz in Atui, einer von den Sandwich-Inseln; die Tschuktschen, in ihrer Tracht und Wohnungen; eine Winterlandschaft aus Kamtschatka und dortige Art zu Schlitten zu reisen.

Diese vierzehn Probe-Kupfer können, im strengsten Verstande, als Muster aller übrigen gelten; für die Güte der Abdrükke, zu denen das beste Schweizerpapier bestimmt ist, wird ganz besondre Sorgfalt getragen, und es hat einer der besten Künstler die Aufsicht davon übernommen, damit nicht ein einziger Fehldruck ins Publikum komme. Der Text wird in groß Quartformat, auf holländisch Papier mit neuen ausdrüklich dazu gegoßnen Lettern gedrukt, und zwei ansehnliche Quartbände stark.

Diese Quart-Edition, die als Fortsetzung der Hawkesworthischen und der Forsterschen Reisen, im gleichem Format und auch unter dem Titel: Geschichte der neuesten Seereisen und Entdeckungen im Südmeer, Sechster und Siebenter Band, erscheint, wird in der bevorstehenden Leipziger Ostermesse drittehalb Louisd'or kosten, nachher aber auf drei Louisd'or zu stehen kommen.

Wer also den Vortheil des geringern Preises geniessen will, wird so gut sein, dem Buchhändler seines Ortes in Zeiten den Auftrag dazu zu ertheilen. Will, in Ermangelung eines Buchhändlers, irgend ein Bücherliebhaber Bestellungen darauf einsammeln und solche zur Ostermesse, nebst dem Gelde franko an uns unmittelbar einsenden, der genießt auf fünf Exemplare, das sechste unentgeldlich für seine Bemühung.

Nächst der vorgedachten Quart-Ausgabe veranstalten wir zu gleicher Zeit auch

eine kleinere Edition in vier groß Octavbänden.

Was den Text betrift, so hat sie alle Vorzüge der größeren Edition, nemlich: von Herrn Prof. Forster übersetzt, mit dessen Einleitungen, Noten und Zusätzen, so wie mit den eigenthümlichen Verzierungen der größeren bereichert zu seyn. In Absicht der Kupfer, bieten wir dem Publikum zweyerley Gattungen dazu an, von welchen jeder Käufer nach seinem Geschmack eine oder die andre wählen kann,

1) entweder eben dieselben Kupfer, die zu unsrer Quart-Edition gehören, nemlich: 7 Landcharten, etliche und dreyßig theils Portraits, theils historische rc. Kupfer, und Cooks Bildniß, freylich spätere Abdrücke als zur Quart-Edition, aber auch diese auf französischem Papiere und gut;

oder 2) alle zu einer englischen Octav-Edition gehörige in London gestochene Kupfer, 52 an der Zahl, denen aber freylich, in sofern sie fast auf den vierten Theil der Größe der Kupfer zur Quart-Edition eingeschränkt sind, durch diese Einschränkung an Deutlichkeit und Bestimmtheit manches abgeht. Indeß kann jeder Käufer für sich selbst urtheilen, welche Kupfer er zu wählen habe, weil auch diese kleinere Gattung, mit der größern zugleich, ihm aller Orten, wo diese Ankündigung ausgetheilt wird, durch die Herren Buchhändler vorgezeigt werden soll.

Der Preis unsrer Octav-Edition ist anderthalb Louisd'or, man mag nun entweder die Kupfer unsrer Quart Edition oder die kleineren Kupfer der englischen Octav-Edition dazu wählen.

Hier würden wir die gegenwärtige Ankündigung schließen, wenn nicht eine anderweitige Uebersetzung von Cooks dritter Reise welche Herr Hof-Cammerrath Wezel in Anspach unternimt, noch einen Rückblick auf die unsrige veranlaßte

Was die Uebersetzung betrift; so ist wohl alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß Herr Forster, der das Englische von Hause

aus versteht, der drey Jahre lang zur See gewesen ist, einen großen Theil der hier beschriebenen Reise selbst gemacht und die Länder und Völker, von welchen die Rede ist, persönlich kennen gelernt, der endlich auch die Geschichte dieser Seefahrten zu seinem Studium gemacht hat, es ist, glauben wir, alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß ein so ausgerüsteter Mann richtiger, denn jeder andre dem diese Hülfsmittel fehlen, werde übersetzen, das unbestimmte erläutern, das dem deutschen Leser unverständliche werde erklären und versinnlichen können.

Die Zusätze, welche Hr. Prof. Forster über die Entdeckungen in der Südsee, über Cooks Character und Verdienst, so wie über Seereisen überhaupt hinzufügt, sind nicht minder beträchtliche Vorzüge, welche unsre Edition vor der Wetzelschen voraus haben wird, und in Absicht der Kupfer liefern wir dem, der sie begehrt, nicht nur eben die englischen Kupferchen, welche Herr rc. rc. Wetzel so wie wir dem englischen Verleger abgekauft hat, sondern wir vermehren diese noch

1) mit 5 Charten,

2) mit vier andern Kupfern von Geräthschaften, Instrumenten, Kleidungsstücken rc. rc. der neuentdeckten Insulaner, welche der englische Buchhändler als überflüßig weglassen zu können geglaubt hat und die folglich der Wetzelschen Edition fehlen, die aber wir für die Forstersche Octav-Edition haben neu stechen lassen, und endlich

3) geben wir statt dem bey der englischen Edition befindlichen unkenntlichen Portrait des Capitain Cook ein besseres, nemlich das nach Sherwins treflichem Originale von Herrn Berger gestochene.

So viel über den Unterschied der Forsterschen und der Wetzelschen Edition eines und desselben Buchs.

Der Versuch einer Uebersetzung eben dieses Buches, der in dem Marktflecken Fürth veranstaltet worden und mit Nürnberger Bildern geziert zum Vorschein gekommen ist, verdient hier keiner Erwähnung, weil er blos für eine Classe von Lesern gemacht zu seyn scheint, die für die Vorzüge unsrer Edition keinen Sinn hat, welcher also auch wir hier durchaus nichts zu sagen haben.

Berlin, den 20. December 1786. Haude und Spener.

Neue
Litteratur und Völkerkunde.

V.
May. 1787.

I.

Der Kerkermeister in Norwich. Eine rührende Geschichte der neuesten Zeit.

Diese interessante Anecdote, die der Menschheit Ehre macht, ist aus der englischen Schrift, The Britsh Mercury genommen, von welcher die beyden ersten Nummern den 7ten April dieses Jahrs in Hamburg erschienen sind. Man wird nach geschehener Lesung einräumen, daß sie verdiente ins Deutsche übertragen zu werden.

Es ist bekannt, daß die brittische Regierung den Entschluß gefaßt hat, eine Anzahl Criminalverbrecher nach Botany Bay zu senden, um eine Colonie im südlichen Weltmeere in Neu Südwallis anzulegen. Im October des vorigen Jahrs (1786) erhielt der Aufseher des Criminalgefängnisses in Norwich Befehl, diejenigen weiblichen Verbrecher, die bereits verurtheilt wären, und sich in seinem Gefängniß befänden, nach Plymouth zu senden. Drey unglückliche Weibspersonen, denen die Trans-

portation zuerkannt war, wurden folglich dahin geschickt, und der Sorgfalt des Kerkermeisters Simpson übergeben. Die eine dieser Elenden war Mutter eines fünf Monat alten Kindes, ein sehr wohlgestaltes Geschöpf, das sie von dem Tage der Geburt an selbst gesäugt hatte. Der Vater des Kindes war auch ein Criminalverbrecher, und ebenfalls zur Transportation verurtheilt. Er befand sich schon über drey Jahre in diesem Gefängniß. Schon oft hatte er den Wunsch geäussert, daß es ihm erlaubt werden möchte diese Weibsperson zu heurathen, und ob er gleich wegen Absonderung der Kerker selten Erlaubnis erhielt, das Kind zu sehn, so zeigte er doch ausserordentlich viel Zärtlichkeit für dasselbe. Die Mutter betrachtete es als ihren einzigen Trost im Elende, und bewieß diese Gesinnungen durch die ausgesuchteste Sorgfalt es zu nähren. Als der Befehl wegen ihrer Abreise ankam, war der Mann ganz ausser sich, und flehete dringend um die Einwilligung, Mutter und Kind begleiten zu dürfen. Der Aufseher des Gefängnisses nahm sich seiner an, und wandte sich deshalb an den Minister der inländischen Angelegenheiten, Lord Sidney; die grosse Menge ähnlicher Bittschriften aber aus allen Theilen des Königreichs verursachte, daß der Minister dies Gesuch aus Norwich abschlug. Die Elende hatte sich noch immer mit der Hofnung geschmeichelt, in ihrer kummervollen Lage einen Ehemann zu bekommen, der sich dazu anbot, um einen Gesellschafter und Beschützer auf einer langwierigen, melancholischen Reise, in einer entfernten und unbekannten Weltgegend zu haben. Diese Hofnung war nun auf einmal vernichtet; sie mußte allein fort. Das Kind war jedoch noch immer in ihren Händen, da die englischen Gesetze ausdrücklich die Grausamkeit verbie-

verbieten, einen Säugling von seiner Mutter Brust zu trennen.

Der Kerkermeister Simpson erhielt Befehl, sie an ihren Bestimmungsort zu bringen. Als dieser mit seiner Caravane in Plymouth anlangte, fand er den Befehl, die Verbrecher auf ein Arrestschiff zu bringen, das im Hafen lag, und dazu diente, die Gefangenen aufzubehalten, bis das grosse Schiff zur Reise nach dem Südmeere in Bereitschaft seyn würde. Er nahm also ein Boot, und fuhr nach dem Arrestschiff, um die Weibspersonen abzuliefern. Es waren einige Formalitäten vergessen worden, die dem Kerkermeister unbekannt waren, daher sie der Befehlshaber des Schiffs anfangs durchaus nicht annehmen wolte, so daß diese Unglücklichen drey Stunden lang im Boot auf die Gnade warten mußten, in ihren neuen Wohnort, den Sitz des niedrigsten Elends, aufgenommen zu werden. Endlich lies man sie hereinklettern, allein nun ereignete sich eine neue Scene. Der Schiffscapitain schlug es rund ab das Kind an Bord zu nehmen, und sagte, daß er dazu keine Befehle hätte. Weder die dringenden Vorstellungen des ehrlichen Kerkermeisters, noch die Convulsionen der verzweiflungsvollen Mutter konnten den hartherzigen Capitain nicht einmal dahin bewegen, das Kind nur so lange aufzunehmen, bis man den Willen des Ministers darüber eingehohlt hätte. Simpson war daher gezwungen, das Kind zu nehmen, und die halb rasende Mutter wurde in ihre Zelle geführt, unter den schrecklichsten Verwünschungen des grausamen Mannes, von dem sie jetzt abhieng, wobey sie laut das Gelübde that, ihrem jammervollen Leben ein Ende zu machen, sobald sie nur

die Mittel dazu fände. Dieser gräßliche Zustand des armen Weibes, die Unmenschlichkeit des Capitains, und der hülflose verlassene Säugling, wirkten auf das gute Herz des Kerkermeisters so sehr, daß er beschloß, alles anzuwenden, um wo möglich der Mutter ihr Kind wieder zu verschaffen. Hiezu war kein ander Mittel übrig, als sich ohne allen Zeitverlust persönlich an Lord Sidney zu wenden. Da er schon einmal diesen Minister wegen einer menschenfreundlichen Angelegenheit gesprochen hatte, und ihm sein Ansuchen auch gelungen war, so hofte er, es solte ihm auch diesmal glücken, wenn er nur dazu gelangen könnte, ihn selbst zu sprechen. Er bestieg daher sogleich eine Postkutsche, die nach London fuhr, wobey er das Kind den ganzen Weg auf seinen Knien ruhen ließ, und es in allen Wirthshäusern so gut er konnte, nährte und reinigte.

Bey seiner Ankunft in London übergab er seine Bürde der Sorgfalt einer braven Frau, und eilte nach dem Pallast des Ministers; allein weder dieser noch einer seiner Secretairs ließ ihn vor sich; vielmehr wurde er angewiesen sich nach der entfernten Kanzley zu begeben, und dort sein Anliegen anzubringen. Selbst die Livreybedienten des Lords hielten es für die unverschämteste Zudringlichkeit, daß ein gemeiner Kerkermeister aus einer Provinzialstadt in seinen Privatangelegenheiten sogleich Audienz verlange, und wiesen ihn ungestüm ab. Wahre Menschenliebe aber setzt sich über alle Formalitäten weg; sie handelt unter dem Einfluß eines höhern Wesens, und geht ihren Gang fort, ohne sich durch Furcht vor Menschen aufhalten zu lassen. Simpson drang in ein Zimmer ein, und erzählte einem Secretair seine Geschichte, der sie sehr aufmerksam anhörte,

hörte, und ihm versprach, alles nur mögliche in dieser Sache zu thun; er äusserte aber dabey seine Besorgniß, daß er den Minister in einigen Tagen wohl nicht sprechen dürfte. Um diese guten Gesinnungen werkthätig zu zeigen, versprach er in dieser Zwischenzeit einen Befehl wegen der Zurückgabe des Kindes fertig zu machen, damit er zur Unterzeichnung bereit wäre. Diese zu beschleunigen, entschloß sich Simpson im Hause zu warten, ob es ihm vielleicht glücken würde, den Minister zufällig zu sehen. Glücklicherweise durfte er nicht lange verziehn. Er ward den Lord gewahr, der die Treppe herunter kam; sogleich lief er hastig auf ihn zu. Sidney zeigte natürlich einen Unwillen, sich so ohne alle Umstände angefallen zu sehn, und wolte ihn nicht anhören; allein der Kerkermeister kehrte sich daran nicht, sondern erzählte ihm die Ursache seines unanständigen Betragens in wenig Worten; dabey beschrieb er ihm das schreckliche Elend, davon er ein Augenzeuge gewesen war, auf die rührendste Weise, und schloß mit der Aeusserung, daß er fürchtete, daß diesen Augenblick, da er um Mitleiden für sie flehete, das unglückliche Weib in der Wildheit ihrer Verzweiflung, wohl schon ihrer Existenz ein Ende gemacht haben dürfte.

Der Minister wurde gerührt, erkundigte sich sehr genau um alle Umstände, und versprach auf der Stelle, daß das Kind zurück gegeben werden solte, wobey er Simpson wegen seiner Menschenliebe die gebührenden Lobsprüche machte. Der eines bessern Glücks würdige Kerkermeister ward hierdurch ermuntert, eine neue Bitte für den Vater des Kindes zu thun, die auch gleich gewährt wurde. Der Lord befahl, daß er ohne

Verzug nach Plymouth gesandt werden solte, um Mutter und Kind nach Botany Bay zu begleiten; er fügte hiezu den Befehl sie zu copuliren, und versprach die damit verbundenen Kosten selbst zu bezahlen.

Es wurde ohne Verzug ein Befehl nach Plymouth geschickt, um der Elenden diesen großen Trost zu geben, damit sie die Ankunft des Kindes ruhig abwarten könnte. Simpson machte die nöthigen Verfügungen, damit es in seiner Abwesenheit wohl gepflegt würde, und reiste sodann nach Norwich ab, wo er den Vater des Kindes durch seine glückliche Nachricht höchst angenehm überraschte. Dieser Mensch ist jung und stark; überdem ist er von keiner bösen Gemüthsart, daher man ohngeachtet seines vorigen Verbrechens alle Hofnung hat, daß er ein nutzbares Glied der neuen Colonie werden wird. Simpson führte auch ihn nach Plymouth, und hatte die Zufriedenheit, zwey mit Verzweiflung ringende Menschen über alle ihre Erwartungen glücklich gemacht zu haben.

Hiebey ist nöthig zu bemerken, daß der Capitain Phillips, der bestimmt ist die Verbrecher nach Botany Bay zu führen, ein Mann von einer ganz andern Gemüthsart, als jenes grausame Meerthier ist, der das Arrestschiff commandirte; allein er hatte damals keine Gewalt sich in die Sache zu mischen.

Die obige Erzählung kann nicht besser illustrirt werden, als durch des wackern Simpsons eigne Worte. Folgenden Brief schrieb er aus Plymouth nach seiner zweyten Ankunft an einen Freund zu Bath:

Lieber

Lieber Herr!

Mit dem größten Vergnügen gebe ich Ihnen die Nachricht von meiner glücklichen Ankunft in Plymouth mit meiner kleinen angenehmen Bürde. Es ist eine weit geschicktere Feder als die meinige erforderlich, die Freude zu beschreiben, mit welcher die Mutter ihren Säugling und den ihr zugedachten Ehemann empfieng. Ich will bloß sagen, daß beyder Entzückungen ausserordentlich waren; daß die Thränen strohmweise von ihren Augen flossen, und daß das unschuldige Lächeln des Kindes beym Anblick der Mutter, die für dasselbe ihre Milch aufbewahrt hatte, auch Thränen aus meinen Augen preßten, und daß ich mit der größten Wehmuth mich von dem Kinde trennte, nachdem ich mit demselben an sieben hundert Meilen vorwärts und rückwärts gereiset war, und es beständig auf meinem Schooß getragen hatte. Die Segenswünsche aber, die ich in allen Wirthshäusern auf den Landstrassen erhielt, haben mich reichlich belohnt. Ich verbleibe mit grosser Hochachtung

Ihr gehorsamster Diener

Plymouth, den 16 Nov. 1786.
John Simpson.

Die uneigennützige mühvolle Handlung eines durch seinen Stand so verachteten Menschen wurde bald im ganzen Königreiche bekannt, und erregte allgemeine Bewunderung. Man erinnerte sich dabey an die oft gethane Aeusserung des berühmten Doctor Johnson, der zu sagen pflegte: **Dem menschenfreundlichen Kerkermeister müsse eine Bildsäule errichtet werden.**

Folgenden Brief erhielt Simpson bald nach seiner Zurückkunft in Norwich von einer vornehmen Dame aus London. Die Aufschrift war: An den menschenfreundlichen Schliesser des Norwicher Gefängnisses.

Herr Simpson!

Die so rührend erzählte Geschichte Ihrer Zärtlichkeit und Menschenliebe gegen die unglückliche Mutter und den Säugling, deren Leben und Glück so sehr Ihre Sorgfalt beschäftigt hat, ist, wie ich glaube, nicht eher, als vor einigen Tagen in den Londner Zeitungen erschienen. Der Vorfall hat mich und viele andre so sehr für das Schicksal dieses nunmehr vergleichungsweise glücklichen Ehepaars interessirt, daß wir gern wissen möchten, auf welche Weise wir für ihre künftige Wohlfahrt eine kleine Summe Geld anwenden könnten, das wir zu diesem Endzweck gesammelt haben. Ich glaubte, daß niemand uns hierin besser rathen könnte, wie Sie, der Sie so auffallende Proben von der Güte Ihres Herzens, und von dem Eifer in ihrer Sache gegeben haben. Meine eigne Meynung ist, dafür Kleidungsstücke für Vater, Mutter und Kind zu kaufen, ferner Acker- und Wirthschaftsgeräthe, oder solche Gattung von Werkzeugen, die des Mannes Handthierung und Geschicklichkeit am besten angemessen sind. Es ist wahrscheinlich, daß, wenn er auch nicht ein Handwerk regelmäßig gelernt hat, er doch zu irgend einer Arbeit Fähigkeit haben werde. Dieses, nebst dem Körpermaaß von Mann und Frau, wie auch deren Namen, bitte ich mir wo möglich mit umgehender Post zu melden, damit keine Zeit den armen Leuten beyzustehen, verlohren gehen möge. Dem Capitain Phillips

wird

wird man sie nächstens angelegentlich empfehlen, wo es nicht schon geschehen ist. Ich warte nun bloß auf Ihre Antwort, um die nöthigen Maaßregeln zu nehmen, sie nicht allein für jetzt, sondern auch, wie ich hoffe, für ihr zukünftiges Leben glücklich zu machen.

Ich kann diesen Brief nicht schliessen, ohne Ihnen zu sagen, daß Ihre Menschenliebe auf alle zu Lord Sidney's Canzley gehörige Gentlemen den tiefsten Eindruck gemacht hat, so daß jedes Auge glänzte, da sie Doctor J*** (der von uns den Auftrag hatte, sich um die Wahrheit der Sache zu erkundigen,) versicherten, daß die Geschichte buchstäblich wahr sey. Allein dies ist der geringste Theil der Belohnung, die eine so christliche Gutmüthigkeit auf allen Schritten begleiten muß.

Ich bin

Ihre aufrichtige Wohlwünscherin

****

London, den 5ten Dec. 1786.

Somersetstreet, Portman Square.

II.

Friedrichs des Grossen Ritterfahrt zum Olymp. Ein Lied, gesungen von einem Ungenannten, vermehrt und verbessert durch Johann Ballhorn, den vierten.

Vorbericht des Herausgebers.

Das nachstehende poetische Stückchen, dessen Verfasser mir unbekannt ist, kam vor einigen Monaten ganz von ungefehr, durch die dritte, oder, was weiß ich's, vielleicht durch die zwanzigste Hand in die meinige. Ich fand es so lustig, daß ich bey aller meiner Ernsthaftigkeit mich nicht enthalten konnte, darüber zu lächeln. Aber die Abschrift, welche ich davon vor mir hatte, war sehr fehlerhaft; und da ich auch sonst allerley dabey zu erinnern fand, so gerieth ich auf den Einfall, es ein wenig auf meine Art zu bearbeiten, doch so, daß seiner Originalität nichts benommen würde. Ich that es, und darauf folgte der zweyte Einfall, es an das werthe Publicum zu befördern, welches ja alles, was den grossen Friedrich betrift, mit Begierde zu lesen pflegt.

Meine geringen Bemühungen bey demselben bestehen kürzlich in folgendem: Ich habe die zweyte und die letzte Strophe von neuem hinzugethan; jene darum, weil mir zwischen der ersten und dritten eine Lücke zu seyn schien, die ich so ganz natürlich ausgefüllt zu haben vermeyne; diese theils in Bezug auf den Schluß der ersten, theils aus Antrieb meines Patrio-

Patriotismus, als ein ehrlicher Brandenburger. Das ist die Vermehrung. Die Verbesserungen betreffen, ausser den Schreibefehlern des Manuscripts, wohl mehrentheils nur Kleinigkeiten im Ausdrucke oder im Versbaue; doch mögen auch einige etwas wesentlichere darunter seyn: z. B. in der vierten Strophe hieß es:

„Zevs sprach zu ihnen: Macht's gescheut, u. s. w.

das konnte aber Zevs, der im Himmel war, zu ihnen, die noch im Schattenreiche waren, nicht sagen; daher habe ich diese Rede dem Pluto (schicklicher wie mich dünkt) in den Mund gelegt. Ferner in der 5ten Strophe hieß es:

„Sie reis'ten nach der untern Welt;

so kann man aber unsere Erde in Verhältniß mit dem Reiche des Pluto nicht nennen, sondern umgekehrt. Doch genug hievon, und nur noch ein Wörtchen zum Schlusse.

Ich will nicht hoffen, daß man mir einen Vorwurf darüber machen wird, daß ich mit der Arbeit eines andern so frey und willkührlich umgegangen bin; denn da kann ich gar viele und wichtige Autoritäten für mich anführen. Unter andern hat mein seliger Urgroßvater, Johann Ballhorn der erste, ein sehr berühmter Mann, eben das mit einer Menge von Kirchenliedern, und in unserer Zeit der noch viel berühmtere Herr Ramler mit Gedichten anderer Verfasser gethan, die ihm theils Erlaubniß dazu gegeben hatten, und theils auch nicht.

Je crois, qu'un tel exemple est glorieux à suivre,

sagt der französische Tragödienschreiber Peter Krähe, wo mir

mir recht ist, in seinem nicht sehr traurigen Trauerspiele, Nicomedes betitelt. Und ich sage: Lebe wohl, lieber Leser!

Johann Ballhorn, der vierte.

Friedrichs Ritterfahrt zum Olymp.

Als neulich Herr Merkurius
Im Himmel rapportirte,
Daß König Friedrich maximus
Noch immer hier agirte,
Sprach Zeus: Er hat genug gelebt;
Zeit ist es, daß man ihn begräbt;
Ich gebe seine Krone
Nun seines Bruders Sohne.

Er fertigte die Ordre aus,
Und sandte durch den Boten
Sie in des Pluto finstres Haus,
Den Sammelplatz der Todten.
Hier fand Merkur den Knochenmann,
Und sprach zu ihm: Da, sieh dies an!
Es wird dir anbefohlen,
Den grossen Fritz zu holen.

Sobald

Sobald der Tod die Ordre sah',
Erbebte sein Gebeine;
Er sprach zum Pluto: Herr Papa,
Ich geh' nicht so alleine;
Ja geht nicht Vater Ziethen mit,
So thu' ich wahrlich keinen Schritt;
Denn das will vieles sagen,
So was allein zu wagen.

Von Ziethen kriegte gleich Befehl,
Den Tod zu secundiren;
Auch sollte General von Scheel
Mit nach der Welt marschiren.
Hört! sagte Pluto, macht's gescheut;
Denn wenn ihr hier nicht glücklich seyd,
So dürft ihr sicher trauen,
Den Himmel nicht zu schauen!

Doch Ziethen, streichend seinen Bart,
Antwortete mit Lachen:
Fritz wird nun bald, nach seiner Art,
Ein Herbstmanövre machen;
Wagt er sich nun aus Sanssouci,
So können wir ihn ohne Müh',
Anstatt zu manövriren,
In Himmel transportiren.

Es machten sich dann diese Herrn,
Nach wackrer Preussen Weise
Von aller Furcht und Zaudern fern,
Geschwind auf ihre Reise.
Sie eilten nach der Oberwelt,
Zu fangen Preussens tapfern Held,
Und standen auf der Lauer
Dicht an des Schlosses Mauer.

Es standen unsre Helden da,
Dem König aufzupassen,
Als eben Madam Podagra
In etwas ihn verlassen.
Er ahnd'te nichts von der Gefahr,
Und weil auch schönes Wetter war,
So ließ er sich verleiten,
Ein wenig auszureiten.

Kaum aber war er vor dem Thor,
So ward ein dicker Nebel,
Und gleich sprang Vater Ziethen vor,
Und griff nach seinem Säbel.
Dem König war dabey nicht wohl;
Er grif nach seinem Terzerol,
Das war, zu allem Schaden,
Den Morgen nicht geladen.

Verzeihen

Verzeihen Ihro Majestät,
Sprach Scheel mit vielem Bücken,
Sie werden, weil's nicht anders geht,
Sich in Geduld drein schicken.
Im Himmel ist es auch recht gut;
Da fließt von keinem Säbel Blut,
Da schweigen die Canonen,
Da ists vortreflich wohnen.

Auch können Ihro Majestät
Im Himmel manövriren;
Bellona, die das Ding versteht,
Hält viel vom Exerciren.
Sie sind dort schon mit Ruhm bekannt,
Und an des Tafelsaales Wand
Stehn alle Dero Siege
Vom siebenjähr'gen Kriege.

Der König sprach: Ich seh' es ein,
Aus ists mit meinem Leben;
Die Sache kann nicht anders seyn,
Ich muß mich drein ergeben.
Auf Erden hält mich nichts zurück;
Ich machte meiner Völker Glück;
Die Grösse meiner Staaten
Ist Wirkung meiner Thaten.

Der Tod verlas nun den Befehl,
Und schüttelte die Sense;
Des Pferdes Zügel faßte Scheel,
Und Ziethen nahm die Trense.
Schnell, wie der Bliz nur fahren kann,
Gieng izt die Reise himmelan,
Und unter ihnen ferne
Blieb Sonne, Mond und Sterne.

Im Himmel stand ein Grenadier
Von Potsdam als Gefreyter;
Der sprach zur Wach': Ich sehe hier
Von weitem einen Reiter;
Ach wenn's doch Vater Friedrich wär! —
Er ists! Heraus, Bursch', ins Gewehr!
Ihr müßt gut präsentiren,
Das wird ihn recht charmiren.

Der König kam; der Officier
Der Wache salutirte,
Indem der Tambour, nach Manier,
Die Trommel wirbelnd rührte.
Nun gieng es schnell die Strassen durch,
Bis zu des Donnergottes Burg;
Hier sas man gleich beym Mahle
Im grossen Göttersaale.

Der

Der Marschall, der den Dienst versah',
Trat ein, ihn anzumelden;
Welch froh Getümmel wurde da
Bey Göttern und bey Helden!
Nektar, Ambrosia blieb stehn,
Um Preussens Friederich zu sehn;
Ihn freudig zu empfangen
War jedermanns Verlangen.

Hier, kühne Muse! sey dein Ziel;
Du darfst nicht weiter singen;
Es ist für deinen Schwung zu viel,
In das hinein zu dringen,
Was Zevs für Friederich beschloß.
O! sein Verdienst ist allzugroß,
Er that zu viel auf Erden,
Um gnug belohnt zu werden.

Indeß hat seines Bruders Sohn,
Zu alles Volks Vergnügen,
Den weltberühmten Königsthron,
Auf dem Er saß, bestiegen.
Da sitz' und herrsch' Er unverrückt,
Wie Friedrich weis' und hochbeglückt,
Um einst nach fernen Jahren
Dem Oheim nachzufahren!

Nachschrift.

Denkt nur, lieben Leser; wie mirs gehet. Eben hatte ich dieses kleine Manuscript fertig gemacht, als ich bey einem Freunde ein gedrucktes Exemplar dieses Liedes fand, auf zwey Octavblätter schlecht genug hingesudelt, ohne Druckort, mit der Aufschrift: Friedrichs Abholung in Elysium. Die ist nun fürs erste ganz unrichtig; denn der König wird nicht, wie ein gemeiner Schatten (ich rede im Tone der Fabel) nach der Unterwelt, wo das Elysium ist, abgeholt, sondern gerade in den Himmel, zu den Göttern und Halbgöttern, oder Helden, hinaufgeführt. Ueberdem fand ich das Lied selbst nicht nur mit allen den Fehlern, die ich in der vor mir gehabten Abschrift desselben bemerkt und zu verbessern gesucht hatte, sondern auch mit manchen von neuem hinzugekommenen verunstaltet; so daß ich bald zu dem Entschlusse kam, mich durch dieses geschmacklose Wischchen nicht irre machen zu lassen, und das Lied in der von mir veränderten Gestalt dennoch zum Drucke zu befördern, in der Hofnung, daß es sich so eher erhalten, und vielleicht ein wenig geschickter seyn werde, dem Leser einiges Vergnügen zu gewähren.

J. B.

III.

Nachtrag zu der Abhandlung, über ein Privilegium, lateinisch zu reden; von dem Verfasser derselben.

Seit der Zeit, daß ich jenen Aufsatz niederschrieb, habe ich zwey Gelehrte gefunden, denen jenes Privilegium der Cumaner einer besondern Erwähnung würdig geschienen hat. Winkelmann im zweyten Theil der Geschichte der Kunst des Alterthums (S. 382. der alten Ausgabe) führt es als einen Beweis an, daß die griechische Sprache sogar in den griechischen Städten Italiens, in den damaligen Zeiten ausser Gebrauch zu kommen angefangen habe; welches wohl hierdurch eben nicht überzeugend genug bewiesen wird; indem jenes Privilegium sich nicht auf das Privatleben erstreckte, und den Untergang der Nationalsprache nicht nothwendig machte, sondern nur beförderte. Am Ende setzt er hinzu, er halte es mehr für ein Gebot der Römer, als für eine Erlaubniß. Das käme also darauf hinaus, daß die Römer den Cumanern das Gesuch selbst an die Hand gegeben hätten, welches ich schon in meinem ehemaligen Aufsatze für unwahrscheinlich hielt, und welche neuere Methode, zum Bitten zu nöthigen, der Antiquar Winkelmann nicht den Römern hätte andichten sollen. Wichtig und angenehm mußte das Verlangen der Cumaner den Römern allerdings seyn, insofern es ihren Absichten so ganz entsprach; aber warum solten sie diesmal, gegen ihre Gewohnheit, ihre Absichten so blos gegeben haben? Hätten sie den Cumanern

zu verstehen gegeben, daß sie ein solches Privilegium suchen solten, so setzt dies immer voraus, daß es gewöhnlich war, so etwas als Begnadigung zu suchen und zu ertheilen. Was solte sie bewogen haben, mit Cumä so sehr zu eilen, und es nicht abzuwarten, bis diese Stadt, wie andre, von selbst den Einfall hätte? Wäre ihnen aber so sehr daran gelegen gewesen, es zu beschleunigen, so ist nicht abzusehn, warum sie den Umweg genommen, und so viel Umstände mit einer ihnen längst unterwürfigen Stadt gemacht hätten. Ja, es liesse sich noch die Frage aufwerfen, welches härter sey, einem Volke eine fremde Sprache aufdringen, oder es nöthigen, sich den Gebrauch derselben als eine Gnade ausbitten. Wenigstens, wenn die Frage wäre, was härter sey, einer lutherischen Gemeinde geradezu einen catholischen Prediger zu geben, oder sie nöthigen, sich ihn selbst zu erbitten, so wird niemand anstehn, das letztere grausamer zu finden, weil hier auch der Trost der Protestation wegfiele. So nöthigten die Tiberiusse und Neronen verdiente Männer, sich selbst zu tödten. In der That findet man auch kein einziges Beyspiel, daß die Römer irgend einer Stadt oder Volke die Landessprache untersagt, oder ihre Sprache anbefohlen hätten. Das war hingegen ein Meisterstück der römischen Politik, alles so anzulegen, daß die Völker von selbst in die Falle der Knechtschaft giengen, ihnen solche Gesinnungen einzuflössen, daß sie es selbst für eine Ehre hielten, römisch sprechen zu dürfen.

Der andere Gelehrte ist Alexander ab Alexandro in seinen Diebus Genialibus Lib. II. Cap. 30. der erst die allgemeine Bemerkung macht: Romani vsum Latini sermonis

monis *nonnullis coloniis* pro munere impertiuerunt, und dies sodann mit dem einzigen Beyspiel von Cumä erläutert, das damals noch keine Colonie war, und das als Colonie, darum nachzusuchen nicht nöthig gehabt hätte. Zur Zeit habe ich noch nirgends ein zweytes Beyspiel auffinden können, und derjenige Gelehrte würde mich sehr verbinden, der mir ein zweytes nachwiese. Ich glaube immer, daß Cumä nicht allein so etwas gesucht und erhalten hat, wenn gleich Livius keine Paralelstelle hat, und wenn sich auch in allen alten Schriftstellern nichts ähnliches finden solte. Livius begnügte sich vielleicht von den vielen Beyspielen der Art, die er in den römischen Jahrbüchern fand, eines statt aller anzuführen.

Folista de Linguae Latinae vsu et praestantia, und andere ähnliche Schriftsteller betrachten das Privilegium der Cumaner als einen Beweis von der anerkannten Vortreflichkeit der lateinischen Sprache, und ahnden daher gar nichts von gewissen mit dem öffentlichen Gebrauch derselben verbundenen Rechten. Griechen haben wohl nie aus Ueberzeugung von den wesentlichen Vorzügen der Römersprache sich nach der Erlaubniß, sich ihrer zu bedienen, gesehnt, und hatten es auch wahrhaftig nicht Ursache: sie müßten denn so sehr vom Latein bezaubert worden seyn, als Inchofer, der in der historia sacrae Latinitatis behauptet, daß die Seligen im Himmel Lateinisch sprächen. Eben derselbe will uns übertreden, Christus habe als Unterthan der Römer zuweilen Latein geredet, quia verosimile sit, eum legibus Romanis, *sermonis Latini vsum imperantibus*, obtemperasse. Was mögen das wohl für Leges gewesen seyn?

Die Cumaner waren in den Augen der Römer nicht Barbaren; denn Festus sagt: Barbari dicebantur antiquitus omnes gentes *exceptis Graecis;* sie waren auch nicht Ausländer, (peregrini) indem sie eine Municipalstadt waren, dennoch wolten sie sich den Römern noch um eine Stufe mehr nähern, wolten römisch reden, um desto eher ein Municipium italischen Rechts zu werden.

Als ein Eroberungsmittel führt die Sprachen ausdrücklich Hert in den Elementis prudentiae civilis p. 435. an, und bemerkt, daß Staaten, die nach Vergrösserung trachten, durch allerley Kunstgriffe ihre Sprache auszubreiten suchen. Sie glauben, sagt er, ein Volk, das einem andern unterworfen ist, werde nicht immer im Gehorsam erhalten werden können, wenn es nicht auch die Sprache der Eroberer angenommen habe, und die Erfahrung habe es, meint er, gelehrt, daß, wenn die herrschende Sprache den Ueberwundenen habe können angenehm gemacht werden, dies das Joch der Knechtschaft erleichtert, und endlich gar die Erinnerung an die ehemalige Freyheit vertilgt habe. — Puffendorf, wenn er in den Rebus Brandenburgicis L. XVIII. §. 48. die Ursachen erzählt, durch die sich im Jahr 1682. die Conferenzen der Deutschen zu Frankfurth mit den Franzosen zerschlugen, gedenkt unter andern auch, wie sehr es aufgefallen sey, daß die französischen Gesandten nicht allein sich der bisher herkömmlichen lateinischen Sprache bey den Unterhandlungen nicht bedienen, sondern auch sogar keine andere, als französische Schriften annehmen wollen. Unter andern Betrachtungen, die diese Prätension damals veranlaßt, sey auch diese gewesen: man habe die

die Ausbreitung der französischen Sprache in Europa für ein trauriges Vorzeichen gehalten, indem die Erfahrung gelehrt, daß Völker, die die Sprache und Sitten einer andern Nation der ihrigen vorziehn, gleichsam selbst den Weg zu ihrer Unterjochung bahnen.

Vom Rechte der Regenten über die Volkssprache (de iure principis circa linguam) sind, so viel ich weiß, noch keine besondern Abhandlungen geschrieben worden, und doch liesse sich über diesen Gegenstand manches Erhebliche sagen. Sprachgesetze sind eigentlich Regeln, die sich auf die Natur der Sprache gründen, und Gesetzgeber der Sprache sind jene classischen Schriftsteller,

Quos penes arbitrium est, et ius, et norma loquendi.

Sprachgesetze,*) von Fürsten gegeben, lassen sich indessen wohl denken, wenn auch gleich daraus nie ein ganzer Sprachcodex erwachsen solte, und zu klein ist dieser Gegenstand für die Gesetzgebung nicht, da über noch viel geringere Dinge, zumal von Despoten, Gesetze sind gegeben worden. Unter der Würde eines Regenten würde es allerdings seyn, sich zum Schiedsrichter in Streitigkeiten der Grammatiker aufzuwerfen, und wenn dergleichen Entscheidungen nur auf Willkühr, und nicht auf den Genius der Sprache, oder andre wesentliche Dinge gebaut wären, so möchten solche Sprachgesetze ihren Urheber wohl nicht lange überleben. Der orientalische Despot

*) Oeffentliche Schulgesetze über Sprachunterricht, Grammatiken in den Schulen eines ganzen Landes eingeführt, sind bekannte Beyspiele.

kann alle Zungen ausschneiden lassen, aber durch Gebot allein wird er es nicht dahin bringen, daß, statt asiatischer, europäische Worte durch sie hervorgebracht werden; Tiberius konnte einen streitbaren Grammatiker (antisophistam Suetonius cap. 11.) ins Gefängniß werfen; aber nichts hat seine eignen Reden und Gedichte, so viel Schweiß sie ihm auch kosteten, vor dem Untergang bewahren können. Des Kaisers Claudius neu erfundene Buchstaben verschwanden mit ihm, und keine kaiserliche Autorität hat es dahin bringen können, daß man Schismam für Schisma sagt. Auch in dem sonst mit so viel Willkührlichkeiten erfüllten Curialstyl wird das öffentliche Ansehn eigentliche Sprachschnitzer nicht ewig bey Ehren erhalten können. Allein in Puncten der Orthographie und Grammatik, die selbst unter den Gelehrten streitig sind, kann niemand dem Regenten das Recht absprechen, wenn er es für wichtig genug hält, zu bestimmen, wie er es hierinnen in öffentlichen Schriften will gehalten haben, wobey einem jeden die Freyheit der Privatmeynung unbenommen bleibt. Da auch Stylisten selbst der Meynung sind, daß der Canzleystyl um mehrerer Feyerlichkeit willen (der Richtigkeit und Reinigkeit unbeschadet) um funfzig Jahre hinter der geschmackvollen Büchersprache zurückbleiben dürfe, so ist es nicht ganz zu misbilligen, wenn Regenten aufkommende Neuerungen, solten es auch wahre Verbesserungen seyn, in öffentlichen Aufsätzen vor der Hand untersagen. So ward es neuerlich in der Pfalz anbefohlen, nicht Kurfürst, sondern Churfürst, nicht Karl, sondern Carl zu schreiben. Der jüngere Moser gab eine Staatsgrammatik heraus; die er freylich nicht von lauter ausdrücklichen Gesetzgebungen abstrahirte, aber gebilligtes Her-

kom-

kommen gilt je dem Gesetze gleich. Ueber die Frage, ob der Staat, wie in Frankreich geschehn ist, eine eigne Gesellschaft von Gelehrten besolden und privilegiren solle, über die Reinigkeit und Richtigkeit der Sprache zu wachen, und zu entscheiden? hat man die Gründe auf beyden Seiten schon öfters erörtert. — Wenn man in mehrern deutschen Landen neuerlich den Juden anbefohlen hat, ihre Handelsbücher in deutscher Sprache abzufassen, so ist man, ausser mehrern andern Ursachen, auch durch die Betrachtung dazu bewogen worden, daß auf diese Weise die Juden viel leichter nationalisirt werden könnten. Wenn dem Regenten die Oberaufsicht über die äusserliche Religionsübung, und alle dahin gehörige liturgische Gebräuche gebührt, so kann es ihm auch keineswegs gleichgültig seyn, in was für einer Sprache der Gottesdienst gehalten wird, und solte er in einem Lande auch noch so lange in einer ausgestorbenen, dem größten Theil der Gemeinde unverständlichen, Sprache verhandelt worden seyn, so muß es dem Regenten frey stehen, die Muttersprache statt jener einzuführen, und der kirchliche Gebrauch derselben ist ihm in der That noch wichtiger, als die Modernisirung der Gesangbücher, bey denen man es oft nur bey der Modernisirung des Ausdrucks bewenden läßt. Da die Verschiedenheit der Mundarten so oft schon ein Nahrungsmittel des Nationalhasses, und das Schiboleth ein Feldgeschrey der Antipathie gewesen ist: so muß es in einer grossen Monarchie eine nützliche Staatsmaxime seyn, wenn man den Unterschied der Dialecte allmählig aufzuheben, und alle in einen zu verschmelzen sucht. Holberg in der dänischen Reichshistorie (Th. I. S. 506. der deutschen Uebers.) erzählt von einem schwedischen Empörer nach der, durch die

colmarische Union bewirkten Vereinigung der drey nordischen Reiche, er habe vorgehabt, alle Ausländer in Schweden umzubringen, oder zu vertreiben. Da aber viele bey ihrem langen Aufenthalte in Schweden die Sprache so gut gelernt hatten, daß es schwer war, sie von Eingebohrnen zu unterscheiden, so gab der Rebell seinen Leuten die Losung, allen, die ihnen verdächtig schienen, die Worte zum Aussprechen vorzulegen: Huit Haest i Kiorn Gulf, und jeden, der sie nicht recht sagte, todt zu schlagen. Zum Rechte eines Landesherrn gehört es unstreitig auch, eine ausländische Sprache ganz zu verbieten, wie Carthago ehedem die griechische verbot, nachdem sie oft zur Landesverrätherey war gemisbraucht worden. Nur dann werden die Wenden völlig deutsch werden, wenn man ihnen nicht mehr wendisch predigt, und nur dann ist eine völlige Policirung der Zigeuner zu hoffen, wenn man sie von ihrer Sprache entwöhnt. Die deutschen Provinzen, die der Krone Dänemark unterworfen sind, haben vor andern Provinzen vermischter Monarchien auch dieses voraus, daß um ihretwillen eine eigne deutsche Canzley angeordnet ist.

Daß die Römer nicht mit Gewalt, sondern allmählig ihre Sprache ausgebreitet, bemerkt Hert in dem oben angeführten Werke ganz richtig, und führt zum Beweis an, daß sie z. B. in Gallien und Spanien anfangs nur einige Leute bestellt, welche römisch sprachen, und diejenigen ausgezeichnet hätten, die sich auf diese Sprache legten, wodurch mit der Zeit jene Provinzen endlich ganz lateinisch, und ihre Ursprache ganz vertilgt worden. Er führt dabey eine schöne Stelle aus dem Kirchenvater Augustin an, wo derselbe sagt: Linguarum

guarum diversitas alienat hominem ab homine; at enim opera data est, vt imperiosa civitas Romana non solum iugum, verum etiam linguam suam domitis gentibus per *pacem societatis* imponerent. *Augustinus* de Civ. Dei XIX. 7. Grotius im Werke de iure Belli et Pacis B. III. Cap. 8. §. 3. hält es für eine Art von Despotismus, wenn man Völker zwinge, ihre Sprache zu ändern, und wenn es geschehe, so sey es ein imperium mixtum, ex civili et hereli. Was die römische Sprache durch Politik, noch nie aber eine Sprache durch Gewalt erlangt hat, eine Art von Universalität in der ganzen gesitteten Welt, das hat die französische Sprache durch ihre innere Vorzüge erlangt, wie Eberhard in seinen vermischten Schriften gründlich gezeigt hat.

Cumä dachte, indem es um die Erlaubniß anhielt, lateinisch zu reden, nicht so patriotisch, als Neapel. Als ein Gesetz des Cäsar (Lex Iulia) allen verbündeten Völkern das römische Bürgerrecht anbot, wenn sie es annehmen wolten, (si fundi facti essent) so zog der meiste Theil der Einwohner von Neapel seine bisherige Freyheit dem angebotenen Bürgerrechte vor, wie Cicero in der Rede pro Balbo Cap. 8. sagt. Eben aus dieser Rede Cap. 14. lernt man, daß es sogar Völker gegeben, die sich in ihrer Capitulation mit den Römern es ausbedungen, nie römische Bürger zu werden, und unter denen nennt Cicero ausdrücklich die Germaner und Helvetier.

Die Ausrufer, und zwar, insofern sie Sachen zum Verkauf ausrufften, führt Livius unstreitig deswegen besonders als ein einzelnes Beyspiel von dem öffentlichen Gebrauch der lateinischen Sprache zu Cumä an, um damit zu beweisen,

daß

daß sich dieser Gebrauch auch sogar bis dahin erstreckt habe. Die lateinische Sprache war lange Zeit Sprache des deutschen Reichs (Idioma imperii) bis im Jahr 1236. das erstemal ein Reichsabschied deutsch abgefaßt wurde. Wenn auch gleich nach der Zeit das lateinische und Französische, ersteres sogar vermöge der Wahlcapitulation, in Verhandlungen mit auswärtigen Nationen gebracht ward, so blieb doch den einheimischen Staatsurkunden die deutsche Sprache eigen. Sind einige neuere Friedensschlüsse unter deutschen Mächten französisch abgefaßt worden, so läßt sich dies mit den fremden Mächten, die als Vermittler oder Garants daran Theil nahmen, rechtfertigen. In den Reichsgerichten herrscht die deutsche Sprache, und die lateinische wird nur dann gebraucht, wenn Partheien aus Ländern vorkommen, wo man der deuschen Sprache nicht kundig ist.

Da nach dem plotischen Gesetz im Jahr der Stadt Rom 668. alle, die zu verbündeten Völkern gehörten, in Italien wohnhaft waren, und binnen sechzig Tagen ihre Namen bey dem Prätor in Rom angaben, das römische Bürgerrecht bekommen konnten, so ist kein Zweifel, daß auch die meisten Cumaner sich dieser Gelegenheit werden bedient haben, zum römischen Bürgerrechte zu gelangen, wenn sie auch nicht die Stufen des Iuris Italici und Latini durchgegangen waren. Unter August ward Cumä so sehr römisch, daß es gar in eine römische Colonie verwandelt ward, nachdem es in den bürgerlichen Kriegen ganz war verödet worden. Hatte es 668. schon das ganze Bürgerrecht erlangt, so sank es nun wieder eine Stufe tiefer. So wie nämlich die Römer ihren Colo-

nien

nien nicht einerley Vorrechte ertheilten, so rechnet Festus (de verborum signif. sub voce *municipium*) zu seiner Zeit die Cumaner zu der Art von Colonisten, die, wenn sie sich in Rom niederliessen, Ehrenämter erlangen, und dadurch in den Besitz des völligen römischen Bürgerrechts kommen konnten.

Daß man es für ein Stück der Autonomie angesehen habe, wenn die Römer einem Volke es vergönnten, nicht blos seine vaterländischen Gesetze beyzubehalten, sondern auch fernerhin Gesetze in seiner eignen Muttersprache abzufassen, läßt sich aus den Pandecten mit dem Beyspiel eines ungenannten Municipium bekräftigen, das seine Municipalgesetze in griechischer Sprache geben durfte, und wovon Ulpian L. 3, D. quod cuiusque vniv. nom. ein griechisches Fragment anführt. Man sehe Steger's Abhandlung ad legem municipalem Romanorum, Lipſ. 1738.

So lange es auch gedauert, bis die Deutschen Nationalstolz genug bekamen, in öffentlichen Schriften deutsch zu reden, so haben doch auch die Canzleyen benachbarter Reiche nicht viel früher ihre Muttersprache in ihre Rechte eingesetzt. Die Franzosen fertigten vordem sogar ihre Privatcontracte in lateinischer Sprache aus, und erst Franz I. befahl 1539, die Parlamentsverhandlungen und alle Prozeßschriften französisch niederzuschreiben. In Endland befahl erst Eduard III. alles in englischer Sprache zu verhandeln.

Vor Gerichten sahen die Römer so streng auf den Gebrauch der römischen Sprache, daß Tiberius einem Solda-

ten vor Gerichten nicht gestattete, einem Griechen, der ihm griechisch sein Zeugniß absoderte, in griechischer Sprache zu antworten. (*Suetonius* vita Tiberii cap. 71.) Ein Vermächtniß, in griechischer Sprache gemacht, war ungültig, wie Ulpian sagt, und das nach dem Grundsatz, daß Handlungen, die sich auf Römergesetz (ius civile) gründeten, in römischer, die aber, die ihren Grund im allgemeinen Natur- und Völkerrecht hatten, in jeder Sprache verrichtet werden konnten.

IV.

Nachrichten von Tunkin und Cochinchina; aus französischen Missions- und andern Reiseberichten.

Das Königreich Tunkin gränzt gegen Osten und Norden an das chinesische Reich, gegen Westen an Laos, und gegen Süden an die so genannte Bay von Tunkin, einen sehr geräumigen Meerbusen, der guten Ankergrund hat. Die französischen Missionnairs, die im Jahr 1738. aus diesen Gegenden wieder zurück nach Europa kamen, gaben Tunkin für halb so groß wie Frankreich aus. Das Clima dieses Landes entspricht der Lage desselben, denn es liegt recht unter dem Wendekreiß, und die Luft ist daselbst gesund und sehr gemäsſigt. Diesen Vortheil erhält es hauptsächlich von den vielen Flüssen, die es durchwässern, und von dem häufigen Regen, der alle Jahr sehr regelmäßig eintrift. Die einzigen Winde, die man hier kennt, sind der Nord- und Südwind; beyde wechseln

seln ordentlich mit einander ab, und ein jeder weht ununterbrochen sechs ganze Monate des Jahres. Auch weiß man nur von zwey Jahreszeiten: einer trocknen und einer nassen. Die erste und angenehmste fängt mit dem September an, und dauert bis zum März. Während diesem ganzen halben Jahr hat man beständig Nordwind. Die Monate Januar und Februar sind oft sehr kalt, aber demohngeachtet sieht man niemals weder Eis noch Schnee. Die Regenzeit fängt im März an, und endigt sich mit dem August. Dies ist die ungesundeste Zeit im ganzen Jahr, und ungeachtet des häufigen Regens herrscht in den Monaten Juny, July und August, dennoch die brennendste Hitze. Auch ist man auf den Küsten von Tunkin sehr den unter dem dortigen Himmelsstrich gewöhnlichen Wirbelwinden ausgesetzt, die öfters gräßliche Verwüstungen anrichten.

Dieses Königreich wird in acht Landschaften oder Provinzen eingetheilt, von welchen der größte Theil sehr niedrig und flach liegt, und wegen der häufigen Canäle und Dämme viel Aehnlichkeit mit Holland hat. Auf der Nord- West- und Südseite wird Tunkin von hohen Bergen eingeschlossen, und mitten durch dieses Land fließt ein grosser Fluß, der sich in viele Arme theilt. Auch findet man hin und wieder noch einige kleinere Flüsse, die unaufhörlich von Schiffen und andern grossen Fahrzeugen wimmelm. Zwar wächst in diesem Lande weder Wein noch Getreide; aber die Schuld liegt ganz allein an den Einwohnern, die nichts als ihre gewöhnliche Speise, den Reiß, anbauen mögen.

Man trift in Tunkin Tygerthiere, Elephanten, Hirsche, Affen, und überhaupt alle Arten von Haußthieren an, die man in Europa kennt; nur ist zu bemerken, daß in diesem Lande die Katzen, nicht wie bey uns, die ihnen sonst natürliche Anlage zum Mäusefangen haben, sondern Hunde zu dieser Jagd abgerichtet werden, die sich denn dabey sehr gut zu benehmen wissen. Ausser diesen vierfüssigen Thieren hat man auch keinen Mangel an zahmen Federvieh, aber dagegen nur wenig Wildpret. Die Landvögel sind ziemlich selten; hingegen giebt es eine ausserordentliche Menge Seevögel. Ueberall wimmelt dieses Land von kriechendem Ungeziefer aller Arten; auch wird man sehr von Fliegen und andern Insecten, vornehmlich aber von einer Art weissen Ameisen geplagt, die Kämpfer in seiner Beschreibung von Japan sehr umständlich beschreibt. Sonst hat Tunkin weder Gold- noch Silberminen. Das erste dieser Metalle holt man gemeiniglich aus China, und das andere erhält man durch den Handel mit den Engländern und Holländern. Hingegen bringt dieses Land, wie Baron, ein Reisender, der sich lange daselbst aufgehalten haben, und sogar ein gebohrner Tunkineser seyn soll *), versichert,

*) Sein Reisebericht ward anfänglich im dritten Band der Sammlung von Reisebeschreibungen, die Charchill 1732. herausgab, und nachher aus denselben in den 9ten Band der Histoire générale des Voyages eingerückt. Die Herausgeber derselben haben aber nicht für gut befunden, anzuzeigen, ob Baron ein ursprünglicher Tunkineser, oder von europäischen Eltern in diesem Lande gezeugt worden sey.

sichert, eine hinlängliche Menge Eisen und Bley zur Befriedigung der inländischen Bedürfnisse hervor.

Ausser der Stadt Kachao, die auch von einigen Cheko genannt wird, giebt es nicht drey Städte in diesem Königreich, die eine besondere Aufmerksamkeit verdienen. Aber die Dörfer, die von den Einwohnern Aldeas genannt werden, sind so zahlreich, und liegen so nahe bey einander, daß das Land davon ganz bedeckt zu seyn scheint.

Kachao die Hauptstadt des Königreichs liegt unter dem ein und zwanzigsten Grad der Breite und ist ungefehr zwanzig deutsche Meilen weit von der See entfernt. Sie wird für eine der größten Städte in Asien gehalten, sowohl wegen ihres ungeheuren Umfanges, als auch der Zahl ihrer Einwohner. Der Zusammenfluß von Menschen ist daselbst, besonders an Markttagen, den ersten und funfzehnten jeden Monats, an welchen Tagen die benachbarten Landleute ihre Waaren nach der Stadt bringen, so ausserordentlich groß, daß man Mühe hat auf den Strassen vorwärts zu kommen, und es wirklich viel heißt, wenn man hundert Schritte in einer halben Stunde thun kann. Indeß herrscht doch in dieser Stadt eine bewundernswürdige Policey. Eine jede Waare die zum Verkauf gebracht wird, hat ihre besonders angewiesene Strasse, die einer, zwey, oder auch mehrern Dorfschaften gehört, deren Einwohner allein das Vorrecht haben ihre Waaren daselbst zu verhandeln.

Kachao ist der gewöhnliche Aufenthalt des Königs, seiner Hofstatt und der hohen Justiztribunäle des Landes. Die

Paläste und andre öffentliche Gebäude nehmen einen geräumigen Platz ein, haben aber sonst nichts glänzendes an sich. Das Hauptgebäude an denselben ist nur allein von Holz und der Ueberrest sowohl wie die andern Häuser in der Stadt, sind nur von Leim zusammen gebacken, und mit Schilfrohr gedeckt. Doch muß man hievon die Häuser der Fremden ausnehmen, die ganz von Backsteinen aufgemauert sind, und so unansehnlich sie auch sonst immer scheinen mögen, keine unansehnliche Figur unter jenen armseligen Strohhütten machen. Indeß zeugen doch die dreyfachen Mauern der alten Stadt, und ein unweit davon gelegener verfallener Palast, noch jetzt in ihren Trümmern, von dem ehemaligen Glanz der Hauptstadt von Tunkin. Der Palast, der eines der prächtigsten Gebäude in Asien war, ist von ungeheurem Umfang, und die Vorhöfe desselben sind durchgehends mit Marmor gepflastert. Selbst in seinen Ruinen flößt er noch jetzt dem Reisenden Ehrfurcht und Bewunderung ein.

Auch findet man in Kachao ein Arsenal und Magazine, die mit Waffen und andern Kriegsvorrath angefüllt sind. Sie liegen am Ufer eines Flusses, der Songkoy heißt; eine Benennung, die in der Landessprache so viel, wie der grosse Fluß bedeutet. Er entspringt in den chinesischen Gebirgen und fließt queer durch Kachao. Ueberall wimmelt dieser Fluß von Barken und Böten, die Waaren und Lebensmittel aller Arten nach der Hauptstadt führen.

Die Tunkineser sind wohl gewachsen, aber dabey mehr klein, als groß. Beyderley Geschlechter sind von schwacher Leibesbe-

besbeschaffenheit und haben eine schwarzgelbe Farbe, die aber doch nicht so dunkel, wie bey den Chinesern und Japanesern ist. Auch haben sie nicht so platte Nasen und Gesichter, wie die erstern. Ihre Haare sind schwarz, und je länger solche sind, für eine desto grössere Schönheit werden sie gehalten. Sie haben durchgehends bis ins sechszehnte oder siebenzehnte Jahr sehr weisse Zähne; alsdenn aber schwärzen sie solche mit einer Art von Salbe, die so scharf ist, daß sie einen Eckel für jede Nahrung bekommen, und öfters drey bis vier Tage ohne das geringste zu geniessen, zubringen müssen. Einige Reisende wollen bemerken, daß sie es sich für eine Schande halten, gleich den unvernünftigen Thieren weisse Zähne zu haben; die wahre Ursache ist aber ohne Zweifel keine andre, als die alte herrschende Gewohnheit des Landes. Reiche Leute lassen, so wie in China, die Nägel recht lang wachsen.

Die Tracht der Tunkineser ist wenig von der chinesischen verschieden, uud besteht in langen Röcken von Cattun oder Seide. Ein altes Gesetz befiehlt zwar allen, nur die Gelehrten und Priester ausgenommen, mit blossen Füssen zu gehen, es wird aber heut zu Tage nicht mehr so genau darauf geachtet. Die Visitenzimmer der Vornehmen sind rund herum an den Wänden, ungefehr drey Fuß hoch von der Erde erhaben, und diese Erhöhungen mit sehr schönen Matten bedeckt. Hier sitzen ihre Gäste mit kreuzweiß über einander geschlagenen Beinen nach asiatischer Sitte; auch bedienen sie sich derselben statt der Betten.

Die gewöhnlichen Speisen des gemeinen Mannes sind Reiß, Hülsenfrüchte und eingesalzene Fische; die Tafeln der

Reichen hingegen sind immer mit Fleisch und Wildpret versehen. Man legt nie Tischtücher und Servietten auf, die auch bey ihnen von geringen Nutzen seyn würden, weil man hier zu Lande, so wie in China, den Gebrauch hat, keine Speise mit den Fingern anzurühren. Das Fleisch wird kleingeschnitten aufgetragen, und man bedient sich beym Essen, nach chinesischer Sitte, zwey kleiner Stöckchen, an Stelle der Gabeln. Baron nennt die Tunkineser Vielfrässe, die einzig und allein sich beschäftigen, ihren Magen zu füllen, und bey Tische keine Frage, die man ihnen vorlegt, beantworten. So selten sich auch das gemeine Volk in starken Getränken zu berauschen pflegt, so üblich ist dieses doch bey Hofe und unter den Soldaten. Ein starker Säufer und ein Mann von gutem Ton sind in ihren Augen zwey ganz gleich bedeutende Wesen. Bey Gastmalen steht es den Eingeladenen frey, alles zu begehren, was sie nur wollen, und der Wirth schätzt es sich für eine Ehre, ihre Wünsche in jedem Stück zu befriedigen. Die Vornehmen und Reichen pflegen täglich drey Mahlzeiten einzunehmen und überdem noch immer während des Nachmittags einige leichte Speisen zu geniessen.

Die Einwohner von Tunkin sind sehr dienstfertig und gefällig; sie übertreiben aber ihre Höflichkeit nicht so sehr wie die Chineser. Alle Besuche werden des Morgens in der Frühstunde abgelegt, und derjenige, der sich in einem angesehenen Hause, ohne eingeladen worden zu seyn, zu Mittage einfinden wolte, würde für den unhöflichsten Menschen von der Welt gehalten werden. Die Grossen des Reichs und überhaupt alle Standespersonen erscheinen bey diesen Gelegenheiten nie

nie, ohne ein zahlreiches ihrem Rang und ihrer Würde angemessenes Gefolg bey sich zu haben. Sogar Geringere lassen sich alsdenn von nicht weniger als zehn Personen begleiten; denn hier zu Lande wird ein glänzender Aufzug über alles geschätzt.

Wenn derjenige, der einen Besuch abstattet, von einem höhern Range ist, wie sein Wirth, so würde dieser wider alle Achtung gegen seinen Gast zu handeln glauben, wenn er ihm Erfrischungen anbieten solte. Eine jede Standesperson läßt sich immer von seinen Bedienten eigenes Wasser und Betel nachtragen, welches er sich denn nach Wohlgefallen zu bedienen pflegt. Die Tunkineser sind schon von Natur sehr zur Fröhlichkeit gestimmt. Bey ihren Gelagen herrscht nichts als Freude, und Traurigkeit ist auf immer von ihren Tischen verbannt. Daher kömmt es auch, daß sie selten Kranke zu besuchen pflegen, und niemals ihren Anverwandten und Freunden rathen, ihre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, gesetzt auch, daß sie ihren Untergang noch so deutlich für Augen sehen; denn dieses würde für eine grosse Beschimpfung gehalten werden. Wenn sie einander auf den Strassen begegnen, erkundigen sie sich nie nach ihrem Befinden, sondern bloß wo sie gewesen sind, und was sie dort gemacht haben? Bemerkt ein Tunkineser ja bey seinem Freunde eine mürrische oder mißvergnügte Miene, so wird er ihn nie fragen, ob er krank oder sonst verdrüßlich sey, sondern nur wie viel Reiß er bey jeder Mahlzeit zu essen pflege und ob er guten Appetit habe?

Gesang und Tanz sind die vornehmsten Ergötzlichkeiten dieses Volks. Gemeinhin überlassen sie sich diesen Lustbarkeiten des Abends und oft bringen sie sogar ganze Nächte damit zu. In den Dörfern findet man durchgehends Gesang- oder Musikhäuser, in welchen sich die Einwohner an Festtagen versammlen, und wo von vier bis fünf Schauspielern eine Art von Comödie vorgestellt wird, die immer mit Tänzen und Gesängen untermischt ist. Sie haben nur fünf oder sechs Melodien zu allen ihren Gesängen. Es sind entweder Lieder, die das Lob ihrer Könige und Helden enthalten, oder der Liebe und der Fröhlichkeit geweiht. Das Tanzen ist das beste bey diesen Schauspielen, und die tanzenden Personen sind immer Weiber und Mädchen, die auch manchmal zu singen pflegen. Oft wird die Handlung durch eine Art von Lustigmacher unterbrochen, der durch seine Schwänke und Grimassen die Zuschauer zum Lachen zu bewegen sucht. Unter den Tänzen ist besonders einer merkwürdig. Es erscheint eine Tänzerin auf der Bühne, die auf ihrem Kopf ein grosses Becken trägt, welches ganz mit kleinen brennenden Lampen angefüllt ist. Ihre Hauptgeschicklichkeit besteht darin, daß ohngeachtet aller ihrer Sprünge und Wendungen kein einziges dieser Lämpchen auslöschen oder umfallen muß. Dieser Tanz währt beynahe eine halbe Stunde. Auch giebt es andre Weiber, die mit vielem Anstand auf dem Seil tanzen. Die Tunkineser bedienen sich bey ihren Lustbarkeiten verschiedener musicalischer Instrumente, z. B. Trompeten und kupferne Paucken, Hoboyen, oder Schallmeyen, Cythern, und verschiedene Arten von Geigen.

Die Hahnenkämpfe werden in Tunkin sehr gerne gesehen, und die Vornehmen lassen zu dieser Art von Schau-

spiel

spiel immer eine Menge solcher Thiere auffüttern. Sie müssen mit den Hähnen, die der König zu eben diesem Endzweck hält, kämpfen, bey welcher Gelegenheit grosse Wetten angestellt werden, ob gleich ein jeder im voraus weiß, daß nur die königlichen allein den Sieg immer davon tragen müssen. Durch diese neue Art von kriechender Schmeicheley wird mancher Höfling zu Grunde gerichtet.

Der Fischfang ist eine Art von Belustigung, welcher die Tunkineser nicht weniger ergeben sind, und wozu ihnen die Menge ihrer Flüsse und Teiche öfters die Gelegenheit darbieten. Aus der Jagd machen sie sich nicht viel; auch haben sie fast keinen einzigen grossen Wald, der ihnen dazu besonders Lust machen könnte.

Die Wollustathmende Gemüthsart dieses Volks vervielfacht die Zahl ihrer Festtage. Zwey dieser Feste werden mit grossem Gepränge gefeyert. Das eine um Neujahr, welches in Tunkin immer mit dem Neumond zum Ende des Januars einfällt, währt nach Barons Bericht volle dreyssig Tage. Der erste wird sehr traurig zugebracht; denn keiner darf aus dem Hause gehen und die Thüren müssen verschlossen bleiben, aus Furcht, daß demjenigen, der ausgienge, irgend ein Gegenstand aufstossen könnte, der auf das ganze Jahr von übler Vorbedeutung für ihn seyn möchte. Am andern Tage stattet ein jeder Besuche bey seinen Freunden ab und bezeugt seinen Vorgesetzten seine Ehrfurcht. Von diesem Augenblick an nehmen die Lustbarkeiten ihren Anfang. Ueberall werden nun Zusammenkünfte angestellt, sowohl an öffentlichen Oertern, als in den Häusern der Privatpersonen. Auf den Strassen

werden Schaubühnen gebaut, und von allen Seiten ertönen musicalische Instrumente. Alles überläßt sich nun der Völlerey und den Lüsten bis zur Ausschweifung. Von Stund an werden, so wie in China, alle Geschäfte und Angelegenheiten aufgeschoben. Das grosse Reichssiegel wird einen ganzen Monat über nicht gebraucht; die Gerichtsstuben sind verschlossen; kein Schuldner darf seine Gläubiger fürchten. Zank, Schlägerey und Diebstähle bleiben unbestraft; Hauptverbrecher begnügt man sich nur in Verwahrung zu nehmen, ihre Bestrafung aber wird auf eine andre weniger fröhliche Zeit ausgesetzt. Kurz, alles was lebt überläßt sich ungestört der Freude, und ein jeder bringt seine Zeit unter Spielen und Ergözlichkeiten zu. Kein Tunkineser, so arm er sonst auch immer seyn mag, wird es unterlassen, seine Freunde während diesen festlichen Tagen bey sich, oder doch wenigstens auf seine Kosten zu bewirthen, gesezt auch, daß er sich dadurch der Gefahr aussetzen solte, den ganzen Ueberrest des Jahres betteln zu müssen.

Das zweyte Fest fällt im sechsten Mond kurz nach der ersten Erndte ein. Es wird mit nicht weniger Ceremonien, wie das erste gefeyert. Ausser diesen hat man auch noch verschiedene andre religiöse Feste; man stellt dann und wann Todtenopfer an, und läßt Fleisch und Früchte auf die Gräber der Verstorbnen legen, u. s. w.

Die Gelehrten stehen in Tunkin in eben so grossem Ansehen wie in China, weil Gelehrsamkeit für den einzigen Weg angesehen wird, sich bis zu den ersten Bedienungen des Staats empor zu schwingen. Die Tunkineser haben, wenn

sie

sie lesen, einen singenden Ton, und ihre Sprache ist voll einsilbiger Wörter. Sie haben manchmal nur ein einziges Wort, um eilf bis zwölf voneinander sehr verschiedene Dinge auszudrücken. Der einzige und wesentliche Unterschied besteht darin: Daß sie dies Wort entweder lang oder kurz aussprechen; den Athem dabey zurückhalten, und bald mehr bald weniger Gewicht auf den Accent legen. Bey Gericht und bey allen andern Gelegenheiten, wo ein Ceremoniel beobachtet werden muß bedienen sie sich der chinesischen Sprache. Man findet in diesem Lande keine öffentlichen Schulen; jeder Hausvater wählet sich nach eignem Wohlgefallen einen Lehrmeister für seine Kinder. Das Hauptstudium ist hier, so wie in China, die Kenntniß der hieroglyphischen Charactere, worin derjenige, der das beste Gedächtniß hat, immer die größten Fortschritte macht. Zur Vollendung dieser Studien ist also auch keine bestimmte Zeit festgesetzt. Mancher bringt funfzehn, zwanzig bis dreyßig Jahre damit zu. Uebrigens aber steht es einem jeden frey, sich examiniren zu lassen, sobald er sich nur für fähig hält, die Fragen, die ihm vorgelegt werden könnten, zur Genüge zu beantworten.

Ehrenämter sind nicht erblich, sondern hören mit dem Tode desjenigen auf, der sie in seinem Leben besessen hat. Sie sind bloß Belohnungen litterarischer Verdienste, und machen den wahren Adel des Landes aus. Um zu dieser Würde sich empor zu schwingen, muß man erst drey auf einander folgende Ehrenstufen ersteigen, die den Graden eines Licentiaten, eines Baccalaureus und eines Doctors ähnlich sind. Unter diesen letztern wird immer der geschickteste zum

Präsidenten der ganzen gelehrten Klasse erwählt. So sehr auch sonst Partheylichkeit, Bestechung und Leidenschaften an allen übrigen Unternehmungen der Tunkineser Theil haben mögen, so bemerkt Baron doch, daß bey dieser Gelegenheit alles nach Recht und Billigkeit vor sich geht. Man benimmt sich dabey mit so vieler Sorgfalt und Vorsicht, daß die Wahl durchaus auf keinen andern, als auf den würdigsten Gegenstand fallen muß.

Von allen chinesischen Wissenschaften haben die Tunkineser nur allein die Sittenlehre bey sich aufgenommen. Sie richten sich genau nach den Vorschriften, die Confucius hinterlassen hat. In der natürlichen Philosophie und den mathematischen Wissenschaften sind sie höchst unwissend; ihre Poesie ist unedel und ohne Grazie; ihre Musik ohne Harmonie. Unser Autor, der seine Landsleute sehr freymüthig und der Wahrheit gemäß zu schildern sich bemüht, bezeigt sein Erstaunen, daß Tavernier die Tunkineser unter allen orientalischen Völkern für das reichste an Kenntnissen auszugeben wagt. Doch dies ist nicht die einzige Stelle in Taverniers Reisebeschreibung, die eine Berichtigung nöthig hat; sein Werk wimmelt überall von Fabeln, einfältigen Volkssagen, und ungegründeten Anecdoten.

Die Tunkineser sind nicht geschickter in der Arzneykunde, als in den übrigen Wissenschaften. Sie befolgen genau die Vorschrift der chinesischen Aerzte, um dadurch die Kenntniß und Zubereitung der Kräuter, Pflanzen und Wurzeln kennen zu lernen. Aber die Verworrenheit ihrer Ideen macht, daß man sich schwerlich entschliessen kann, Zutrauen

zu

zu ihnen zu haben. Die Erfahrung ist die sicherste ihrer Regeln; da sie aber weder anatomische Kenntnisse besitzen, noch sonst an die Verschiedenheit der Bauart der menschlichen Körper denken, so schreiben sie alle Krankheiten dem Blute zu, und wenden dagegen ihre Arzeneymittel an, so wie es ihnen gut dünkt, ohne jemals auf die Leibesbeschaffenheit des Kranken dabey Rücksicht zu nehmen.

Die Pest, der Stein und die Gicht sind unter diesem Himmelsstrich ganz unbekannte Uebel. Die gewöhnlichsten Krankheiten sind das Fieber, der Durchfall, die Gelbsucht und die Kinderblattern. In allen diesen Fällen bedient man sich Arzeneymittel und Umschläge von Kräutern und Pflanzen; vornehmlich aber beobachtet man eine genaue Diät und Enthaltung. Nur sehr selten wird zur Ader gelassen, und dies geschieht auf eine von der europäischen Art sehr verschiedene Manier, nehmlich an der Stirne. Man bedient sich dazu einer Fischgräte, die viel Aehnlichkeit mit dem gewöhnlichen Laßeisen der Hufschmiede hat. Diese Fischgräte wird an die Ader gesezt, mit dem Finger darauf geschlagen, und sogleich folgt das Blut. Für das beste und vorzüglichste Mittel bey fast allen Krankheiten, wird das Feuer gehalten. Sie nehmen erst ein trocknes Baumblatt, stoßen es in einem Mörser klein, und befeuchten es mit etwas chinesischer Dinte. Hierauf wird es in verschiedene kleine Häufchen abgetheilt, ungefehr von der Grösse eines Hellers; und alsdenn hin und wieder auf den bloßen Leib des Kranken gelegt. Sobald dies geschehen ist, werden diese Stellen mit einem angezündeten Stück Papier ausgebrannt. Es gehört in der

Thal

That eine ausserordentliche Geduld und eine stoische Verleugnung alles Schmerzes dazu, um eine so grausame Operation aushalten zu können.

In den chirurgischen Kenntnissen sind die Tunkineser eben so unerfahren. Bey Verrenkungen der Glieder und Arm- oder Beinbrüchen, bedienen sie sich bloß Umschläge von verschiedenen Kräutern und Pflanzen, von deren Wirkung Baron viel Rühmens macht. Alle ihre übrigen Hülfsmittel sind eben so simpel, und gründen sich nie auf eine vernunftmäßige Theorie.

In den mechanischen Künsten aber kann man den Tunkinesern nicht alle Geschicklichkeit absprechen. Es scheint, daß sie diese Kenntnisse von den Chinesern erhalten haben, deren treue Nachahmer sie sind. Ihre Eisen und Holzarbeiten sind ziemlich artig. Sie wissen die Metalle zu schmelzen, und giessen sogar schweres Geschütz. Man trift bey ihnen verschiedene Seiden- Papier- und Porcellänmanufacturen an. Auch verfertigen sie mancherley lackirte Sachen; aber alle ihre Arbeiten und Fabrikwaaren sind bey weitem nicht so schön wie die chinesischen.

Ob sich gleich die Hauptreligion des Landes auf die Grundsätze und Lehren des Confucius gründet, so ist das geistliche Ceremoniel in Tunkin doch lange nicht so groß, wie in China. Man begnügt sich hier, im Stillen den Schöpfer des Weltalls anzubeten, den Bilderdienst zu verwerfen, und die Vorschriften der Sittenlehre jenes weisen Gesetzgebers auszuüben. Einige glauben ohne Ausnahme die Unsterblichkeit

lichkeit der Seele, und thun sogar Fürbitten für die Verstorbenen. Andere behaupten, daß nur die Seelen der Gerechten dieses Vorrecht geniessen, und die Boshaften mit dem Absterben ihres Körpers zugleich ihr Daseyn verlieren. Sie glauben, daß die Luft beständig mit bösen Geistern angefüllt sey, die ohne Unterlaß den Menschen Schaden zuzufügen suchten. Die Achtung für die Verstorbenen ist ausserordentlich groß. Ein jeder verehrt die seinigen durch regelmäßige Andachtsübungen, die von den in China gebräuchlichen wenig unterschieden sind. Sie haben weder Tempel, Priester, noch irgend eine vorgeschriebene Form des Gottesdienstes: Denn es steht einem jeden frey, seiner eignen Methode zu folgen. So ist die Religion des Königs, der Grossen des Reichs, der Mandarinen und der Gelehrten beschaffen. Bey öffentlichen Unruhen opfert der König in seinem Pallast, welches aber einem jeden Unterthan, er mag auch sonst dem Range nach seyn was er will, bey Lebensstrafe verboten ist.

Die zweyte tunkinesische Glaubenssekte wird Bout genannt; zu ihr bekennen sich das gemeine Volk, die Weiber und die Verschnittenen. Sie ist wenig von den chinesischen Lehrsätzen der Anbeter des Fo unterschieden. Die Anhänger derselben verehren eine Menge Götzenbilder, zu deren Dienst sie Tempel und Priester unterhalten. Der größte Theil dieser leztern, die von den Missionarien Bonzen genannt werden, leben bloß von den Almosen des Volks. Auch hat man in Tunkin eine Art von Nonnen, die sehr eingezogen leben, und nie aus ihren Klöstern gehen, ausser bey

Be-

Begräbnissen, wo sie denn auf musikalischen Instrumenten zu spielen pflegen.

Ausser diesen beyden Hauptreligionen des Landes giebt es noch einige Nebensecten, wovon aber keine einzige sich sehr ausgebreitet hat. Indeß haben sich doch die Lanzo's, oder sogenannten Wahrsager, die Achtung der Grossen und die Ehrfurcht des gemeinen Volks erworben. Die Häupter dieser Secte werden bey wichtigen Vorfällen zu Rath gezogen, und ihre Antworten für wahre Orakelsprüche gehalten. Diese Lanzo's sind in verschiedene Classen eingetheilt. Einige, die sich Thay-Bou nennen, werden vornehmlich bey Heyrathen, Anlegung neuer Gebäude und dergleichen Unternehmungen zu Rath gezogen. Sie sind alle blind, und thun ihre Aussprüche nicht eher, als nach einer Menge vorhergegangenen wunderlichen Grimassen und lächerlichen Ceremonien, die aber in der That nicht der Mühe verlohnen, weitläuftig erzählt zu werden.

Die Wahrsager von der zweyten Classe werden Thay-bou-toni genannt. Man wendet sich an sie, bey gefährlichen Krankheiten, und sie lesen die Beantwortung der ihnen vorgelegten Fragen aus Büchern her. Diese Antworten sind fast immer die nehmlichen: Denn sie unterlassen nie zu sagen, daß entweder der Teufel oder irgend eine Wassergottheit Schuld an der Krankheit hätte. Ihre gewöhnlichen Hülfsmittel, die sie dagegen anwenden, sind Pauken, Querpfeifen und Trompeten, mit welchen sie einen gewaltigen Lerm machen. Der Beschwörer ist auf eine wunderliche Weise gekleidet, singt sehr hoch, und declamirt nach den Tönen der In-

Instrumente verschiedene Worte her, die um soviel weniger verständlich sind, da er dabey beständig und ohne Aufhören mit einem kleinen Glöckgen klingelt. Zu gleicher Zeit macht er viele Wendungen, Verdrehungen des Körpers und mancherley wunderliche Sprünge. Weil es nun gewöhnlich ist, zu diesen Betrügern erst dann sich zu wenden, wenn es mit dem Uebel auf das äusserste gekommen ist, so fahren sie auch fort ihre Gaukeleyen so lange zu treiben, bis sich das Schicksal des Kranken entweder zum Leben oder zum Tode entscheidet. Es fällt ihnen also nie schwer, ihre Orakelsprüche den Umständen gemäß einzurichten, so daß gemeinhin ihre Worte durch den Erfolg bestätiget werden. Diese Operation dauert gewöhnlich verschiedene Tage, während welcher Zeit man die besten Speisen für sie zurichtet, die sie auch ganz geruhig zu sich nehmen, ob sie gleich vorgeben, daß sie solche dem Teufel, um ihn zu besänftigen, zum Opfer darbringen müßten. Man legt auch diesen Leuten die Macht bey, die bösen Geister aus den Häusern zu verbannen; auch besitzen sie das Vorrecht, alle neuen Gebäude, vermittelst einer Art von Segensprechung einzuweihen.

Neben diesen beiden Classen von Wahrsagern hat man noch eine dritte, die Thay = de = lis genannt werden. Man befragt sie wegen der schicklichsten Plätze zur Beerdigung der Todten. Diese werden für allen andern am häufigsten gebraucht, weil die Tunkineser die Abstattung der letzten Schuldigkeit gegen die Verstorbenen, für einen wesentlichen Theil ihrer Religionspflichten halten.

Die Tunkineser sind beynahe durchgehends im höchsten Grade abergläubisch, und zwar die Vornehmen nicht viel weniger, wie das gemeine Volk. Diejenigen, welche eine Zukunft nach dem Tode annehmen, glauben, daß die Seelen der Menschen, sobald sie ihre Körper verlassen haben, in gute und böse Geister verwandelt werden, immer ohne Unterlaß herumirren, und jeder Art von Noth ausgesetzt seyn würden, woferne sie nicht entweder durch Hülfe ihrer nachgelassenen Anverwandten erhalten werden solten, oder sie auch selbst nach ihrer eignen Neigung, theils durch das Böse so sie begiengen, theils durch das Gute, so sie den Lebenden erzeigten, ihrem Mangel abzuhelfen bemüht wären. Sie bemerken mit vieler Genauigkeit und Sorgfalt den Tag und die Stunde, da jemand stirbt. Ereignet es sich nun, daß dieses auf den nehmlichen Tag und Stunde eintrift, da sein Vater oder irgend einer seiner nächsten Anverwandten gebohren wurde, so wird dieser Umstand als eine sehr üble Vorbedeutung für seine Erben und Nachkommen gehalten. Der Körper wird alsdenn auch nicht eher beerdiget, bis man nach dem Rath der Wahrsager einen günstigen Tag zu dieser Ceremonie gewählt hat. Auf diese Weise verstreichen manchmal zwey bis drey Jahre, ehe man die Antwort erhält, auf die man wartet.

Während dieser Zeit wird der Körper in einem Sarg eingeschlossen, und in einem abgesonderten Theile des Hauses verwahrt, wo man ihn auf vier Pfähle niedersetzt, die zu diesem Zweck ausdrücklich bestimmt sind. Je länger das Begräbniß aufgeschoben wird, jemehr häufen sich die

Un-

Unkosten; doch sind es nicht die Wittwe und Kinder allein die solche bestreiten, sondern alle Anverwandte des Verstorbenen müssen das ihrige dazu beytragen. Täglich müssen dem erblaßten Körper dreymal verschiedene Speisen vorgesetzt, und der Ort wo er liegt, muß immer Tag und Nacht mit brennenden Lichtern und Lampen erhellt werden. Auch wird bey demselben beständig geräuchert, und eine Menge vergoldetes Papier, das bald Pferde, bald Elephanten und bald andre Thiere vorstellt, verbrannt. Nichts ist wohl für die Anverwandten des Verstorbenen beschwerlicher, als der unerläßige Gebrauch, sich täglich zu verschiedenenmalen bey dem entseelten Körper einzufinden, und jedesmal unter sehr langweiligen Ceremonien ihr Leidwesen über seinen Tod zu erneuern. Es versteht sich von selbst, daß alle diese Formalitäten nur bey reichen Leuten statt finden. Unvermögende behalten ihre Todten nicht länger im Hause, als zwölf bis höchstens funfzehn Tage.

Die Tunkineser besorgen eben so wie die Chineser schon bey ihren Lebzeiten für sich einen Sarg, und sind sehr vergnügt über den Besitz desselben. Einem Mann werden nach dem Tode sieben seiner besten Kleider angezogen, und einer Frau neune. Man pflegt den Todten, wenn es Standespersonen sind, verschiedene Stücke Gold und Silber, desgleichen kleine Perlen in den Mund zu stecken, um sie in jenem Leben für die Dürftigkeit zu sichern. Den armen Leuten steckt man Kupfermünzen und andre Dinge von geringem Werth in den Mund, in der Absicht, ihnen dadurch eine Art von Gebiß anzulegen, und sie zu verhindern, ihren

nachgelassenen Blutsfreunden keinen Schaden zuzufügen. Man bedient sich bey der Verfertigung und Verschliessung der Särge keiner Nägel; denn dieses würde für eine der größten Beleidigungen des Verstorbenen gehalten werden. Sie werden bloß mit einer besondern Art von Kütte zugeklebt, von welcher Baron viel Lobeserhebungen macht, aber die Bestandtheile derselben nirgends in seinem Reisebericht anzeigt.

Sobald der Begräbnisplatz bestimmt ist, wird der Körper mit sehr traurigen Ceremonien zu seiner Ruhestatt begleitet. Die Söhne des Verstorbenen gehen gleich hinter seinem Sarg her, in sehr groben und plumpgemachten Trauerkleidern, wobey sie sich wie Leute, die vom Schmerz ganz zu Boden gedrückt sind, auf Stäbe stützen. Die Weiber und Töchter haben den Kopf in ein Tuch verhüllt, so daß man nichts von ihrem Gesicht sehen kann, desto hörbarer aber sind ihre Seufzer und ihr Wehklagen. Unterweges wirft sich der älteste Sohn zu verschiedenenmalen auf die Erde nieder, und läßt den Körper seines Vaters über sich wegtragen; eine Handlung, die für das größte Merkmaal kindlicher Liebe und Ehrfurcht gehalten wird. Sobald er wieder aufgestanden ist, streckt er beyde Hände gegen das Hintertheil des Sarges aus, als ob er noch Hofnung hätte, den Verstorbenen zu bewegen, wieder in die Gesellschaft der Lebenden zurückzukehren. Die übrigen Trauerceremonien sind den chinesischen vollkommen ähnlich, die heutzutage, da so vieles über dieses große Reich geschrieben ist, hinlänglich genug bekannt sind. Auch die Trauer ist die nehmliche, so-

wohl

wohl in Ansehung der Dauer als auch der Farbe und äusserlichen Form der Kleidungen. *)

Ob es gleich fast gewiß zu seyn scheint, daß die Tunkineser ein sehr altes Volk sind, so ist man doch von ihrem wahren Ursprung nicht hinlänglich unterrichtet. Aus den chinesischen Jahrbüchern ersieht man nur, daß diese Völker vor vielen Jahren Mansos genannt wurden, welches soviel heißt, wie Barbaren; und daß ihr Land Ganam hieß, weil es von China aus gegen Süden gelegen ist. Auch bemerkt man, daß die Tunkineser viel Aehnlichkeit mit den Einwohnern von Hindustan haben, sowohl in Ansehung ihrer Kleidung, als auch wegen anderer besonderer Gebräuche; z. B. daß sie ihre Zähne schwarz färben und mit blossen Füssen gehen. Nicht weniger gleichen sie diesen Völkern wegen den Wuchs ihres rechten Zehes, der von den andern Zehen des Fußes weit absteht. Alles dieses macht glauben, daß Tunkin ursprünglich von einer indischen Colonie bevölkert worden sey; man weis aber weder von ihrer alten Geschichte noch ehemaligen Staatsverfassung nicht das geringste, bis auf die Zeiten, da dieses Land eine chinesische Provinz wurde. Bis auf diesen Zeitpunkt hatten sie keine Kenntnisse vom Schreiben. Seitdem aber die chinesischen Charactere unter ihnen bekannt wurden, welches ungefehr zwey oder dreyhun-

*) Wir behalten es uns vor, in einem der nächsten Stücke unsern Lesern eine umständliche Nachricht von dem sehr prunkvollen Leichenbegängniß eines tunkinesischen Königs im Jahr 1675 mitzutheilen.

dert Jahre vor unsrer Zeitrechnung geschah, haben sie zwar die Geschichte ihres Landes niedergeschrieben, sie ist aber weiter nichts als eine Sammlung von Fabeln und Volksmährchen, welchen beynahe durchgehends alle Wahrscheinlichkeit fehlt, und die daher auch nur wenig Licht über ihren ehemaligen Zustand verbreitet.

Der Zeitpunkt in welchem die Tunkineser die chinesischen Charactere oder Buchstaben annahmen, war der nehmliche, da sie diesem Reich unterworfen wurden. Die chinesischen Jahrbücher bestätigen dieses Factum, und melden, daß ihr Staat damals so mächtig war, daß die Gränzen desselben, Tunkin mit eingerechnet, sich bis an das Königreich Siam erstreckten. Baron spricht von einem König, den er Li-bal-rioh nennt, und der die Chineser in verschiedenen Schlachten besiegte, und sie aus Tunkin herausjagte.

Die Nachkommenschaft dieses Helden regierte in Ruhe und Frieden bis in ihr fünftes oder sechstes Glied. Da aber der letzte König aus diesem Hause keine andre Kinder, als nur eine einzige Tochter hinterließ, so theilte diese Prinzessin ihren Thron mit einem Herrn aus einem mächtigen Geschlecht, dem sie ihre Hand geschenkt hatte. Sie und ihr Gemahl wurden bald darauf von einem andern Grossen dieses Königsreichs, der sich gegen sie auflehnte, feindlich angegriffen, in einer Schlacht überwunden, und ums Leben gebracht; worauf denn der Sieger den erledigten Thron bestieg. Doch dieser Usurpateur genoß nicht lange die Früchte seines Verbrechens; seine tyrannische Regierung reizte bald

das

das Volk zum Aufstand. Sie riefen die Chineser zur Hülfe. Der Tod des Tyrannen, der in einer Schlacht ums Leben kam, befriedigte ihre Rachbegierde; sie kamen aber auch zu gleicher Zeit um ihre Freyheit. Denn die Chineser bemächtigten sich des ganzen Landes, und behielten es als eine Belohnung ihrer geleisteten Dienste und ihres Sieges.

Von diesem Augenblick an bekam die Landesregierung eine andre Gestalt. Die Tunkineser erhielten einen Statthalter, und mußten sich den chinesischen Gesetzen größtentheils unterwerfen. Ein langer, dauerhafter Frieden diente zur Bestätigung dieser neuen Einrichtung. Indessen wurden endlich doch die Tunkineser durch die Härte ihrer Ueberwinder aus ihrem Schlummer aufgeschreckt, und nach und nach erwachte bey ihnen der durch das Andenken an ihre ehemalige Freyheit schon längst heimlich genährte Wunsch, das Joch wieder von ihrem Nacken abzuwerfen. Unter der Anführung eines tapfern Mannes, der Li hieß, ergriffen sie die Waffen, machten alle Chineser die sich in ihrem Lande befanden, nieder, und schonten selbst den Statthalter nicht. Auch in der Folge erklärte sich das Glück in verschiedenen Schlachten günstig für sie, und diese Unfälle sowohl wie die innerlichen Kriege, die damals das chinesische Reich verwüsteten, bewogen endlich den Kayser Friedensvorschlägen Gehör zu geben. Er rief auf gewisse Bedingungen, die auch seit dem Jahr 1200, da dieser Tractat geschlossen ward, auf das gewissenhafteste beobachtet worden sind, seine Truppen zurück. Diesen Friedensbedingungen zufolge, müssen die Tunkineser alle drey Jahr ein Geschenk, welches den Namen eines Tributs

 führt

führt, nach Peking senden, dem Kayser zu gleicher Zeit für ihr Königreich und ihre Freyheit eine Art von Huldigung leisten, und bekennen, daß sie beydes nur seiner Gnade, Güte und Großmuth zu verdanken hätten.

Der brave Li, der die Fesseln seines Vaterlandes zerbrach, fand bey seinen Landsleuten auch wirklich alle die Erkenntlichkeit, die ein so wichtiger Dienst verdiente. Sie erkannten ihn einmüthig für ihren König, und seine Nachkommen besassen zwey Jahrhunderte lang ruhig den Thron ihres Ahnherrn. Aber unvermuthet ereignete sich eine abermalige Revolution, durch welche die Regierungsform von Tunkin aufs neue verändert wurde.

Um das Jahr 1400 der christlichen Zeitrechnung entstand ein Aufruhr, und ein gemeiner Fischer bemächtigte sich der höchsten Gewalt. Bald nachher aber wurde dieser von einem neuen Abentheurer, der Tring hieß, wieder enthront. Um seinen gesetzwidrigen Gewaltthätigkeiten einen bessern Anstrich zu geben, machte letzterer bekannt, daß er die Waffen bloß in der Absicht ergriffen hätte, um die Familie des Li wieder auf den Thron zu setzen. Er ließ auch wirklich einen jungen Prinzen aus diesem Hause krönen, behielt aber die höchste Gewalt für sich selbst, und ließ dem jungen Monarchen nichts, als einen Schatten der königlichen Würde; dahingegen er den Namen und Titel eines Tschowa annahm, welches soviel bedeutet, wie oberster Befehlshaber im Königreich.

Tring hatte einen Schwager, der Hoawing hieß, der Sohn eines Statthalters einer Provinz, der zu dem glücklichen Erfolg der letzten Staatsveränderung durch thätige Hülfe vieles beygetragen hatte. Dieser wurde ungeduldig, da er sah, daß die Macht seines Vaters bloß zur Bestätigung der Autorität des neuen Tschowa angewendet ward. Er weigerte sich daher ihm zu huldigen, und ergrif die Waffen. An der Spitze eines mächtigen Heeres bemächtigte er sich der damaligen tunkinesischen Provinz Cochinchina, und ließ sich unter den nehmlichen Titel, den sein Schwager führte, von seinen Soldaten zu ihrem Heerführer ausrufen. Die beyden Tschowas führten so lang sie lebten, miteinander Kriege. Das Glück erklärte sich bald für diesen, bald für jenen; sie behielten beyde die unumschränkte Gewalt in Händen; nur mit dem Unterschied, daß dem einen Tunkin, und dem andern Cochinchina gehorchen mußte.

Dies war der Ursprung der gegenwärtigen Regimentsverfassung von Tunkin; wenigstens war sie noch gegen die Mitte dieses Jahrhunderts so beschaffen. Von ebengedachtem Zeitpunkt an, fieng das tunkinesische Volk an, zwey Oberherren zu erkennen, von welchen der eine es nur dem Titel nach, der andre aber in der That war. Den Titel Bowa, welches soviel wie Kayser oder König bedeutet, führt derjenige Prinz, der den Thron besitzt; aber nicht er, sondern der Oberfeldherr des Königreichs, der Tschowa genannt wird, hat die unumschränkte Gewalt in Händen. Nur er allein hat das Vorrecht Krieg zu erklären, und Frieden zu schliessen; Gesetze zu machen, und sie wieder abzuschaffen; neue

Auflagen dem Volk aufzulegen u. s. w. Einige Reisende haben es für gut befunden, um den Unterschied zwischen beyden deutlich zu bemerken, dem Tschowa den Königstitel beyzulegen, und dem Bowa Kayser zu nennen.

Ihrem Bericht gemäß, ist der Bowa nur der Schatten eines Regenten. Er bringt fast sein ganzes Leben in dem Innern seines Palastes zu, und ist beständig von den Spionen des Tschowa umgeben. Nur einmal im Jahr ist ihm erlaubt, das Innere seines Palastes auf einen Tag zu verlassen, und alle seine königlichen Functionen schränken sich bloß darauf ein, daß er die Decrete, die der Tschowa fällt, confirmirt, und durch seine Unterschrift bestätiget. Obgleich der Bowa in grosser Achtung bey dem Volk steht, so darf er doch niemals auf den Beystand desselben rechnen, im Fall er es ja einmal wagen wolte, dieses unanständige Joch abzuschütteln. Niemand kennt ihn; denn der Tschowa ist es allein, an dem das Volk seine Abgaben bezahlt, und dem es die Pflichten erzeigt, die ein gehorsamer Unterthan seinem Oberherrn schuldig ist.

Die Würde des Tschowa ist erblich, und gewöhnlich folgt ihm sein ältester Sohn in der Regierung, woferne nicht die übrigen Prinzen aus Ehrgeiz einen Successionsstreit erregen, welches öfters blutige Kriege nach sich zu ziehen pflegt. Die Erbfolge des Bowa hingegen ist ungewiß, weil, wenn er mehrere Söhne hinterläßt, der Tschowa denjenigen von ihnen erwählt, der ihm am meisten gefällt, und manchmal wohl gar einen Prinzen von einer Seitenlinie mit Hintenanse-

ansetzung der rechtmäßigen Erben zum Bowa krönen läßt. Indessen erfordern doch die Reichsgesetze durchaus, daß keinem andern als einem Prinzen aus dem Hause Li der Scepter ertheilt wird.

Dem Bowa steht es frey mehrere Gemahlinnen zu haben, die der Tschowa für ihn aussucht. Da hingegen darf letzterer nicht mehr als eine einzige rechtmäßige Gattin haben, und selbst diese nicht früher heyrathen, als in einem Alter, wo er keine fernere Hofnung haben kann, Kinder zu zeugen. Seine Gemahlin ist immer eine Prinzessinn vom königlichen Hause. Sie hat den Rang vor allen Concubinen, die er in grosser Anzahl unterhält, und man giebt ihr den Titel einer Landesmutter. Diejenige Concubine des Tschowa, die ihm den ersten Sohn gebiert, wird mit sehr vorzüglicher Achtung behandelt, die aber doch jederzeit geringer als diejenige ist, die man seiner rechtmäßigen Gemahlin erzeigt. Seine übrigen Beyschläferinnen, die Mütter werden, erhalten den Beynahmen Duòbah, d. i. Ausbund der Frauen. Der älteste Sohn des Tschowa wird Tschurah, oder der junge General genannt. Er hat eine besondre Hofstatt, und immer ein zahlreiches Gefolge um sich. Die übrigen Söhne führen den Namen Dukoak; ein Wort, welches soviel wie vortreflicher Mann bedeutet. Die Töchter heissen Batua, welcher Titel ungefehr das nehmliche bezeichnet, wie Prinzessin.

Den französischen Missionarien hat man die neuesten Nachrichten den Staat von Tunkin betreffend, zu ver-

danken. Diesen zufolge scheint es, daß der König, oder Bowa die höchste Gewalt ganz allein sich wieder zugeeignet, und die Tyranney der Tschowas abgeschaft habe. Hier ist eine kurze Erzählung dieser abermaligen merkwürdigen Staatsveränderung, die wir aus dem im Jahr 1759 erschienenen acht und zwanzigsten Band der Lettres édifiantes entlehnen; doch mit Weglassung der Wunderzeichen, Mirakel und verschiedener andern übernatürlichen Begebenheiten, die diese frommen Schwärmer so gerne in ihre Erzählungen einmischen mögen.

Seit der heftigen Verfolgung von 1737, durch welche die Missionnairs aus Tunkin vertrieben, und die christliche Lehre, so zu sagen, in dem Blut ihrer Bekenner erstickt wurde, ist dieses Königreich immer ein Raub bürgerlicher Kriege gewesen. Der König war ein sehr weichlicher Prinz, und die höchste Gewalt ruhte ganz in den Händen seines ersten Ministers, der in der tunkinesischen Sprache Tschowah genannt wird. Alle und jede Decrete wurden im Namen des Königes ausgefertiget, eigentlich aber war es nur der Minister, nach dessen Willen sich alles richten mußte. Dieser unbeschränkte Credit erregte gegen ihn die Eifersucht der übrigen Höflinge, und endlich fiel er als ein Opfer ihrer heimlichen Ränke. Ein ehrsüchtiger Verschnittener brachte ihn insgeheim ums Leben, und regierte unter seinem Namen, indem er vorgab, daß der Tschowah krank sey, und bis zu seiner gänzlichen Wiederherstellung keine Besuche annehmen wolte.

Dieser

Dieser Minister hinterließ keine Kinder; sein Bruder und seine Neffen waren es also allein, die auf die durch seinen Tod erledigte Würde Anspruch machen konnten. Sie hatten einigen Argwohn wegen seines gewaltsamen Todes, und vermittelst vielfältiger Untersuchungen gelang es ihnen endlich, den Verschnittenen seines Verbrechens zu überführen. Da der König den Kämmerling schützte, so ergrif man auf allen Seiten die Waffen, formirte verschiedene Partheyen, und jede derselben suchte zu ihrer bessern Unterstützung einige Städte und Dorfschaften an sich zu ziehen. Von Stund an wurden die Ländereyen geplündert und verwüstet; die Felder blieben unangebaut; hierauf erfolgte Hungersnoth, und endlich vereinigte sich noch die Pest mit den übrigen Landplagen, so daß innerhalb acht Jahren die Hälfte der Einwohner dieses Königreichs ums Leben kam. Die Tunkineser gestehen dieses selbst ein, denn sie sagen (nach dem Bericht der Missionnairs) sehr witzig: Daß sie durch den Krieg zu zehn, durch die Pest zu hunderten, und durch den Hunger zu tausenden umgekommen wären.

Endlich erwachte der König aus seinem Schlummer. Er nahm ziemlich gute Maaßregeln, um seinen Staaten die Ruhe wieder zu geben, und die Aufrührer zu ihrer Pflicht zurückzuführen; aber es fehlte ihm bey allen dem an einer hinlänglichen Anzahl Truppen. Die Rebellen hielten sich nicht zusammen, sondern durchstreiften das Land in kleinen Haufen. Nach vielfältigen Bemühungen aber glückte es dem König doch, die Aufrührer zu paaren zu treiben. Von seinen Truppen überall verfolgt, entflohen sie ins Gebirge, von wo

aus

aus sie nachher noch öftere Streifereyen auf das flache Land unternahmen, alles mit Feuer und Schwerd verheerten, während welchen Unruhen denn noch verschiedene Jahre verflossen.

Indeß fand der König bey Durchsuchung eines Zeughauses im Jahr 1748 einige Stücke schweres Geschütz mit europäischen Inschriften. Der Pater **Paleceuf**, (so wird sein Name in den Lettres édifiantes, vermuthlich nach französischer Weise verstümmelt, angegeben,) ein böhmischer Jesuite und Superior dieses Ordens in Tunkin, wurde darüber zu Rath gezogen, und erklärte diese Inschriften. Sie waren in holländischer Sprache, und zeigten bloß den Namen des Stückgiessers, die Beschaffenheit des Calibers und das Jahr an, in welchem man diese Canonen verfertiget hatte. Man fragte den Pater, wie man damit umgehen müßte? Und er gab ihnen hierauf, so gut wie er es wußte, einige Anleitung. Er wurde nun bey Hofe auf eine sehr ausgezeichnete Weise behandelt, von der königlichen Tafel gespeißt, und eine schöne Wohnung für ihn zurecht gemacht. Bald nachher erhielt er einen Heft in holländischer Sprache, der halb von Würmern zerfressen war, und von der Artilleriewissenschaft handelte. Der Pater **Patouillet**, Herausgeber der Lettres édifiantes, meldet nicht, ob der Superior ihn ins tunkinesische übersetzt habe, sondern springt mit einemmal von diesem Gegenstand auf einem andern über, der mit dem vorigen eigentlich in gar keiner Verbindung steht, und schließt seine Erzählung sehr erbaulich. „Die folgende Nacht“ — sagt er — „hatte der P. Paleceuf mehr als hundert Personen bey sich, welchen er die Beichte hörte.“ —

Der

Der König von Tunkin erfocht nachher noch verschiedene Vortheile über die Rebellen, und da er den Wunsch äusserte, einige in den mathematischen Wissenschaften erfahrne und geübte Leute an seinem Hofe zu haben, so verschrieb Paleceuf vier Jesuiten aus Macao, die unter Anführung des Pater Simonelli 1751 nach Tunkin kamen. Indeß wolte ihnen der König doch nicht erlauben, zu ihm an den Hof zu kommen, sondern ertheilte ihnen nur Erlaubniß, sich am Ufer des Meeres ein Hauß bauen zu dürfen. „Dieser Prinz“ — sagt unser Autor — „scheint vergessen zu haben, daß die der Mathematic verständige Missionarien blos „auf seinen Befehl nach Tunkin gekommen waren.“ — Vielleicht aber hatte der König auch sonst Bewegungsursachen genug, die ihn nöthigten, andrer Meynung wie zuvor zu werden. Sonst schreibt man das wenige Glück, welches diese Missionarien hatten, der Eifersucht der tunkinesischen Minister zu, die der am Hofe befindliche Jesuite, ehe er seine Mitbrüder ins Land rufte, aus Unbesonnenheit oder auch aus zu übertriebenem Zutrauen auf die Gnade des Königs, um ihre Meynung zu befragen, unterlassen hatte.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.)

V. Schrei=

V.

Schreiben des Darmstädtischen Cammeraths Herrn Klipstein, an den Freyherrn von Moser.

Dieses Schreiben ist dem Herausgeber mit der Bitte zugesandt worden, es im Journal aufzunehmen. Als warmer Freund der Publicität gewähre ich dieses Ansuchen, ohne jedoch den geringsten Antheil an dem Streit selbst zu nehmen.

v. A.

An den Freyherr von Moser.

„Der, welchen Sie im 6sten Stück des 5ten B. Ihres Ar„chivs empfindlichst beleidigten, ist jetzt über alle Beleidigun„gen erhaben — ist vor Gott. Als ich sie las, jene auch „mich betreffende Beschuldigungen, war er schon tödtlich krank, „und verschied, ohne sie zu erfahren. Ich fordere Sie auf, „sich einige Stunden der Vorstellungsart zu entschlagen, welche „durch Leidenschaften erregt, Bilder schaft, wozu die Ori„ginalien nur in eigener Einbildung vorhanden sind, — sich „dann aller Verhältnisse mit dem Seeligen zu entsinnen — „sich seines ganzen Characters zu erinnern — so vorbereitet, „das was Sie dorthin schrieben, und das erweislich in „Haupt- und Nebenumständen auf die auffallendsten Un„wahrheiten gegründet ist, mit kaltem Blut zu durchlesen, „und alsdann zu entscheiden, ob es Ihnen selbst noch glaublich „ist. Solte der Gedanke an eine Zukunft bey Ihnen noch

„nicht

„nicht ganz erloschen seyn, so müssen Sie solche schwere Sün-
„den wie diese, von sich thun.“

„Ganz überflüssig wäre dieser Widerspruch, wenn Ihr „Archiv nur bey uns, wo meines Vaters Handlungen und „Denkart bekannt sind, gelesen würde.“

P. E. Klipstein.

VI.

Historischer Versuch, über die bürgerlichen Kriege in Lüttich, im 13ten und 14ten Jahrhundert.

Dieser Aufsatz, dessen Stoff aus dem Lüttichschen Geschichtschreiber Hemricourt genommen, ist von dem Abbe von Villensagne, Canonicus von St. Denis, verfertigt, und den 20. Febr. 1784 bey der Sitzung der Emulationssocietät zu Lüttich vorgelesen worden.

„Ich habe lange angestanden, ob ich die Greuel der bürger-„lichen Kriege, die fünf und vierzig Jahre lang mein Va-„terland zerrissen haben, schildern solte. Der beständig in „Blut getauchte Pinsel fiel mir aus der Hand, oder mein „von so vielen Schandthaten niedergedrückter Geist leitete „ihn nur zitternd. So schrecklich aber dieses Gemählde auch „ist, so ist es doch vielleicht das einzige, worinn man vollkom-„men das Genie, den Character und die Sitten der Lüttichet „im 13ten und 14ten Jahrhundert kennen lernen kann. Dieses

„hat

„hat mich aufgemuntert, Kriege zu schildern, wo Entschlossen„heit, Tapferkeit, ja bisweilen Heldenmuth oft sehr grosse „Rollen spielen. Sie fiengen an im Jahr 1290, und man „kann sagen, daß mit ihnen ein halbes Jahrhundert angieng, „voll der abscheulichsten Unordnungen, der blutigsten Zänke„reyen und der unerhörtesten Verbrechen.“

„Ein dem Anschein nach sehr geringer Gegenstand war „der unglückliche Ursprung dieser langen Streitigkeiten. Hum„bert Corbeau war Besitzer der Herrschaft Avans, und Wil„helm der Herrschaft Waroux. Als Verwandte und als „Nachbarn solte man glauben, daß die Freundschaft sie hätte „vereinigen müssen; allein der erstere war reich und gebiete„risch, und wolte allem was ihn umgab, Befehle ertheilen; „der andere, ebenfalls stolz, war weit entfernt, dieses zuzulas„sen, und wartete nur auf einen günstigen Augenblick, den „Hochmuth des Humbert zu demüthigen. Er zeigte sich „bald.“

„Der Herr von Avans liebte eine seiner Sklavinnen, „der er erlaubte, Mobilien und liegende Gründe zu kaufen. „Er bestimmte diese reiche Sclavin einem Freunde. Die Lie„be aber, die die Anschläge der Menschen verlacht, leitete „alles ganz anders. Der junge Hanneceau, Vetter des „Herrn von Waroux, sah dieses schöne Mädchen einigemal, „und es gelang ihm, ihr Herz zu gewinnen. Er hörte von „dem Vorhaben des Humbert, und als ein feuriger Liebhaber „fand er kein besser Mittel es zu vereiteln, als seine Geliebte „zu entführen, und sie zu heyrathen. Dies that er auf eine „sehr geschickte Art. Die neue Helena hieß Adoule; ihr

„Name

„Name ist zu uns gekommen mit der Geschichte der un„glücklichen Begebenheiten, die Folgen ihrer Entführung „waren."

„Die Nachricht davon machte den Herrn von Avans „wüthend, der sogleich den Wilhelm von Waroux auffordern „ließ, ihm seine Sclavin herauszugeben. Diese berief sich „auf die ihr zugestandene Freyheit. Vergebens versuchte man „die beyden Edelleute zu versöhnen, sie wolten weder die „Gründe der Freundschaft hören, noch die Rathschläge der „Klugheit befolgen. Erbitterung und Haß beherrschten zu „gleicher Zeit ihre Gemüther. Humbert Corbeau rief seine „Freunde zusammen, unter andern den Herrn von Haneffe, „mit seinem Bruder, den Herrn von Seraing, und den Ca„stellan von Hozemont. Er stellte ihnen das Betragen des „Herrn von Waroux vor, der die ihm angethane Beleidi„gung seines Vettern gut hieß. Diese Ritter ergriffen seine „Parthie mit Hitze, versammleten ihre Leute in grosser An„zahl, und zogen aus, um dem jungen Hanneceau seine Frau „wieder abzunehmen. Glücklicherweise hatte sie sich kurz „zuvor mit ihrem Mann in das Schloß von Waroux ge„flüchtet. Die Ritter begnügten sich also das zu diesem „Schloß gehörige Land zu verwüsten, und Brauhäuser und „Mühlen niederzureissen."

„Dieses war ohne Zweifel genug, um Wilhelm von „Waroux anzureitzen, Repressalien zu gebrauchen. Er rief „auch seine Verwandten und Freunde zusammen, die mit „ihm vereinigt, wegen diesen Frevel von Johann von Cha„lons Gerechtigkeit forderten, der in Abwesenheit des Für-

„sten von Lüttich, seines Bruders, das Land regierte. Jo-
„hann ließ seine bewafneten Haufen zu denen des Herrn von
„Waroux stossen, und glaubte damit leicht das Schloß von
„Hozemont erobern zu können, das nicht so gut befestigt,
„wie das von Avans war, allein der Muth des Castellans
„und der Herrn von Haneffe und von Seraing nöthigten
„ihn, die Unternehmung aufzugeben.“

„Das Kriegsfeuer war nun zwischen diesen beyden Fa-
„milien angezündet. Sowohl die eine, als die andre ver-
„mehrten ihre Parthie durch eine Menge Ritter, von denen
„es damals im Fürstenthum Lüttich wimmelte, die durch
„auszeichnende Thaten diesen ehrenvollen Titel verdient hat-
„ten, der heutzutage nur zu sehr verschwendet wird. Die-
„se Ritter schlossen sich in ihren befestigten Schlössern ein,
„und füllten sie mit starken Besatzungen an. Verliessen sie
„solche, so wurde alles, was sie begegneten, ohne Barmher-
„zigkeit niedergemacht. Die Schlösser von Avans und von
„Waroux lagen so nahe aneinander, daß ihre Besitzer fast
„alle Tage handgemein wurden. Hugues von Chalons, Fürst
„von Lüttich, aufgebracht über die Unordnungen, die in sei-
„ner Abwesenheit vorgefallen, befahl den bewafneten Lütti-
„chern auszurücken, und Hozemont zu belagern. Der da-
„von benachrichtigte Castellan räumte alles, was er nur kost-
„bares hatte aus dem Schloß, und überließ es dem Fürsten.
„Auf der andern Seite zerstörte nun auch der Herr von
„Waroux die Mühle von Avans. Mittlerweile ziehen die
„immer mehr aufgebrachten Gegner an 215 Ritter zusammen,
„mit denen sie die Festung Slins umringen, die dem Bau-
„douin

„douin du Chateau, einen Vetter des Wilhelm von Wa„rour, gehörte. Drey Söhne des Baudouin, so tapfer als „unternehmend, vertheidigten solche. Man stürmte mit Hef„tigkeit, allein eben so muthig wurde der Feind zurückgeschla„gen. Schon waren durchs Wurfgeschoß viele, sowohl von „den Belagerten als Belagerern verwundet werden, als die„se letztern in der Verzweiflung die Festung mit Sturm zu „erobern, sie in Brand steckten. Die Flammen griffen bald „um sich, und machten sie zu einem Aschenhaufen."

„Der Fürst von Lüttich, durch dieses barbarische Be„tragen erbittert, confiscirte die Lehngüter des Herrn von „Avans, und unternahm mit zahlreichen Truppen die Bela„gerung seines Schlosses. Es war nicht möglich, einer sol„chen Macht zu widerstehn. Humbert sahe sich gezwungen „einen Accord einzugehn, den die Domherrn von St. Lam„bert und seine Freunde mit Hugues von Chalons geschlos„sen hatten; ein schaamvoller Vergleich, der ihn und zwölf „Ritter verband, im blossen Hemde mit einem Sattel auf „dem Kopf von der Collegialkirche St. Martin biß zum „fürstlichrn Palast zu gehn, und daselbst dem Fürsten ihre „Sättel kniend zu überreichen."

„Dieses entehrende aber nöthige Beyspiel, um die „Mordbrenner im Zaum zu halten, diente bloß, beyde Theile „noch mehr anzufeuern. Verschiedene Bewegungsgründe ani„mirten dazu die Herren von Avans und von Warour. Der „eine hatte seine Ehre wieder herzustellen, und der andere „war durch den vielfach erlittenen Verlust noch zu sehr ge„kränkt. Daher unter ihnen beständig neue Streitigkeiten

„und neue Incursionen statt fanden. Zwey berühmte „Bastarde von der Familie Avans, hatten bey den gefähr„lichsten Vorfällen Beweise von ungewöhnlichem Muth ge„geben. Aynechon, einer derselben, war das Schrecken sei„ner Wohngegend; man zitterte, sich mit ihm zu messen. „Er hatte beym Mondschein zur Zeit eines kurzen Waffen„stillstandes einen Einwohner des Dorfes Hamale getödtet. „Faloz, von der Familie Waroux, unterstand sich ihn wegen „dieses Mordes zum Zweykampf vor dem Fürsten von Lüt„tich herauszufodern. Dieser Krieger war grösser von Kör„per als Aynechon, allein der letztre war behender. Sie „finden sich beyde in Lüttich ein, wo das Gerücht dieses „Kampfes sich ausgebreitet, und eine grosse Menge Ritter, „desgleichen zahllose Haufen von Personen aller Stände hin„gezogen hatte. Faloz unterläßt nicht, zur bestimmten „Stunde an dem zu dieser grausamen Scene bestimmten „Ort zu erscheinen; der Herr des Dorfs Hamale trug „seinen Schild. Da nun der Champion der Avaner sich „nicht zeigte, bat Faloz den Maire und die Schöppen von „Lüttich, diese Sache nach den Gesetzen zu entscheiden. „Schon waren sie mitten auf dem Kampfplatz versammlet, „als Aynechon erschien, in Begleitung des wilden Jehain, „der seinen Schild trug; an seinem langen Aussenbleiben „war der Rath des Arnould, Domherr von St. Lambert, „und Bruder des Herrn von Avans Schuld gewesen. Sei„ne Gegenwart feuert die Hofnung seiner Parthie von neuem „an, und die Luft ertönt von Freudengeschrey. Faloz er„schrickt darüber. Der Maire und die Schöppen nehmen „wieder ihre Plätze ein. Alle Augen sind auf die beyden

„Kämpfer

„Kämpfer gerichtet. Sie geben sich einander mit einer be„wundernswürdigen Ruhe des Geistes die schrecklichsten Hie„be; das Blut fließt und färbt die Erde. Hofnung, „Furcht und Schrecken wechseln nach und nach auf den „Gesichtern der Zuschauer ab. Die Geschicklichkeit besiegt „endlich die Stärke, Aynechon wirft seinen Feind zu „Boden, und stößt ihm sein Schwerd in den Leib. Er „stirbt. Der Sieger wird im Triumph zu dem Domherrn „Arnculd, seinem Vetter, geführt, durch dessen wohlthätige „Sorgfalt seine Wunden wieder hergestellt werden. Die „Gesetze authorisirten damals noch diese Zweykämpfe. Wie „oft fiel in diesen finstern Jahrhunderten nicht der unschul„dige Vertheidiger der Tugend unter dem Schwerd des Ver„brechers?“

„Der Kampf des Aynechon und Faloz war das Vor„spiel der grösten Greuel. Menschenblut färbte die Ufer „der Maas, wo Pevereau von Othee den Gerard von Berlo „umbrachte. Dieses Verbrechen vermochte den Antonius von „Gemeppe, Boileau, Taillefer, desgleichen die Familien von „Berlo und von Schlessin, die Parthie der Waroux zu er„greiffen. Der erste dieser Ritter war damals beschäftigt, „sein Schloß von Gemeppe zu bauen. Corbeau von Avans „sinnt darauf es zu hindern; Antonius von seinem Vor„haben benachrichtigt, ruft zu seinem Beystande Gerard von „Berlo, Wilhelm von Waroux und Hustin von Seraing. „Diese Vorsicht war nicht unnütz. Der Herr von Avans „zog aus, wohlbegleitet seinen Entwurf auszuführen; er „machte Halt in einer Ebene bei Loncin, und berathschlagte,

„ob er den Herrn von Gemeppe, von welchem er wuste, daß „er von seinem Marsch benachrichtigt war, erwarten, oder „ihn aufsuchen solte. Mitlerweile aber glaubte Antonius, „daß es für ihn vortheilhafter seyn würde, Humbert Cor- „beau zuvorzukommen; er verließ daher mit den Seinigen „das Dorf Gemeppe, und nahm den Weg nach eben dersel- „ben Ebene. Es war nun unmöglich das Gefecht zu ver- „meiden; beyde Theile wünschten es mit Eifer. Beyde „Hausen gehen in guter Ordnung aufeinander loß, und von „allen Seiten fallen Streiche. Die Bewohner der Dörfer „Seraing und Gemeppe nehmen endlich die Flucht. Das „Glück schien sich ganz auf die Seite des Herrn v. Avans „zu neigen, als dieser Anführer von seinem Pferde herun- „tergestossen wurde, dadurch seinen Haufen in Verwirrung „setzte, und durch seinen Tod den Herren von Gemeppe „und von Waroux den Sieg verschafte. So war das trau- „rige Ende des ersten Urhebers dieser Streitigkeiten. Er „hinterließ einen Sohn, der noch jung war, allein ihn bald „ersetzte, und seinen blutigen Fußstapfen folgte. Dieses Ge- „fecht, das man das Gefecht bey Loncin nannte, war für „beyde Theile unglücklich, und bließ das Feuer unsrer bür- „gerlichen Kriege stärker, wie jemals an. Eine Menge Rit- „ter, die biß dahin nur blosse Zuschauer gewesen waren, ver- „einigten sich nunmehr ihrem Interesse gemäß, mit einer „oder der andern, von beyden streitenden Partheyen."

„Mitten unter diesen Greueln zeigten diese unmensch- „lichen Krieger noch Religion. Man machte einen Waffen- „stillstand, um das höchste Wesen für die Seelenruhe der

„bey

„bey Loncin Gebliebenen, anzurufen, wodurch denn friedliche „Tage eine Zeitlang statt fanden. Ich muß hiebey bemer„ken, daß fast alle diese gegeneinander wüthende Ritter Bluts„verwandte waren, und einen gemeinschaftlichen Ursprung „hatten. Wie viel Thränen musten also in diesen Kriegen „nicht in den Familien fliessen? Wie viel Weiber hatten „nicht den Verlust ihrer Männer zu beweinen. Die Witwe „des Damoiseau von Flemalle, der in dem Gefecht bey Lon„cin geblieben war, begnügte sich nicht, fruchtlose Thränen „zu vergiessen, sondern vermochte Wilhelm Cossen durch Bit„ten und Geschenke dahin, sie zu rächen. Dieser Cossen „war ein kluger, vorsichtiger Mann, der nicht wenig bey„trug in diesen Kriegen, den Avanern die Unterstützung der „Bürgerschaft von Lüttich zu erhalten, von welcher er geliebt „wurde. Warnier, von der Familie Schiessin, hatte es sich „zum Ruhm gerechnet, dem Gemahl der Dame von Flemal„le das Leben geraubt zu haben; er wohnte mit seinen „beyden Brüdern in einem Thurm zu Fragnee. Cossen und „seine Freunde, begleitet von Thomas von Hemricourt und „dessen Vettern, der tapfere Hannoroie und der brave Thiry „von Ougnee, zogen dahin, und es gelang ihnen den Thurm „niederzureissen. Warnier und einer seiner Brüder wurden „unter den Ruinen begraben. Der andere Bruder entfloh, „aber vergebens, denn drey Wochen nachher wurde er in der „Küche des Abts von St. Gilles, wo er sich in Sicherheit „glaubte, niedergemacht.“

„Eine noch mehr traurige Scene, die die Wildheit „unsrer alten Ritter characterisirt, ruft mich anders wohin.

„Thiry, Tabarreau von Seraing, und Heinrich von Hermalle „kamen von Saintroud zurück, wo sie sich herumgeschlagen „hatten. In einer gewissen Entfernung von dieser Stadt „trennten sie sich, der erstere nahm den Weg nach seinem „Schloß Herck, und der andere blieb auf der Landstrasse. „Er ahndete nicht, daß er geradezu auf einen Hinterhalt „losgieng, den ihm der Castellan von Wareme, sein geschwor- „ner Feind, gelegt hatte. In der That stürzte der Castel- „lan auf einmal aus dem Ort heraus, wo er sich versteckt „hatte, fiel mit seinen Leuten über Heinrich von Hermalle „her, zerstreuete sein Gefolge, bedeckte ihn mit Wunden, und „entfernte sich, da er ihn ohne Leben glaubte. Arnould „von Jehain, der zu diesem Trupp gehörte, und einen per- „sönlichen Haß gegen Heinrich hatte, vereinigte damit eine „ausschweifende Barbarey. In der Furcht, daß er noch „athmen könnte, kommt er noch einmal zurück, steigt vom „Pferde, zieht sein Schwerdt, und stößt es ihm mit diesen „Worten in den Leib: Du hast dich gerühmt, ich würde „von deiner Hand sterben, allein du betrogst dich. Empfan- „ge also den Tod von der meinigen. Nach der Entfernung „des Castellans und des Jehain seines Bruders, fanden sich „die vorher entflohenen Bedienten des Herrn von Hermalle „wieder ein, und brachten ihn mit vieler Mühe nach Herck, bey „Thiry von Seraing, wo er wider alle Erwartung wieder her- „gestellt wurde. Thiry schwur, sich so lange des Weins zu „berauben, bis er wegen dieser schändlichen Handlung eine „vollkommene Genugthuung erhalten hätte.“

„Heinrich von Hermalle war ein listiger Krieger, und „war überdem sehr geschickt zu Unterhandlungen. Er ath-

„mete

„mete nichts, als eine Rache, die der begangenen That an-
„gemessen wäre. Er verschafte der Warousischen Parthie den
„Beystand der Stadt Hui, und verschiedener bis dahin par-
„theyloser Ritter, unter denen sich der Herr von Warfusee,
„ein kühner Krieger, auszeichnete. Der Tag wurde festge-
„setzt, an welchem er den Castellan von Wareme in seiner
„Stadt überfallen wolte. Der Castellan wird davon un-
„terrichtet, und erlangt Zeit, Leute zu versammlen; er ver-
„läßt sogar sein Schloß wider den Rath seiner Freunde, und
„stellt seine bewafnete Haufen auf den Wällen von Wareme.
„Hermalle seiner seits erscheint, greift den Castellan von vorne
„und von hinten an, und zwingt ihn, sich in das Schloß zu-
„rückzuziehen, das er so unvorsichtig verlassen, nachdem eine
„Menge Ritter von seiner Parthey auf dem Platz geblieben
„waren. Der Tod dieser Herren veranlaßte einen Waffen-
„stillstand, und verschafte also diesem unglücklichen Lande ei-
„nige Augenblicke Ruhe. Kaum aber war er zu Ende, so
„bemächtigt sich der Castellan von Wareme, um das Anden-
„ken seiner letzten Niederlage auszulöschen, ohngeachtet eines
„hartnäckigen Widerstandes des Dorfs Berlo, und nöthigt
„die Ritter die es vertheidigten, ihre Rettung in einem
„Schloß zu suchen, das im nehmlichen Dorf gelegen war.
„Zwey Edle von der Familie des Warfusee und des Fagnee
„nebst mehrern Einwohnern des Orts, endigten hier ihre Ta-
„ge. Der Castellan aber hatte bey diesem Gefecht keinen
„Verlust.

„Heinrich von Hermalle und Arnould von Jehain tru-
„gen ihre Waffen weiter. An der Spitze einiger Warousi-

„schen Ritter nahm er bey Hui einen Thurm ein, wo Malvoisin von Fiez und sein Bruder, Jacob von Chevetaine wohnten. Er erdolchte den erstern, der andre aber, unter einen Hauffen Steine verborgen, entzog sich seinem Suchen. Arnould von Jehain, dieser harte Ritter, dessen oben gedacht worden, nimmt mit den Avanern das Haus des unglücklichen Blavereau ein, der in Hofnung sich seiner Wuth zu entziehen, sich in einem Keller verbirgt, woselbst er erstickt wird. Die Warousier erwürgen ihrer Seits Bruninck von Votrenge, einen nahen Verwandten der Herren von Haneffe und von Seraing. Welcher Leser ist unempfindlich genung, um nicht bey Erzählung dieser Grausamkeiten Thränen zu vergiessen? Diese Herren von Hanesse und von Seraing waren im Anfang dieser Kriege von der Parthie der Avaner gewesen; sie hatten solche wegen der dem Hermalle zugefügten Beleidigung verlassen, allein die Ermordung des Votrenge und die Negociation des Castellans von Wareme führten sie abermals zu dieser Parthie, deren stärkste Stützen sie wurden.“

„Es waren schon dreyßig Jahre verflossen, daß diese Kriege das Fürstenthum Lüttich mit Blut und Leichen erfüllten, ohne daß man weder von der einen noch von der andern Seite daran dachte sie zu endigen; im Gegentheil nahmen viele Ritter, die bisher ruhig in ihren Schlössern gelebt hatten, Antheil daran, theils um durch preißwürdige Thaten Ehre zu erlangen, theils auch um den Tod ihrer Verwandten zu rächen. Mehr als vierzig edle Familien erklärten sich öffentlich, die einen für die Warousier, die an-

„dern

„dern für die Avaner. Diese beyden Factionen versammle„ten endlich alle ihre Haufen. Der Castellan von Wareme „wuste, daß die Warousier beschlossen hatten, das Portal sei„nes Schlosses zu schleifen. Zu listig, um sich nicht wider „alle Ueberfälle in Sicherheit zu setzen, verband er sich mit „der zahlreichen Familie der Surlets und mit den avanischen „Anführern, und so lagerte man sich bey dem Dorf Geneffe. „Die Warousier thaten ein Gleiches in der besten Ordnung „zwischen den Dörfern St. George und Dammartin. Man „hatte die Schlacht am St. Bartholomeus Tage festgesetzt, „ein nicht weniger unglücklicher Tag für unser kleines Land, „als er es seitdem für ein ganzes Königreich gewesen ist. „Beym Anbruch der Morgenröthe dieses berühmten Tages, „legte der Castellan, der sich durch seine majestätische Ge„stalt und einen sehr starken Körper auszeichnete, eine schwe„re Rüstung an, und befahl seinem Stallmeister, den vortref„lichen Wettläufer, Moreau von Dave genannt, herbeizu„führen; ein Pferd, dessen Güte er kannte, da wenige der„selben lange Zeit eine so schwere Last würden haben tragen „können. Er brauchte die Hülfe von zwey Personen, um „es zu besteigen. Da man ihm vorwarf, daß er zu schwere „Waffen hätte, so erwiederte er: Ich schwöre bey Gott „und dem heiligen Georg, daß wenn ich gleich zwey Men„schen vonnöthen hatte, um den getreuen Moreau zu be„steigen, vier und mehr nicht, im Stande seyn sollen, mich „wieder herunterzubringen. Robert von Trugnee und Tho„mas von Hemricourt hielten den Zügel seines Pferdes, und „übernahmen es, ihn während dem Gefecht nicht aus den „Augen zu verliehren. Voll Ungeduld den Feind zu sehn,

„ver-

„verläßt der Castellan das Dorf Genesse, und marschirt den „Warousiern entgegen. Ohnweit Horion vereinigen sich die „Herren von Hanesse und von Seraing mit ihm. Nach „dieser Verstärkung bestand das avanische Heer aus zwey„hundert und siebzig Rittern und Stallmeistern, die alle in „völliger Rüstung waren, und aus einer grossen Menge „Fußknechte.“

„Ich habe schon viele von diesen Rittern genannt, un„ter denen, die ich noch nicht erwähnt habe, waren die vor„nehmsten Ruzemuze von Herstal, Wilhelm von Romine, Jo„hann Desprez und seine beyden Brüder Arnould und Lam„buche; auch müssen wir nicht vergessen den Herrn von „Clermont und den alten Wilkar von Avans, die, obgleich „beyde blind, dennoch die Gefahren des Tages mit ihren „Freunden theilen wolten. Dieses Avanische Heer rückte in „guter Ordnung gegen Dammartin an, den Ort, den man „zum Schlachtfelde bestimmt hatte. Die Anführer der Wa„rousier zeigten sich nicht weit davon in furchtbarer Stel„lung. In diesem Heer zählte man dreyhundert und funf„zig Ritter und Stallmeister, deren Muth und Tapferkeit „entschieden war; hiezu kam eine grosse Menge Fußvolk, „mehrentheils ihre Unterthanen oder Bewohner der Gegen„den an der Maas. Unter diesen Rittern, die bisher noch nicht „auf dem Kriegstheater gewesen waren, will ich nur anfüh„ren: Die kühnen Cerfs aus der Stadt Hui, die Chabots, „die Colonster, die Charneux, die Chantemerle, den Sene„schal Desprez und Heinrich Desprez, und dich auch tapferer „St. Servais, der du obgleich lahm an den Händen und

„am

„am einen Fuß, dennoch dich durchaus der Gefahr aussetzen „woltest, um wenigstens durch deine Gegenwart die Warou- „ster zu ermuntern, ihren erlangten Ruhm zu behaupten.“

„Die Feldherrn beyder Heere stellen ihre Truppen in „Schlachtordnung, die fliegenden Fahnen sind ein Spiel der „Winde, die prächtig geharnischten Pferde wiehern und „stampfen ungeduldig die Erde. Man wartete nur auf das „Zeichen zur Schlacht, als auf einmal sich zwey Abgeordnete „mitten unter den Geschwadern zeigen, die im Namen des „Fürsten von Lüttich befehlen, die Waffen niederzulegen. Bey- „de Theile waren von zu vieler Wuth entflammt; sie wol- „len von nichts hören. Die Ritter eilen vielmehr, ihre „Helme unter einem gräßlichen Geschrey aufzusetzen; sie „spornen ihre Pferde an, und stürzen aufeinander loß, wie „ein ungestühmer Fluß, der alles mit sich fortreißt. Nur „mit vieler Mühe retten sich die beyden Abgeordneten. „Dieser erste Ansatz war schrecklich. Wie viel gestürtzte und „von den wilden Pferden zertretene Ritter müssen elend um- „kommen! Nach diesem Angrif nehmen die muthigen Krie- „ger ihre Helme ab. Der Haß und die Rache können sie „nun im Handgemenge zu denen führen, mit welchen sie vor- „züglich zu kämpfen wünschen. *) Heinrich von Hermalle „und

*) Dieser Umstand, dessen der Geschichtschreiber Hemricourt ausdrücklich erwähnt, scheint mit den alten Rittersitten zu streiten, da man nicht anders als mit bedecktem Haupte fochte, und es für schändlich gehalten wurde, seinen Gegner anzugreifen, wenn er ohne Helm war. Die Ritter legten ihre

„und der Castellan von Wareme suchten sich einander auf. „Sie begegnen sich, und drohen sich beyde einander. Hermal„le, von mittler Statur, aber voller Muth, ritt sein prächtig „geschmücktes Schlachtpferd. Des von dem Castellan ge„rittenen habe ich schon oben mit Lobe gedacht. Sie fliegen „wie ein Blitz aufeinander loß, und geben sich aus allen „Kräften die fürchterlichsten Hiebe. Heinrich stürzt endlich „durch den Tod seines Pferdes zur Erde. Arnould von Je„hain bemüht sich, ihm so enge auf den Leib zu bleiben, daß „er nicht wieder aufstehn kann. Heinrich unterliegt diesem „grausamen Bestreben, und giebt unter den Füssen der Pfer„de den Geist auf. Der wilde Jehain und Butoir sein „Bruder starben wenig Augenblicke nachher von den Hän„den der Chantemerles. Der Castellan von Wareme, auf„gebrachter als je über den Tod seiner beyden Brüder, „dringt mit seinem Trup mitten durch die feindlichen Ge„schwader, und läst allenthalben Zeichen seiner Wuth; auch „fiel der Herr von Langdris unter seinen Streichen. Mit„lerweile schlugen sich einige abgesonderte Haufen, sowohl „Reuterey als Fußvolk an verschiedenen Oertern mit der „grösten Erbitterung herum. Das Gefecht dauerte schon „lan-

ihre Helme bloß in der Kirche und in vornehmen Häusern ab, und wahrscheinlich ist dieses der Ursprung des Gebrauchs das Haupt aus Ehrfurcht zu entblössen; ein Gebrauch, den die Alten nicht hatten, der den Asiatern zuwider, und nur den Europäern eigen ist. Vielleicht aber legten die Lüttichschen Ritter ihre Helme nur deswegen ab, um sich zu erhohlen, da sie von dem ersten Angrif erhitzt waren.

„lange, und der Erfolg desselben war immer noch zweyfel„haft. Der Tod aber des Heinrich von Hermalle und des „Langdris fieng an, den Muth der Warousier niederzuschla„gen, die endlich nach einem tapfern Widerstand gänzlich „in die Flucht geschlagen werden.“

„Man hatte von beyden Seiten wundervolle Beweise „von Tapferkeit gegeben. Von den Warousiern blieben fünf „und sechzig Ritter und Stallmeister auf dem Schlachtfelde, „von den Avanern aber nur vier. Der Castellan von Wa„reme war von dem Schmerz über den Verlust seiner bey„den Brüder ganz durchdrungen, und ohngeachtet des er„fochtenen Sieges wurde sein ganzes Leben durch diese Erin„nerung verbittert. Ein unglücklicher Sieg, sagt Hemricourt, „der den Glanz der Lüttichschen Ritterschaft verdunkelte und „das Land gänzlich schwächte. Dieser Tag breitete Conster„nation im Schooß aller Familien aus. Dieser beweinte „einen Vater, jener seine Kinder, ein andrer seinen Freund. „Beyde Partheyen kamen überein, in einer beträchtlichen „Zeit keine Feindseligkeiten gegeneinander zu begehen; wäh„rend welcher Zeit unsre Ritter zu Turnieren in fremde Län„dern reisten, um daselbst ihren Ruhm auszubreiten. Nach „Ablauf dieses Waffenstillstandes vereinigten sich die Haufen „wieder, und neckten sich von beyden Seiten. Es kam zum „Gefecht beym Schloß Mouhin, wo drey Brüder dieses Na„mens und Raes von Warfusee umkamen, die alle vier von „Wathi, von Moumale und Gontier von Berlo unmenschlich „massacrirt wurden. Wenn man dieses Gefecht und noch „einige Scharmützel ausnimmt, die zwischen den benachbar„ten

„ten Rittern vorfielen, die mit der Besatzung ihrer Schlös-
„ser gegeneinander auszogen, so kann man sagen, daß das
„Treffen von Dammartin die Kriege der Avaner und Wa-
„rousier endigte. "

„Dieses war nehmlich das letzte grosse Treffen zwi-
„schen beyden Partheyen. Es geschah 1325; aber biß zum
„Frieden behielten sämmtliche Ritter die Waffen in den
„Händen. Sie steckten immer in ihren festen Schlössern,
„und wenn sie solche verliessen, so war es bloß um die Län-
„dereyen zu verwüsten, und sich einander zu überfallen; da-
„her man die unglücklichen Folgen des Kriegs immer noch
„sehr lebhaft empfand. Unsre Geschichtschreiber sind über
„dessen Dauer nicht einig; Hemricourt sagt jedoch sehr be-
„stimmt, daß sie 1290 anfiengen, und biß 1335 währeten, da
„der Friede geschlossen wurde. "

„Man erinnere sich, daß ein junges Mädchen die
„Veranlassung zu diesen blutigen Zänkereyen gab. Es ist
„wahrscheinlich, daß die Protection des Herrn von Waroux
„sie dem Zorn des Corbeau von Avans entzogen haben
„wird. Hemricourt und unsre andern Geschichtschreiber
„schweigen in Ansehung ihrer und ihres Mannes Schicksale.
„Ich will nun einige Umstände anführen, die oben in der
„Erzählung nicht an ihrem Ort gewesen wären. Ohngeach-
„tet des Hasses und der Animosität, die zwischen den beyden
„Partheyen regierten, wurde der Waffenstillstand allemal
„sehr genau beobachtet. Vier solche Ruhezeiten wurden für
„jeden Ritter bewilligt, der in diesen Kriegen starb. Hem-

„ricourt

„ricourt nennt sie Quarantainen, weil sie vierzig Tage dauer„ten, wodurch bisweilen die friedlichen Tage ein ganzes „Jahr, auch länger, genossen wurden. Alsdann vergaß man „alles, gieng zusammen vertraut um; ja bey glänzenden Festen „versammlete sich die ganze Lüttichsche Ritterschaft in völliger „Ruhe. Hemricourt begreift nicht, wie sie hernach sich mit „soviel Erbitterung einander umbringen konnten. Es scheint, „sagt er, daß die Loyautät, *) von welcher sich diese Edel„leute bey diesen Waffenstillständen ein Point d'honneur „machten, sich jetzo ganz verlohren hat, und an deren Stel„le Neid, Hoffarth und Stolz getreten ist. Die Avaner „und die Warousier thaten sich einander alle Beleidigungen „an, die sie nur konnten, und zwar ein halbes Jahrhun„dert lang. Zerstörte Schlösser, niedergerissene Dörfer, und ver„heerte Felder; alles zeigte das schreckliche Gemählde einer un„gestraften Raubsucht. Das einzige Verbrechen, das sie scheu„ten, war brennende Verheerung, weil sie die demüthige Stra„fe vor Augen hatten, zu welcher der Herr von Avans we„gen der Verbrennung des Schlosses Glins von dem Für„sten von Lüttich verdammt worden war. Diese Ritter hat„ten einen sonderbaren Gebrauch, von dem man jedoch in „der Geschichte der alten Ritterschaft andrer Nationen auch

„Spu-

*) Eine Eigenschaft, die mit den Rittersitten verschwunden, und daher zwar nicht ein unverständliches, doch ein unübersetzbares Wort ist. Diese Sitte bezog sich auf die genaue Beobachtung der ritterlichen Gesetze.

Anm. d. Einf.

„Spuren findet. Um nämlich sich einer des andern Treue „zu versichern, liessen sie sich Blut abzapfen, und krönten „diese barbarische Ceremonie durch ein grosses Gastmahl. „Ihre Kleidungsstücke waren reich und prächtig, und ihre „Waffen gaben an Schönheit und Zierrathen nichts den „Waffen regierender Fürsten nach. Sie fochten nicht anders „als auf starken, muthigen Pferden sitzend, die sie mit ge„stickten Satteldecken zierten, worauf ihre Wappen künstlich „gemahlt waren. Ihre Sättel waren sehr hoch, und hat„ten keine Steigbügel. Den Kopf bedeckten sie sich mit „Helmen, die den gewaltsamsten Streichen widerstanden, und „den Leib, die Arme und die Lenden mit einem sehr festen „Panzer. So war der Aufzug der zweyhundert und zwan„zig Ritter beschaffen, die im Treffen bey Dammartin sich „durch ihren Muth auszeichneten. Die Freymüthigkeit und „Rechtschaffenheit machten zu Friedenszeiten, auch bisweilen, „aber selten mitten unter den Greueln des Kriegs, ihren „Character aus."

„Unsre Lüttichschen Ritter, zur Zeit des Hemricourt, „waren schon von diesen alten Eigenheiten ausgeartet. Sie „besassen nicht mehr den nämlichen unternehmenden Geist, „noch den Wetteifer, sich einander durch erhabne Gesinnun„gen zu übertreffen, noch diesen Ehrgeiz durch prächtige Waf„fen und Kleidungen zu glänzen. Allein Hemricourt, der „bald nach den vorerzählten bürgerlichen Kriegen schrieb, hat „nicht daran gedacht, daß eine fünf und vierzigjährige Fehde „diesen Rittern die Mittel rauben muste, sich mit solchem „Aufwand als ihre Vorfahren zu schmücken. Die einzige

„Frucht

„Frucht, die sie aus ihren langen Streitigkeiten zogen, war „die Zerstreuung ihres Vermögens, und der Ruin ihrer Län„dereyen. Dies erfuhren sie nach dem Treffen bey Dam„martin, und ich glaube, daß damals beyde Theile den Frie„den so inbrünstig wünschten, als sie zuvor den Krieg ge„wünscht hatten. Dieser Frieden ist zu denkwürdig, um „davon hier nicht die nähern Umstände zu erzählen.“

„Die Avaner und Warousier, endlich des Krieges mü„de, erwählten Wathi von Warfusee, Herr von Moumale, „und Thiry von Haneffe, Herr von Seraing, und gaben ihnen „Vollmacht, die Friedensartickel zu entwerfen. Diese bey„den Ritter solten nach ihrem Gutbefinden zehn angesehene „Personen ernennen, um gemeinschaftlich mit ihnen dieses „Werk vollends zu Stande zu bringen. Wathi von War„fusee nahm fünf aus der Parthey der Warousier, und Thi„ry v. Haneffe fünf aus den Avanern. Dies ist der Ur„sprung des Tribunals, der zwölf Familienrichter im Lüttich„schen Lande, ein Tribunal, das glücklicher Weise nicht mehr „vorhanden ist, denn es gab den edlen Familien eine Ge„walt, die zwar eingeschränkt schien, allein dennoch mit der „Zeit hätte das Volk unterjochen, und dessen Rechte ver„nichten können. Diese zwölf Edlen, die ich die zwölf Rich„ter nennen werde, schwuren, daß sie sich den ersten Sonn„tag in den Fasten im J. 1335 ins Closter St. Laurent be„geben, und es nicht eher verlassen wolten, biß sie einen bil„ligen, und beyden Theilen anständigen Frieden geschlossen „hätten. Sie besassen die Vollmacht, um Schadloshaltun„gen zu ertheilen, Taxen und Geldstrafen aufzulegen, mit

„der Zusicherung, daß man ihre Befehle genau vollziehen „wolle. Diese den zwölf Richtern ertheilte, und von mehr „als 80 Rittern unterzeichnete Vollmacht, ist den 25. Sept. „1334 datirt. Alle diese Ritter bekennen darin, daß die „Feindschaft und der Haß zwischen den Familien beyder „Theile die Wuth so ausserordentlich hoch getrieben, daß „diese Kriege ein halbes Jahrhundert gedauert hätten."

„Der Fürst von Lüttich, Adolph von der Marck. „Ludwig, Graf von Looz und von Chiny, das Capitel von „St. Lambert, und die Stadt Lüttich mit den kleinen Städ„ten des Fürstenthums, bestätigten den 8ten März die Er„richtung des Tribunals der zwölf Familienrichter; sie be„willigten nicht allein selbst anzunehmen, sondern versprachen „auch dafür zu sorgen, daß ein jeder annehmen solte, was „zum Frieden erforderlich wäre. Auch bewilligten sie, daß „bey Streitigkeiten und Privatbeleidigungen man in der „Folge zu diesem Tribunal seine Zuflucht nehmen könnte, „und daß dessen Entscheidung ohne Weigerung befolgt wer„den solte."

„Die zwölf Richter arbeiteten so nachdrücklich am „Frieden, daß er im Monat May 1335 proclamirt werden „konnte. Ohne Zweifel war es keine leichte Sache so viel „Familien auszusöhnen, die seit so langer Zeit aufeinander er„bittert gewesen waren. Man gestand in der Friedensacte „daß von beyden Seiten Mordthaten und alle Arten von „Verbrechen begangen worden wären. Diese Kriege stellen „in der That nichts als hinterlistige Mord- und abscheuliche

„Raub-

„Raubthaten dar. Um dieses mannichfaltige Unrecht gut „zu machen, schlugen die zwölf Richter anfangs den Rittern „vor, ins gelobte Land zu reisen; allein sie bedachten nach„her, daß hiedurch ihr Land geschwächt, und vielleicht ein „noch grösser Uebel verursacht werden würde, als dasjenige, „das man vermeiden wolte. Sie zogen daher vor, der hei„ligen Jungfrau und den Aposteln eine Kirche zu bauen, „worinn man täglich für die Ruhe der Seelen derjenigen „Ritter und andrer Personen beten solte, die während die„sen Kriegen umgekommen waren. Die Anzahl derselben „wird von unsern Geschichtschreibern auf 32,000 Menschen „gerechnet. Diesen frommen Zweck zu erfüllen, verdamm„ten sie die Parthie der Avaner zu einer Geldstrafe von „3500 Livres, die Warousier aber musten 4000 Livres erle„gen. Dieser Tempel, dessen hoher Altar der Mutter Got„tes bestimmt wurde, solte zwölf Capellen haben, die man „den zwölf Aposteln weihen wolte; auch solte man dazu „zwölf Capellane ernennen, um hier alle Tage im Chor zu „singen, und Messen zu lesen. Die zwölf Richter hatten „für sich und ihre Nachkommen sich das Recht vorbehal„ten, diese Beneficien zu ertheilen. Die Capellane solten „unter der Gerichtsbarkeit des Capitels von St. Lambert „stehn, und die der gestifteten Kirche gehörige Güter von „allen Taxen und Abgaben befreyt seyn.“

„Nach diesem bemühten sich die zwölf Richter in der „Friedensacte, den Zänckereyen, der Raubbegierde und den „hinterlistigen Nachstellungen durch Statuten vorzubeugen, „worinn sie allerhand Strafen für diese verschiedenen Ver-

„ gehungen festsetzten. Diese zwölf Richter waren aus den „ Familien der Avaner und Warousier genommen worden, „ sechs von der einen, und sechs von der andern. In den „ Statuten wurde daher festgesetzt, daß wenn einer von ih„ nen stürbe, die fünf übrigen aus der Familie des Verstor„ benen sogleich einen andern wählen solten; eine sehr fei„ ne Politic, wodurch zwölf einzelne Personen, wie ich schon „ oben bemerkt habe, die ganze Gewalt dieses Tribunals in „ ihren Familien fortdauernd machten.“

n.

„Ich habe gesagt, daß der Fürst, das Capitel des hei„ ligen Lambertus, die Stadt Lüttich u. s. w. die Errichtung „ dieses Tribunals bestätigten, das wegen der Friedensverträge „ gestiftet wurde. Die zwölf Richter aber erbaten sich auch die „ Bestätigung von Johann König von Böhmen, König von Poh„ len und Graf von Luxenburg, von Johann Herzog von Brabant, „ von Wilhelm Graf von Hennegau, und von Gui Graf von „ Namur. Diese Bestätigungen waren nöthig, um die Frie„ densbedingungen genau von denen Rittern halten zu lassen, „ die Unterthanen dieser Fürsten waren, und in deren Län„ dern wohnten, allein als Freunde oder Verwandten der „ Familien von Avans und von Waroux an diesen Kriegen „ Theil genommen hatten. Besonders war diese Bestäti„ gung erforderlich, um von diesen fremden Rittern die Taxen, „ Contributionen und Geldstrafen zu erheben, welche die „ zwölf Richter auflegten, theils um die Kirche zu bauen, „ von welcher ich geredet habe, theils auch um die Familien „ zu entschädigen, die durch diese Kriege in die äusserste „ Dürftigkeit gekommen waren. Der Kayser Carl IV. be-

„ stätigte diesen Frieden auch im J. 1354. Sigismund, rö„ mischer König und König von Hungarn, aber erst 1470. „ Man muß sich wundern, daß in allen diesen Verhand„ lungen ganz und gar nichts von dem jungen Frauenzim„ mer erwähnt wird, die, so wie Helena die Griechen wider „ Troja bewafnete, eben so bey uns durch ihre Entführung „ die Fackel des bürgerlichen Kriegs anzündete.

St — l.

VII.

Ueber die Erlernung der englischen Sprache und ausländischer Sprachen überhaupt.

Ein Fragment der neuen, jezt unter der Presse befindlichen Edition des Werks, England und Italien.

Es ist gewiß keine Sprache in Europa reicher wie die Englische, die aus den Zungen so vieler Völker zusammengesetzt ist. Zu der ursprünglichen, als der brittischen und caledonischen Sprache, kommen die Sprachen der Eroberer, der Dänen, der Sachsen und der Normänner. Nicolai macht in seiner Reisebeschreibung die richtige Bemerkung, daß in der englischen Sprache die Benennungen aller lebenden Thiere, die gegessen werden, angelsächsischen oder deutschen Ursprungs sind, die Benennungen des zubereiteten Fleisches aber französischen Ursprungs. Z. B. ein Ochse heist Ox, Rind-

fleisch Beef; ein Kalb, Calf, Kalbfleisch Veal; ein Schaaf Sheep, Hammelfleisch Mutton. Ein Schwein heist Hog. Dieses ist ein alt brittisches Wort, aber das zerstückte Schweinefleisch wird, so wie die andern vorerwähnten Fleischarten, mit der französischen Benennung Pork bezeichnet. Dieses beweist, daß die von Wilhelm dem Eroberer überwundenen Britten, die Zubereitungen, oder Verbesserung der Zubereitungen des Fleisches, erst von den Normännern lernten. Der gröste Theil der englischen Gerichte anderer Art, selbst die Suppe, wird überdem auch noch jezt mit französischen, oder doch französirenden Benennungen bezeichnet. Die in England wohnenden Deutschen der niedrigen Volksklassen, die die englische Sprache nicht regelmässig gelernt haben, wissen sich in diese so verschiedenen Benennungen gar nicht recht zu finden, und reden daher untereinander grossentheils eine eigne Sprache. Dieses ist ein kauderwelsches Englisch mit platdeutschen und Hochdeutschen Wörtern vermischt, die mit einem barbarischen Accent herausgegurgelt werden.

Es ist zu bewundern, daß aus dieser ausserordentlichen Mischung so sehr verschiedener Sprachen, ein so vortrefliches Ganze hat entstehen können, und dieses ohne Grammatic, ohne festgesetzte Regeln, ohne Wörterbuch, und ohne Sprachacademien, welche leztern, wie die Erfahrung lehrt, keine Sprache weder aufhelfen, noch vervollkommnen können. Die besten brittischen Werke, sowohl poetische als prosaische, waren längst geschrieben, als Johnson sein Wörterbuch herausgab. So wie der Weise von Stagyr seine dramatischen Regeln aus den griechischen Meisterstücken abstrahirte, so zog

John-

Johnson die seinigen, die englische Sprachlehre betreffend, aus den besten Producten seiner Nation; und so entstand eins der mühsamsten Werke, die je aus der Feder eines grossen Gelehrten geflossen sind.

Die Erlernung der englischen Sprache hat für einen Teutschen sehr grosse oder sehr geringe Schwierigkeiten, je, nachdem sein Endzweck dabey ist, und er die französische Sprache versteht oder nicht. Ist er mit dieser bekannt, und seine Absicht ist bloß auf das Lesen der englischen Bücher gerichtet, so ist bey einigem Fleiß ein Zeitraum von vier Wochen hinreichend, die brittischen Geschichtschreiber, Romandichter und andre leichte Schriften dieser Art zu verstehn, weil mehr als Neunzehntheil aller Wörter dieser Sprache, mit sehr geringen Abänderungen deutsch oder französisch sind. Philosophische und poetische Werke erfordern etwas mehr Zeit; noch weit mehr aber eine Kenntniß der Sprache bis zu dem Grade, einem Shakespear und Milton in dem Labyrinth ihrer dichterischen Schönheiten zu folgen, und den ganzen Umfang ihres Ausdrucks zu beurtheilen. Wem aber die Lectüre englischer Bücher kein Genüge thut, sondern durchaus die Sprache selbst gehörig reden will, der hat die grossen Schwierigkeiten der Aussprache und der Construction zu überwinden, wozu Jahre erfordert werden.

Ich will hier eine besondre Bemerkung anführen, deren Richtigkeit oder Unrichtigkeit ein jeder Mann von Einsicht und Erfahrung beurtheilen kann. Ich zweifle nämlich, daß es einen Menschen in der Welt giebt, der zu einer und

der nämlichen Zeit zwey Sprachen ganz in seiner Gewalt zum Reden oder zum Schreiben hat. In verschiedenen Perioden sind die Beyspiele häufig, aber genau zu einer Zeit ist mir keines bewußt, und wenn ich die ganze Litterärgeschichte durchgehe. Auch habe ich nie auf meinen Reisen unter den feinsten Weltleuten jemand gefunden, dem im Reden die Reichthümer von zwey Sprachen zu einer Zeit ganz zu Befehl standen. Die Ursache kommt meines Erachtens daher, daß man mit oder wider Willen, einer Sprache mehr als einer andern anhängt, und was diese zu der Zeit bey einem Manne an Terrain gewinnt, wenn ich mich so ausdrücken darf, verliert nothwendig die andre, deren Progressen in einem künftigen Zeitpunkt die erstere wieder zurücksetzen. Wolte jemand um dieses zu verhindern, den albernen Einfall ausführen, gerade eben soviel Bücher in der einen als in der andern Sprache zu lesen, und auch eben dies Verhältniß beym Schreiben zu beobachten, so müßte er es auch dahin bringen, diese scrupulöse Vertheilung beym Reden mit andern Menschen, ja selbst beim Denken nicht aus der Acht zu lassen, welches beydes grosse Schwierigkeiten haben dürfte; da nicht alle Menschen, mit denen wir umgehn, unser Lieblingssprachen reden, und das Denken so wenig, als die Sprache deren sich unsre Seele dazu bedient, von unserm Willen abhängt. Gesetzt aber, es wäre jemand im Stande, dieses sonderbare Gleichgewicht im Lesen, Schreiben, Reden und Denken in zwey Sprachen zu bewerkstelligen, so würde meiner Meynung nach, die Folge seyn, daß er keine derselben gründlich reden oder schreiben könnte. Ich rede hier blos von diesen beyden Eigenschaften, weil man ohne eben

diese

diese zu besitzen, nicht allein zwey, sondern drey und mehr Sprachen gründlich, ja bis zu einem hohen Grad der Vollkommenheit verstehen kann, wovon man nirgends mehr Beyspiele, als in Deutschland findet.

Die Franzosen haben einen ausserordentlichen Vortheil, den man bey der ihrer Cultur gebührenden Hochachtung sehr wenig, oder gar nicht in Rechnung bringt. Sie lernen, wenige Gelehrte ausgenommen, keine ausländische Sprache. Die beständige Beschäftigung ihres Geistes mit ihrer eignen im Reden, Lesen, Schreiben und Denken, erzeugt eine Wohlredenheit, die man bey keiner Nation so allgemein findet; eine Eigenschaft, die ihnen sehr unüberdacht, als ein Naturtalent zugeschrieben wird. Ein wohl unterrichteter Franzose, der übrigens zu den Alltagsköpfen seiner Nation gehört, macht daher im Auslande, in den feinen Zirkeln, bey Hofe, u. s. w. Eindruck, wenn er seine erworbenen Kenntnisse zierlich in einer Sprache vorzutragen weis, die alle seine Zuhörer unvollkommen reden. Noch auffallender ist dieses, wenn der Franzose ein Mann von Genie ist. Wie kann da ein ungleich grösserer Deutscher mit Vortheil neben ihm auftreten? Denn bey aller Fertigkeit, die dieser auch immer haben kann, die französische Sprache zu reden, wird er doch dem Franzosen, der seine Muttersprache spricht, nie an Zierlichkeit in der französischen gleich kommen. Hätte Raynal bey seinem Aufenthalt in Deutschland, die deutsche Sprache, ich will nicht sagen geredet, sondern nur verstanden, so daß bey seinen Unterredungen mit den grossen Geistern Deutschlands ein jeder sich in seiner Sprache hätte ausdrücken können, so bin ich

ver-

versichert, er würde von Ehrfurcht gegen Männer durchdrungen worden seyn, deren Namen er sich jezt kaum mehr erinnert, und deren Verdienste er gar nicht kennt.

Ich habe einen Franzosen gekannt, der nichts als seine eigne Sprache verstand, und überdem sehr eingeschränkte Fähigkeiten hatte. Er war Haussecretair einer polnischen Fürstin gewesen, und besaß hiezu ungefähr die erforderlichen Talente. Das Bewustseyn aber, sich in seiner einzigen Sprache richtig auszudrücken, war bey ihm hinreichend, sich zum Lecteur des grossen Friedrichs anzubieten, wozu Eigenschaften vonnöthen waren, deren Existenz dieser Franzose nicht einmal träumte. Es kam zu keinem Versuch; denn der preussische Staatsminister in Berlin, der den Antragsbrief erhielt, antwortete durch eine Entschuldigung. Einem Deutschen von solchem Schrot und Korn und solcher Obscurität, wäre diese Ehre der Antwort auf seinen Antrag nicht wiederfahren. Man hätte ihn für toll gehalten.

VIII. Jo-

VIII.

Johann Barré, genannt Armand;

eine historisch-litterarische Anecdote, aus der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts.

Johann Barré aus Burgogne gebürtig, erschien im Jahr 1720 zum erstenmal zu Amsterdam unter dem Namen Armand. Er war wohlgebildet, stand in der Blüthe seines Alters, und schien eine gute Erziehung genossen zu haben. Seinem Vorgeben zufolge hatte er, um den übeln Folgen eines Zweykampfs auszuweichen, in welchem er seinen Gegner tödtete, Frankreich verlassen müssen. Ein jeder andrer, wie er, würde sich in einer solchen Lage in nicht geringer Verlegenheit befunden haben. Verfolgt von den Gerichten, aus seinem Vaterlande verbannt, von seinen Freunden entfernt, ohne Geld, in einem Lande, dessen Sprache er nicht einmal kannte, und unbemerkt in einer grossen, volkreichen Stadt, wo es einem Dürftigen so schwer wird fortzukommen, was blieb ihm unter solchen Umständen wohl für Hofnung übrig? — Aber Armand wußte sich zu helfen. Dreist und voller Ränke, besaß er zugleich eine sehr geläufige Zunge, und seine Reden machten Eindruck. Ueberdem war er Dichter, oder wenigstens doch ein sehr rüstiger Versemacher, der mit der bewunderungswürdigsten Leichtigkeit Reime verfertigte. Mit diesen Eigenschaften begabt, gelang es ihm sehr bald bekannt

zu

zu werden. Auch schrieb er noch ausserdem eine schöne Hand, und zog in kurzer Zeit vortrefliche Schüler.

Alles dieses zusammen wäre schon mehr als hinlänglich gewesen, ihm ein unabhängiges, ruhiges Leben zu verschaffen; aber seine heftige, aufbrausende Gemüthsart und sein ungemässigter Hang zur Satyre, raubten ihm bald seine Beschützer und besten Freunde. Ausser diesen Fehlern, die er bis zur Ausschweifung übertrieb, war er auch noch argwöhnisch, hochmüthig im höchsten Grade, hartnäckig und eigensinnig, ein wahrer Sonderling in seinem ganzen Betragen, und der übertriebenste Bewunderer seiner eignen Geistesproducte. Wer ihm nicht in allem Beyfall gab, konnte versichert seyn, daß er sich ihm auf ewig zum unversöhnlichsten Feinde machen würde. Um ihn in Wuth zu setzen, war es schon hinlänglich, wenn man von seinen Versen weniger Aufhebens machte, als er selbst. Zwey oder drey Züge aus seinem Leben sind hinlänglich ihn so zu schildern, wie er war.

Er wohnte in Amsterdam bey einem Bürger, der zu sehr für ihn eingenommen, sich glücklich schäzte, die Gesellschaft eines Mannes zu geniessen, der ihn sowohl durch seinen Verstand als sein Betragen ganz bezaubert hatte. Sie pflegten oft abwechselnd bey einander zu speisen. Eines Tages lud Armand seinen Hauswirth, nebst dessen Familie und einige seiner Anverwandten zum Abendessen bey sich ein. Er hatte seiner Gewohnheit gemäß den Tisch sehr reichlich serviren lassen. Schon hatte man sich an der Tafel nieder-

ge-

gelassen, als es einem Frauenzimmer aus der Gesellschaft einfiel, eine gewisse Art von Brod, welches sie zu essen gewohnt war, und hier vermißte, zu fordern. Der Hausherr schickte sogleich einen Bedienten ab, das verlangte Brod herbeyzuschaffen. Armand ward es gewahr, und weil er sich einbildete, daß man vielleicht glaube, er habe nicht genug Brod holen lassen, verließ er plötzlich das Zimmer, und kam einen Augenblick nachher mit einem ganzen Korb voll Brod zurück, welchen er über den Tisch ausschüttete. Nach dieser so beleidigenden Ausgelassenheit, gieng er wie ein Rasender zum Hause heraus, und spazierte den ganzen übrigen Abend mit langen Schritten vor der Hausthüre herum.

Einst hatte er gehört, daß Herr P***, Agent des französischen Seewesens zu Rotterdam, ganz hübsche Verse machen solte. Er begab sich zu ihm, machte ihm ein Compliment über seine dichterischen Talente, und überreichte ihm alsdenn einige Verse nach seiner Art, worüber er sich inständigst dessen Meynung ausbat. Der Agent, weniger lobsüchtig wie Armand, antwortete: Daß man ihn übel berichtet hätte, weil er nichts weniger als ein guter Richter in Rücksicht auf Dichtkunst wäre; eine Ehre, die er sich daher verbitten müßte. Armand nahm diese Antwort für eine Beleidigung auf, gieng trotzig fort, und überhäufte den ehrlichen Agenten mit Schimpfwörtern. Nicht besser betrug er sich gegen Herrn C***r, bey welchem er in eben dieser Absicht einen Besuch ablegte. Er rächte sich auch noch überdem an beyden durch ein sehr beissendes Sinngedicht, welches er eines Sonntags frühe an der Thür der französischen Kirche anheftete.

Voll

Voll Aerger über den wenigen Beyfall, den die schönen Geister zu Rotterdam seinem poetischen Talent erwiesen, wendete er sich an die dortige Kaufmannschaft. In der Absicht seine Verse zu zeigen, oder sich auch als Schreibmeister anzubieten, besuchte er Herrn C***t, einen Mann von anerkannter Rechtschaffenheit. Der Kaufmann, welcher etwas harthörig war, glaubte den Dichter davon benachrichtigen zu müssen. Aber Armand, der dieses nur für einen Vorwand hielt ihn los zu werden, kehrte ihm den Rücken zu, und gieng fort, voll Wuth über die Beschimpfung, die er erhalten zu haben wähnte. Er hatte sogar die Kühnheit, einige Tage nachher eine sehr beleidigende Schrift an die Börse zu heften, worin er den guten Ruf dieses sonst unbescholtnen Mannes zu beflecken suchte. Dieser Zettel wurde bald von einigen Freunden des Kaufmanns abgerissen; aber kaum erfuhr es Armand, als er ihn gleich wieder durch einen andern ersetzte, der noch weit beleidigender als der erste war. Um solchen Beschimpfungen nicht länger ausgesetzt zu seyn, trug Herr C***t seine Klagen dem Rath zu Rotterdam vor, der den Verfasser der angeschlagenen Zettel vorladen ließ. Armand gehorchte, und sagte zu seiner Rechtfertigung, daß er als ein Fremder nicht geglaubt hätte, etwas zu unternehmen, welches durch die Landesgesetze verboten wäre; nun aber vom Gegentheil überführt, sey er bereit dem Beleidigten alle erforderliche Genugthuung zu geben, wobey er denn noch überdem sich verpflichtete, die Stadt Rotterdam unverzüglich zu verlassen. Der Rath war mit diesem Anerbieten zufrieden, und verlangte weiter nichts als die Erfüllung seiner lezten Versprechung. Er verließ also

diese

diese Stadt und ging wieder nach Amsterdam seinem ersten Aufenthalt zurück.

Ungeachtet der schlechten Aufnahme seiner Gedichte verlor er doch nicht die Lust, die Anzahl derselben durch neue zu vermehren; ja es schien, als ob seine Leidenschaft für die Dichtkunst dadurch nur noch mehr zugenommen hätte. Kaum war er wieder in Amsterdam, als er sogleich sich hinsezte und Satyren auf seine Rotterdamer Feinde verfertigte, welchen er alle Schuld beymaß, daß seine Entwürfe daselbst gescheitert wären. Nachher beschrieb er in Burlesken Versen die Liebesgeschichte des unglücklichen Abelard und der zärtlichen Heloise. Dieses Gedicht, voll von Schlüpfrigkeiten und satyrischen Anspielungen auf seine vermeinte Feinde roulirte schon, da es noch Manuscript war, auf allen Caffeehäusern. Sobald er die lezte Hand daran gelegt zu haben glaubte, fand er ohne viel Mühe eine Buchhandlung, die sich willig erklärte es drucken zu lassen, ob es gleich von dem edlern Theil des Publicums beynahe durchgehends verachtet wurde.

Während dem man noch an diesem Gedicht druckte, machte Armand Freundschaft mit dem Grafen von Bücquoy, der durch seine Abentheuer und Ausgelassenheiten bekannt genug geworden ist. Der Graf fuschte ebenfalls in der Versemacherey, und war ein geringerer Schwätzer als Armand. Durch die Gleichheit ihrer Gemüthsart schien anfangs das Band ihrer Freundschaft fest genug geschürzt zu seyn; aber eine zu grosse Freyheit, die sich der Graf herausnahm, entzweyete sie miteinander auf immer,

 und

und gab Gelegenheit zu einer Scene, die tragisch genug hätte werden können, wenn der Graf nur mehr Herzhaftigkeit besessen hätte. Dem Grafen, der seinen Freund noch nicht ganz von seiner schwachen Seite kannte, fiel es eines Tages auf Armand's Zimmer ein, eine sehr strenge Critic über seine Verse zu machen. Armand, mit dem noch niemals irgend jemand in einem solchen Ton gesprochen hatte, gerieth darüber so sehr in Wuth, daß er seinen Censor einen Unverschämten, Narren und elenden Glücksritter hieß. Endlich kam es gar von Worten zum Handgemenge, und weil Armand der stärkste war, so nöthigte er seinen Gegner mit Fußstössen das Zimmer zu verlassen, und verfolgte ihn auf eben diese Weise bis auf die Strasse.

Wir kommen nun auf den fatalsten Zufall seines Lebens, der die Grundursache aller seiner Unfälle war, und ihn endlich gar auf's Schafot brachte. Schon seit langer Zeit hatte Armand mit einem Bajonneser sich in einen freundschaftlichen Umgang eingelassen. Er hieß La B... und war ein junger Mensch ohne Vermögen, der aber das Glück hatte, eine sehr reiche Erbin zu heyrathen. Mitten in einem Zeitpunkt, da noch jedermann sie für die besten Freunde hielt, vernahm man zu allgemeinen Erstaunen, daß La B... seinen Freund wegen einer entsetzlichen ihm zugefügten Beleidigung verklagt hätte, und daß Armand deshalb bereits verhaftet und ins Gefängniß gesetzt sey. La B... gab vor, daß Armand, da er eines Tages bey ihm gewesen wäre, das Zimmer abgeschlossen, und mit einem an die Gurgel gesetzten Dolch ihm gezwungen habe, eine Obligation von 1000

Du-

Dukaten zu unterzeichnen. Die üble Idee, die man bereits von Armand's Gemüthsart hegte, verursachte allgemein ein sehr ungünstiges Vorurtheil gegen ihn; la B... hingegen wurde für einen jungen Mann von untadlicher Aufführung gehalten: Aber unglücklicher Weise für ihn, war der Handel so beschaffen, daß er nicht gut bewiesen werden konnte. Statt um Hülfe zu schreyen, welches er doch wenigstens, da er einmal zum Zimmer heraus war, hätte thun können, war er ganz stille fortgegangen, und brachte seine Klage sogar erst zwey Tage nachher an. In Ermangelung directer Beweise gegen den Gefangenen, stellte la B... indeß Nachforschungen über seinen bisherigen Lebenswandel und seine Sitten an. Er entdeckte auch in der That bald, daß der Name Armand nur ein angenommener, sein wahrer Name aber Johann Barré sey; daß er in seinem Vaterlande eine Frau und vier Kinder zurückgelassen; daß er vordem Salzeinnehmer zu Vezelay in Bourgogne gewesen; durch einen Flintenschuß seinen Schwager getödtet, und alsdenn die Flucht ergriffen hätte: worauf er in Frankreich verurtheilt worden wäre, gehangen zu werden.

Als Armand vor Gericht erschien, gestand er alle diese Beschuldigungen ein, nur den Meuchelmord leugnete er standhaft, ob er gleich bekannte, seinen Schwager in seiner Vertheidigung getödtet zu haben. Da hier eigentlich nicht von seinen Uebelthaten in Frankreich, sondern von denjenigen, die er in Holland begangen haben solte, die Rede war, so hielten sich die Richter auch nur bey diesen letztern auf. Armand sagte, la B... hätte ihm aus eigner Bewegung

die Verschreibung auf tausend Ducaten angeboten, als eine Belohnung für den guten Rath, durch dessen Befolgung die Heirath zwischen ihm und der obengedachten reichen Erbin glücklich zu Stande gekommen wäre. Er vertheidigte seine Sache vor Gericht immer selbst in eigner Person mit vieler Standhaftigkeit, und war dabey jederzeit so behutsam, daß er sich auch nicht ein einzigesmal widersprach. Dahingegen schien sein Gegner in seinem Vortrage sehr ungewiß zu seyn, wodurch einige auf den Argwohn geriethen, er könnte den Armand vielleicht gar nur in der Absicht angeklagt haben, um ihm die versprochne Summe nicht bezahlen zu dürfen. Andre hingegen schrieben die wenige Standhaftigkeit des Klägers mit mehr Wahrscheinlichkeit seiner natürlichen Blödigkeit und der Verlegenheit zu, in welcher er sich befand, eine Klage fortzusetzen, die er ohne hinlängliche Beweise unternommen hatte.

Da Armand auf ein Endurtheil in dieser Sache drang, und La B... keine gründliche und rechtskräftige Beweise zur Behauptung seines Vorgebens anführen konnte, so thaten die Richter endlich den Ausspruch: Daß lezterer die tausend Ducaten auszahlen, und der Angeklagte gegen Caution für diese Summe, im Fall noch eine Appellation an den Hof von Holland Statt fände, in Freyheit gesezt, und ihm erlaubt seyn solte, seinen Gegner wegen Erstattung der Unkosten, Entschädigung für seitdem angelaufene Interessen des Capitals, und öffentlicher Ehrenerklärung gerichtlich belangen zu können. La B... unterließ nicht, gegen dieses Rechtsurtheil an den Hof zu appelliren. Armand that das nämliche,

liche, und da er so glücklich war einen Freund zu finden, der sich für ihn verbürgte und die tausend Ducaten empfangen hatte, erschien er überall in Amsterdam mit einem langen Bart, den er sich im Gefängniß hatte wachsen lassen, wobey er schwur, diesen Bart so lange zu tragen, bis er seinen Proceß völlig gewonnen haben würde.

Um diese Angelegenheit desto ernstlicher betreiben zu können, verfügte er sich nach dem Haag. Endlich wurde das Amsterdammer Urtheil durch den Hof bestätiget. Armand belangte hierauf seinen Gegner, wegen Ehrenerklärung, Gerichtskosten und Interessen. La B... der durch dieses entscheidende Urtheil alle seine Ansprüche aufzugeben gezwungen war, und noch ausserdem fernere üble Folgen dieses Processes fürchtete, hielt es für die höchste Zeit, seine häuslichen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und entfloh hierauf heimlich nach Frankreich. Anfänglich ließ der Hof seine hinterlassenen Güter versiegeln; er wurde wirklich dreymal förmlich vor Gericht zu erscheinen, geladen, und schon glaubte man, daß er als ein widerrechtlich Ausgetretener behandelt werden würde; als Armand's schlechtes Betragen der Sache mit einemmal ein ganz andres Ansehen gab, und ihm selbst die traurigste Katastrophe bereitete.

Armand, voll Ungeduld, seine Rechtssache je eher je lieber gänzlich beendiget zu sehen, überlief täglich seine Richter, die manchmal nicht Musse genug übrig hatten, ihn vor sich zu lassen. Eines Tages gieng er zu dem Obersachwalter, wurde aber an der Thüre von einem Bedienten mit

dem Bescheid abgewiesen, sein Herr wäre nicht zu Hause. Armand erwiderte, er wisse das Gegentheil, und müsse ihn durchaus sprechen. Nach einigem Wortwechsel kam es zwischen ihnen bis zu Schimpfwörtern. Armand verlor die Geduld, mißhandelte den Bedienten mit Schlägen, und brachte bald das ganze Haus in Aufruhr. Er wurde ins Gefängniß geführt, aus welchem er doch bald herausgekommen seyn würde, woferne er sich nur hätte schuldig erkennen, und dem Obersachwalter eine angemessene Genugthuung leisten wollen. Doch weit entfernt dieses zu thun, ließ er vielmehr seinen Unwillen gegen diese Gerichtsperson in den zügellosesten Ausdrücken aus, und drohete noch überdem, sich auf die eclanteste Art an ihm zu rächen. Dieser Troz kam ihm theuer genug zu stehen, denn er veranlaßte, daß er zu einer zwölfjährigen Gefängnißstrafe verurtheilt wurde. Er blieb also bis 1734 sitzen, da es der Hof denn für gut fand, ihn nach einem andern Ort bringen zu lassen, wo er so lange bleiben solte, bis seine Verhaftszeit gänzlich um seyn würde.

Der von diesem Endschluß unterrichtete Armand gerieth vermuthlich auf den Argwohn, daß man ihn vielleicht noch weit härter als bisher zu behandeln, oder wohl gar insgeheim aus dem Wege zu räumen gesonnen wäre. Von diesem Augenblick an verlor er alle Fassung. Er entschloß sich daher alle Gerichtsdiener, die sich wagen würden ihm zu nahe zu kommen, zu tödten, oder doch wenigstens ausser Stand zu setzen, sich seiner bemächtigen zu können. In dieser Absicht brach er eine Stange von seinem Bettgestell ab,

ab, beschlug sie mit eisernen Nägeln, und befestigte an der Spitze derselben eine Federmesserklinge. An dem zu seiner Abholung bestimmten Tage erschienen zwey Gerichtsdiener, und wolten ihn fortführen. Aber der Gefangene setzte sich zur Wehr, spaltete den einen den Bauch auf, und schlug dem andern zwey Rippen im Leibe entzwey. Keiner von allen übrigen Gerichtsdienern war zu überreden, sich einer ähnlichen Gefahr auszusetzen. Indeß ersann man doch ein Mittel, sich dieses Rasenden zu bemächtigen, und führte es auch auf folgende listige Art glücklich aus. Zwey Häscher erhielten Befehl, ein jeder ein Loch in der Mauer seines Gefängnisses zu machen, und in dem nämlichen Augenblick, da Armand beschäftiget war diese Oefnungen zu untersuchen, schoß man ihn mit einer mit Salz geladenen Pistole ins Gesicht. Der heftige Schmerz, den ihm dieser Schuß in den Augen, der Zunge und dem ganzen Gesicht verursachte, sezte ihn zugleich auch ausser allen Vertheidigungsstand; er ergab sich daher ohne fernere Gewalt, und bat um Gnade, worauf er sogleich in Fesseln gelegt wurde. Er gestand, daß er Willens gewesen sey, alle diejenigen zu ermorden, die es unternehmen würden, ihn fortbringen zu wollen, und daß er, woferne es nur in seiner Gewalt stünde, das Nämliche noch jezt zu thun immer bereit wäre. Dieses freche Geständniß erschwerte sein Verbrechen nur noch mehr, und endlich wurde ihm das Urtheil gefällt, den Kopf zu verlieren.

Die Vorstellung eines nahen Todes hatte nichts schreckliches für ihn. Er schien vielmehr diesem lezten entscheidenden Augenblick mit vieler Gleichgültigkeit entgegen zu sehen.

Am auffallendsten aber war bey diesem ausserordentlichen Menschen der Umstand, daß der gräßliche Gedanke an eine öffentliche, rechtlich verwirkte Todesart, der ihn doch ganz hätte beschäftigen sollen, im geringsten nicht seinen leidenschaftlichen Hang zur Versemacherey verminderte. In der nämlichen Minute, da ein Geistlicher ihn mit Aussichten in die Ewigkeit unterhielt, unterbrach er die andächtigen Ermahnungen dieses Mannes mit folgenden Worten: „Mein Herr, sehen Sie doch diese Verse, die ich eben gemacht habe, und die ich mir zu erlauben bitte, Ihnen vorlesen zu dürfen; denn mein größtes Vergnügen bestand von jeher in Beschäftigungen dieser Art.“ — Ein Procurator der zugegen war, und zu gleicher Zeit auch den Tröster machte, bezeigte ihm sein Misfallen über eine Lectüre, die sich so wenig für die gegenwärtigen Umstände schickte. Armand warf einen Blick voll Verachtung auf ihn, hieß ihn einen Esel, und sagte frey heraus, daß es ihm sehr befremde, wie ein Mensch von seiner Art, ein Procurator, der auf immer mit dem Himmel entzweyet, und in alle Ewigkeit vermaledeyt wäre, sich erfrechen könnte den Tröster zu spielen, und Menschen mit Gott wieder aussöhnen zu wollen.

An dem zur Execution bestimmten Tage *) wurde Armand abgeholt, um sich vor Gericht sein Endurtheil vorlesen zu lassen. Aber kaum hatte man mit Lesen angefangen, als er auf eine sehr befremdende Weise seinen Unwillen darüber zu erkennen gab, und es höchst ungerecht nannte,

*) Er wurde im July 1734. hingerichtet.

nannte, daß man ihm seine Verurtheilung in einer ihm unbekannten Sprache vorzulesen sich unterfinge. Umsonst wurde ihm vorgestellt, daß es ihm in französischer Sprache verdollmetscht werden solte; er fuhr immer in dem nämlichen Ton fort, bis man endlich auf den Einfall gerieth, ihm den Mund mit einem Schnupftuch zuzubinden. Weil er aber doch durch Mienen zu erkennen gab, wie beschwerlich es ihm wäre, so wurde ihm das Tuch wieder abgenommen, worauf er denn versprach, keine Sylbe mehr zu sprechen. Er wurde von einem Geistlichen zum Richtplaz begleitet, und grüßte mit lächelnder Miene alle Zuschauer, die er kannte. Als er das Schafot betrat, und einen bey demselben aufgerichteten Galgen erblickte, wurde er ganz bleich im Gesicht; er sagte daher, daß man ihm etwas ganz andres versprochen, und er nicht geglaubt hätte, sein Leben auf eine so schimpfliche Art zu endigen. Indeß beruhigte man ihn doch wieder durch die Versicherung, daß er nur den Kopf verlieren solte, im Fall daß er sich ruhig verhielte; bey der geringsten Widersetzung hingegen würde man ihn mit Gewalt an diesen Galgen hinaufwinden und hängen. Er antwortete: Daß er nicht Lust hätte durch den Strick zu sterben. Hierauf fragte er dem Scharfrichter, ob er sein Handwerk auch gut verstände? Dieser bejahte die Frage, und sezte noch hinzu: Daß er schon sechszehn Köpfe glücklich von eben soviel Rümpfen getrennt habe, und daß er den seinigen als den siebenzehnten ansehe, der ihm nicht weniger Ehre wie die vorigen machen würde. Er fragte nun noch, wo das Richtschwerd wäre? Der Scharf-

richter erwiderte: Es würde zur rechten Zeit schon da seyn. Endlich erschien der fatale Augenblick; Armand kniete nieder, und sobald man ihm nur die Augen zugebunden hatte, wurde ihm der Kopf mit einem einzigen Streich vom Körper getrennt.

F.

V.

Anhang.

No. 1.

Die vertraulichen Briefe **Friedrichs des Einzigen** an seine Freunde, sind gleich denkwürdig — für Ihn und für Sie. Denkwürdig als Monument Seiner erhabensten Menschheit und als Dokument Ihrer Verdienste.

Friedrichs Vertraulichkeit war der Ruhepunkt des Adlerblicks seiner Prüfung. Wo er sich weilte, traf er auf einen vortreflichen Kopf — oder auf ein vortrefliches Herz.

Beydes vereinigte sich in dem Freyherrn de la Motte Fouqué — der als General von der Infanterie im Jahr 1774 auf seinen Lorbeern entschlief.

Friedrich schäzte seine Verdienste, und liebte seinen Umgang — und so war der Freyherr de la Motte Fouqué einer seiner ältesten und vertrautesten Freunde.

Der Briefwechsel zwischen dem Monarchen und seinem Feldherrn, ist der höchste Triumph der Menschheit; er liefert ein seltnes Schauspiel, werth, der Nachwelt treu überliefert zu werden; das seltne Schauspiel, wie das edle Gefühl der Menschheit den einzigen Monarchen vieler Jahrhunderte zur Gefälligkeit eines Privatmanns herabstimmte, und den Privatmann zur Freymüthigkeit eines Fürsten erhob.

Dieser Briefwechsel, eine Sammlung von ohngefehr zweyhundert auserlesenen Briefen, intereßiret nicht blos als Beytrag zur Geschichte des siebenjährigen Krieges, sondern mehr noch als Characterzeichnung Friedrichs und seines Feldherrn.

Ich werde diesen Briefwechsel mit denen Denkwürdigkeiten der Lebensgeschichte des Freyherrn de la Motte Fouqué verbinden, und dabey das Gemählde der Freundschaft Friedrichs — für diesen verdienstvollen Mann — dem ich als Secretär diente, und dem ich in der Stunde seines Todes zur Seite stand, ergänzen.

Der Freundschaft Friedrichs! das will viel sagen, daher diesen Beweis — den kleinsten, der mir zur Hand liegt.

In den lezten Lebenstagen des Freyherrn de la Motte Fouqué, schreibt Friedrich, auf die Nachricht von der zunehmenden Entkräftung desselben, an ihn:

„ Ihr Brief, mein lieber Freund, betrübt mich. Sie sprechen von Ihrer Abreise, und wenn ichs könnte! behielte ich Sie gerne so lange als möglich zurück. Man findt überall Menschen, aber selten so rechtschafne Leute und so treue Freunde — wie Sie. Sorgen Sie soviel als möglich für sich, damit ich Sie nicht sobald verliere, und denken Sie sich die Kränkung, die ich empfinden würde, wenn ich mich auf immer von Ihnen getrennt sehen solte. “

„ Das schwere Gehör thut nichts zur Sache; man hat kleine Röhre, welche solches erleichtern. Die verstorbene Madam Recoule hatte dergleichen, und ich werde Ihnen welche machen lassen, indem ich hoffe, daß die gute Witterung die Wiederherstellung Ihrer Kräfte begünstigen, und ich noch das Vergnügen haben werde, Sie bey mir in Sanssouci zu sehen “

„ Hiervon ganz überzeugt — bitte ich Sie, alle ersinnliche Sorgfalt für Ihre Erhaltung zu tragen, damit ich alsdann die Freude habe, Sie zu umarmen, und Ihnen Beweise meiner aufrichtigen Zärtlichkeit zu geben.“ Leben Sie wohl.

Friedrich.

Aeusserungen, wie diese, konnten dem sterbenden Fouqué nicht gleichgültig seyn; er antwortete seinem Fürsten:

„ Ich bin ausser Stande Sire! auf Ihre Güte zu antworten, mein Herz schwimmt in Thränen, und Worte fehlen mir. “

„ Mein einziger Trost und meine größte Wonne — ist — daß Sie mich Ihrer Freundschaft würdigen. Wer bin ich aber — der ich so viele Gnade genieße: Ein todter Hund, wie Mephiboseth. “

„ Empfindsame Seelen sind nicht gewöhnliche Eigenschaften der Fürsten, und wie geht es zu Sire! der Sie alle übertreffen, daß die Ihrige so empfänglich für Freundschaft ist? “

„ Um

„Um so höher schätze ich die Vortreflichkeit — die Größe — und den Werth derselben; ja ich zweifle Sire! und Gott sey Zeuge — ob es möglich seyn könne, Ihrer erhabnen Person ergebner zu seyn, als ichs bin."

„Meine Lebenskräfte sinken zusehends, ich spreche wenig, weil man mich kaum verstehen kann, und bisweilen fehlet es mir an der Aussprache, wie dem verstorbenen General Rochow."

„Vielleicht hilft der Frühling diesem Uebel noch ein wenig ab, und schaft mir noch einmal das einzige Glück — was ich in der Welt wünsche — Sie zu sehen."

Ich bin ꝛc.

La Motte Fouqué.

Noch ein paar Worte ans Publicum.

Zufälliger Weise sind einige zu dieser Sammlung gehörige Briefe in fremde Hände gerathen. Sie wurden bekannt gemacht — unter andern im Jahr 1772, durch das Recueil de Lettres de S. M. le Roi de Prusse pour servir à l'Histoire de la Guerre derniere; aus dieser Schrift scheinen die Briefe des Königs an den General Fouqué — nicht Fouquet, wie er unrichtig geschrieben wird — in der dritten Sammlung der Anecdoten und Characterzüge aus dem Leben Friedrichs des Zweyten übertragen zu seyn. Die vollständige Sammlung der Briefe des Königs und der Antworten des Freyherrn de la Motte Fouqué ist in meinen Händen; ihr Original ist in französischer Sprache geschrieben, und so liefere ich sie in denen Memoires de Mr. le Baton de la Motte Fouqué &c. zugleich aber auch ihre deutsche Uebersetzung in denen **Denkwürdigkeiten von dem Leben des königl. preuß. Generals von der Infanterie,** Freyherrn de la Motte Fouqué, mit dem Portrait des gedachten Generals.

Original und Uebersetzung unterscheiden sich im Aeussern durch nichts, als durch die Sprache.

Die mit der Herausgabe dieser Schriften verbundene Kosten machen den Weg der Pränumeration nothwendig.

Der Pränumerationspreis für jedes Exemplar beträgt 1 Thlr. 8 Gr. (oder 4 Gulden preuß.); der Ladenpreiß wird ohnfehlbar höher zu stehen kommen. Die Pränumeration wird bis Ende des Monats May angenommen, und die

Ausgabe der Pränumerationsexemplare 6 Wochen darnach erfolgen.

Herr Buchhändler Hartung hat die weitere Besorgung dieses Geschäftes übernommen, und wird denen auswärtigen Committenten das 10te Exemplar für ihre Bemühung überlassen.

Die Namen derer Pränumeranten sollen, wie gewöhnlich, mit beygedruckt werden.

Königsberg, den 6. März 1787.

G. A. Büttner.

No. 2.

Die versprochene deutsche Uebersetzung der kürzlich in meinem Verlage herausgekommenen Correspondence de Frederic II avec le Conf. de Suhm wird nun in kurzer Zeit erscheinen. Sie hat vor allen andern Uebersetzungen, die von einem solchen Buche nicht ausbleiben, auch vielleicht früher als die meinige erscheinen mögten, den grossen Vorzug, daß sie ausser obigen Briefwechsel andere noch nie gedruckte Briefe des Königs enthält, welche allen übrigen Uebersetzungen gänzlich mangeln müssen, weil ich die franz. Originalien erst nach der Erscheinung der deutschen Uebersetzung ausgeben werde. Dies wird hoffentlich jeden Liebhaber bestimmen, meine Ausgabe abzuwarten, welche dieses Zusatzes ungeachtet nicht nur nicht theurer, sondern auch in Absicht der Güte der Uebersetzung und Schönheit des Druckes keiner nachstehen wird.

Berlin im März 1787.

Friedrich Vieweg,
der ältere.

No. 3.

Artaria und Kompagnie, Kunsthändler in Wien, haben auf eigene Kosten folgende Musikalien verlegt.

Simphonien.

J. Haydn 6 Simphonies à différens Instrumens Opera 35. 6 fl. detto 3 Simph. periodiques No. 1. 2. 3. jede à 2 fl. M. Haydn

M. Haydn 3 Simph. Op. 1. 6 fl. Mozart 1 Simph. Op. 8. 3 fl. detto 1 Simph. Op. 9. 3 fl. A. Rosetti 3 Simph. Opera 5. 5 fl.

Divert. und Quintetten.

Boccherini 3 Quintetti a 2 Violini, Viola, e 2 Violoncelli Opera 36. 3 fl. 30 kr. Haydn 6 Diverti. a 2 Violini, Viola, Violonc. Violonc 1 Fl. e 2 Cor. Op. 31. 6 fl.

Concerten.

Boccherini 1 Concerto per Violoncello Principale. Op. 34. 2 fl. 20 kr.

Quartetten.

Boccherini 6 Quartetti a 2 Violini, Viola e Violoncello. Op. 32. 3 fl. 30 kr. detto 6 detti. Op. 33 4 fl. 30 kr. Capuzzi 6 detti. Op. 1. 4 fl. detto 6 detti. Op. 2. 4 fl. Fiala 3 detti. Op. 3. 2 fl. 30 kr. detto 3 detti. Op. 4. 2 fl. 30 kr. Haydn 6 detti. Op. 33. 4 fl. 30 kr. Hoffmeister 6 detti. Op. 7. 4 fl. Mozart 6 detti. Op. 10. 6 fl. 30 kr. Pleyel 6 detti. Op. 6. 4 fl. Titz 6 detti Op. 1. 4 fl. Vanhal 6 detti. Op. 33. 4 fl. 30 kr. Schmitbauer 3 detti per Flauto, Violino, Viola e Basso. Opera 3 2 fl. 30 kr.

Trios.

Boccherini 6 Trios a 2 Violini, e Vioncello. Opera 35. 3 fl.

Duetten.

Vanhal 6 Duetti a 2 Violini. Op. 28. 2 fl. 30 kr. Breunig 6 detti a Violino e Viola. Op. 7. 2 fl. 30 kr.

Clavier-Concerten.

Haydn Conc. pour le Clav. ou P. F. avec accomp. de plus. instrum. Op. 37. 2. fl. 30 kr. Kozeluch Conc. pour detto. Op. 9. 2 fl. 30 kr. Mozart Conc. pour detto. Op. No. 1. 2 fl. 30 kr. detto. Conc. pour detto Op. No. 2. 2 fl. 30 kr. detto. Conc. pour detto. Op. No. 3. 2 fl. 30 kr. Zimmermann Conc. pour detto. Op. 3. 2 fl. 30 kr.

Claviersonaten mit Accompagnement.

Haydn 3 Sonate per Clavicembalo o P. F. con Violino e Violoncello. Op. 45. 3 fl. Kozeluch 3 Sonate per detto detto Op. 3. 3 fl. detto 3 Sonate per detto detto.

 Op.

Op. 6. 3 fl. Mozart 6 Sonate per Clavicembalo con Violino. Op. 2. 5 fl. detto Ariette avec variations pour le Clavecin & Violon. Op. No. 6. 40 kr. detto — la Bergere Silimene. varie pour le Clav. & V. Op. No. 7. 40 kr. Sardi Giulio Sabino ed Eppnina Sonata carateristica per Clavicembalo con Violino. Op. 1. 1 fl. detto Variazioni per Cembalo con Violino. 24 kr. Sterkel 6 Sonate per Clavicembalo con Violino e Violoncello. Op. 17. 5 fl. Vanhal 3 Sonate per detto detto. Op. 29. 3 fl. Zimmermann 3 Sonate per Clavicembalo con Violino. Opera 1. 2 fl. 30 kr.

Sonaten fürs Clavier allein.

Auenbrugg Sonata per il Clavicembalo con un Ode del Salieri. 1 fl. 20 kr. Bohdanowics Douze Polonoises pour le Clavecin. Op. 1. 2 fl. Clementi 3 Sonate per Clavicembalo o Forte Piano. Op. 7. 2 fl. detto 3 Sonate per detto. Op. 9. 2 fl. Haydn 6 Sonate per Clavicembalo o Forte Piano. Op. 30. 3 fl. 30 kr. detto 12 Minuetti per Clavicembalo. 1 fl. detto 1 Sinfonia nominata Loudon per Clavicemb. Op. 36. 1 fl. detto. Diferentes petites Pieces, pour le Clavecin. Op. 46. 1 fl. Kozeluch 3 Sonate per Clavicemb. o F. P. Op. 1. 2 fl. detto 3 detto per detto. Op. 2. 2 fl. detto 1 Sonate — la Chasse pour le Clavecin. Op. 5. 1 fl. Mozart 3 Sonates pour le Clavecin ou Forte Piano. Op. 6. 2 fl. detto Fantaisie & une Sonate pour le Forto Piano. Op. 11. 1 fl. 30 kr. detto Ariette, Lison dormoit, avec Variations pour Clav. Op. No. 1. 40 fl. detto — La belle Francoise, avec Variations detto. Op. No. 2. 40 kr. detto — Unser dummer Pöbel meint, mit Variationen Op. No. 3. 40 fl. detto — Salve tu Domine, mit Variationen detto. Op. No. 4. 40 kr. detto — Marche des Mariages samnites, avec Variat. Op. No. 5. 40 kr. Schröter La Bataille — Fantaisie pour le Clavecin. 48 kr. Sterkel Douze Pieces pour le Clavecin. Op. 10. 2 fl. Vanhal 3 Sonate per Clavicembalo. Op. 30. 2 fl. 30 kr. detto Arietta con Variazioni per Clavicembalo. op. 31. 1 fl. detto Air favori & un Rondeau, variés pour le Clav. op. 34. 1 fl.

Sonaten für 2 Personen auf 1 Clavier.

Kozeluch Sonate a 4 mains sur un Clavecin ou P. F. op. 4. 1 fl. Mozart 2 Sonates pour detto. op. 3. 2 fl. Vanhal 3 Sonates pour detto. op. 32. 2 fl.

Deutsche

Deutsche Lieder beym Clavier zu singen.

Haydn 12 Lieder fürs Clavier, erster Theil. 1 fl. 30 kr. detto 12 detto p. detto. Zweiter Theil. 1 fl. 30 kr. Kozeluch 15 Lieder fürs Clavier. 2 fl. detto Aria — fürs Clavier. 1 fl. Sterkel 12 Lieder fürs Clavier. 1 fl. 30 kr. Spazier 12 Lieder fürs Clavier. 1 fl. 30 kr. Gluck Klopstock Oden und Lieder fürs Clavier. 1 fl.

Melodramen in Clavierauszügen.

Benda Ariadne, ein Duodrama im Clavierauszug 3 fl. Zimmermann Andromeda, ein Melodrama in detto. 3 fl.

Oper und Oratorium in Paritur.

Salieri La Grotta di Trofonio Opera comica in 2 Atti. 13 fl. Rosetti Der sterbende Jesus, ein Oratorium in deutscher Sprache. 8 fl.

Arien und Cantaten in Partitur.

Haydn Cantata — Ah come il Core mi palpita. 1 fl. 20 kr. detto Aria — Or Vicina a te mio Cuore. 1 fl. Kozeluch Cantata — Quanto é mai tormentosa. op. 7. 2 fl.

Menuetten und deutsche Tänze.

Pleyel 12 Minuetten mit vollstimmiger Musik. 1 fl. Haydn 14 Minuetten mit detto. 1 fl. 30 kr. Vanhal 6 deutsche Tänze mit detto. 40 kr. Haydn 6 deutsche Tänze mit detto 40 kr. 12 ländlerisch=deutsche Tänze für 2 Violinen. 20 kr. 12 ländlerisch=deutsche Tänze für eine Violin. 10 kr. Stadler Notentabelle, aus welcher man unzählige Menuetten und Trios für das Klavier herauswürfeln kan. 40 kr.

Ferner sind in dieser Handlung zu haben: alle Gattungen von Kupferstichen, Landkarten und Musikalien, welche in England, Frankreich, Deutschland, Italien und Holland erscheinen.

No. 4.

Nachricht der Verleger bey Herausgabe der Ersten Hälfte von Hymne auf die Natur, in Musik gesetzt von Franz Chr. Neubauer. Fol.

Herr Neubauer ist durch verschiedene Compositionen schon als einer der ersten Tonkünstler bekannt: Es wird al-

so den Liebhabern der Musik erwünscht sein, eine ganz ausgeführte, mit vollständigem Accompagnement gesetzte geistl. Cantate zu erhalten.

Was wir jezt zu dieser Ostermesse davon liefern, das macht gerade die Hälfte der ganzen Composition aus. In einem fort, wäre es für Sänger und Obligat-Instrumente beschwerlich, ja unmöglich, die ganze Cantate aufzuführen.

Vielleicht mag es überflüßig scheinen: daß wir Partitur, und zugleich auch das vollständige, ausgeschriebene Accompagnement verkaufen. — Aber, die Mäßigkeit des Preißes in Vergleichung mit andern musikalischen Werken wird uns so weit rechtfertigen: daß es nicht Wirkung von Eigennutz sey. Auf der andern Seite beliebe man zu bedenken: daß eine Cantate mit starkem Accompagnement nicht, ohne dem alles überschauenden Capellmeister gut aufgeführt werden kann. Diesem zu lieb, haben wir die Sparta gedruckt, welche zugleich vor das Organon — oder Klavier dienlich ist. Wären wir da stehen geblieben, so wäre die Sparta, ohne den abgedruckten Auszug zur Ausführung unbrauchbar gewesen. Die handschriftliche Copie eines ausführlichen Werkes ist nicht nur kostbar, sondern oft sehr fehlerhaft. In weit geringern Kosten liefern wir beydes, so daß die Cantate ohne weitere Mühe und Kosten aufgeführt werden kann.

Uns den Verlegern war es Gelegenheit, den Versuch zu machen: Ob wir im Druck von Musik, den berühmten musikalischen Werkstätten Deutschlands, mit unsern selbst verfertigten Noten einigermaßen beykommen. Das freimüthige Urtheil der Kenner werden wir mit Dank annehmen, und noch da verbessern, wo es Verbesserung bedarf.

Wäre der Weg des Vorschusses nicht durch Eigennutz der meisten Unternehmer bey dem Publikum außer aller Achtung und Zutrauen gekommen, so hätten wir dieses Werk auf Pränumeration gedruckt. Nun aber sind wir im Stande, in diesem Fall alles Mißtrauen zu verbannen, und jedem Käufer die Hälfte des Werks vorzulegen, das er für sein Geld zu erhalten hat.

Wir liefern also gegen baare Bezahlung von 2 Carolins, oder 12 Rthlr. 12 gr. den bereits fertigen 1ten und noch folgenden 2ten Theil, welcher ohnfehlbar bis Michaelis gedruckt sein soll.

Diejenigen nun, welche bis zur Michaelismesse 1787 das Werk erstehen, belieben uns ihre resp. Namen bestimmt anzu-

anzugeben, damit wir dieselben zu Bezeugung unsers Dankes dem Ende des zweiten Theils beidruken können.

Neben dieser Cantate haben wir noch von dem gleichen Componisten zum Druk bereit: Fernando und Yariko eine Operette in vollständigen Clavierauszug mit der Singstimme: Und 24. Gesänge, von den besten deutschen Dichtern. Diese haben vor andern Sing- und Clavier-Compositionen das eigene, daß hierinn jede Strophe des Gedichts seine besondere Melodie hat, und man der unnatürlichen Gewohnheit überhoben ist, dem mannigfaltigen Schwung des Dichters in einer langweiligen Monotonie folgen zu müßen.

Zürich, zur Leipziger Ostermesse, 1787.

Orell, Geßner, Fueßli und Komp

No. 5.

Anzeige.

Ich bin gewilliget, nach dem Plan der vortreflichen Hällischen Beyträge zu der juristischen Gelehrtenhistorie des verehrungswürdigen Herrn Geh. Raths Nettelbladt zu Halle Rostocksche Beyträge zur juristischen Litterärgeschichte jährlich in vier Bänden zu 13 Bogen von Michael d. J. herauszugeben, und damit eine Lücke auszufüllen, die jeder Verehrer dieses Studiums um so mehr mit Bedauern bemerkt, da ungleich unwichtigere Scienzen ihre eigene Magazine haben. Ich würde schon längst diese Idee ausgeführt haben, wenn nicht die Ankündigung eines ähnlichen Unternehmens des ehemaligen Hällischen nunmehrigen Königsbergischen Rechtslehrers König mich davon abgehalten hätte. Da aber sein Werk Projekt zu bleiben scheint, und vielleicht seine jetzige Entfernung von Deutschland ihn noch mehr von der Herausgabe desselben ablenkt, so mache ich mein Vorhaben um so mehr desto eher bekannt, damit mir nicht, wie dies schon oft der Fall war, von andern darin zuvor gekommen werde. Ein genaues Detail meiner Idee würde für diese Anzeige zu weitläuftig ausfallen, und soll vor dem ersten Stück der Beyträge selbst seinen Platz finden. Da ich bey meinem Unternehmen fremder Unterstützung gar sehr bedarf, so ersuche ich hiermit

mit aufs gehorsamste und ergebenste alle diejenigen darum, von denen ich aus Liebe für diese Wissenschaft selbige erwarten kann, und rechne besonders auf Deutschlands öffentliche Rechtslehrer, die am vorzüglichsten im Stande sind, mich mit den neuesten Veränderungen in diesem Fache bekannt zu machen, und mir nebst den halbjährigen Lektionsverzeichnissen alle kleine juristisch-litterarische Schriften, die, weil sie gewöhnlich nicht aus dem Orte des erhaltnen Daseyns kommen, zu bald der unverdienten Vergessenheit übergeben werden, mitzutheilen. Um bey dieser Uebersendung alle unnöthige Kosten zu ersparen, würde es mir sehr angenehm seyn, wenn sie selbige mit den Meßgelegenheiten zu Ostern und Michael durch die Buchhandlungen ihres Orts an die hiesige Koppische Buchhandlung zu Leipzig abgeben lassen wolten, die dann mit Vergnügen die gehabten Auslagen restituiren wird. Sollte übrigens das versprochne Magazin der juristischen Gelehrtengeschichte des Herrn Professors König wirklich erscheinen, und meine Beyträge überflüßig machen, so will ich herzlich gerne wieder vom Schauplatz abtreten, und verdientern Männern, wie ich bin, weichen. Meine Absicht wird allemahl löblich bleiben.

Rostock, im April, 1787.

D. Joh. Christian Koppe.

No. 6.

Nelkentheorie,

oder eine in systematischer Ordnung nach der Natur gemahlte Nelkentabelle,

von

M. J. C. Rudolphi,

Pastor in Röhrsdorf bey Meißen.

Unter diesem Titel kündiget die Erbsteinische Buchhandlung in Meißen allen Blumisten und Freunden der Nelkenkultur eine Tabelle von Nelken in systematischer Ordnung, mit

mit 21 auf das richtigste nach der Natur gemalten Nelken nebst beygefügter Erklärung, so die verschiedenen Klassen und Gattungen der Nelken vorstellet auf Pränumeration an. Diese Tabelle, welche bis jetzo die einzige und erste in ihrer Art ist hat außer ihrer Neuheit das empfehlende, daß ein jeder Liebhaber der Blumen, besonders aber der Nelken, der auch noch kein Kenner von diesem Blumengeschlechte ist, sogleich bey' der ersten Uebersicht derselben auf einmal eine vollkommene Kenntniß, sowohl von schönen und zu einem guten Nelkensortiment gehörigen Nelken erlangt, als auch auf einmahl das ganze Geschlecht der Nelken in ihren Umfange samt den wesentlichen Unterschied aller ihrer verschiedenen Gattungen, so wie eine von der andern sich herleitet und abstammet, in einer systematischen Ordnung kennen lernet und also dadurch in den Stand gesetzt wird

1.) von jeder Nelke richtig zu urtheilen ob selbige zum Sortiment schöner und vom Kenner geschätzter Nelken gehöre oder nicht und eine auszeichnende Wahl darinne zu treffen weiß

2.) aber auch genau zu bestimmen weiß, unter welche Klasse oder Gattung diese oder jene Nelke gehöre.

Uebrigens verspricht der Verleger dieser Nelkentheorie vor gutes und schönes Zeichenpapier, Druck, Kupferstich und der Natur getreue und richtige Zeichnung der Blumen zu sorgen um sich den Beyfall des Publikums zu erwerben. Ein mehreres von dieser Nelkentheorie besagt ein besonders weitläuftiges gedrucktes Avertissement. Der Pränumerations Preis dieser Tabelle ist 1 Rthlr sächßl. Conventionsgeld den Louisdor zu 5 Rthlr. und den Dukaten zu 2 Rthlr 20 gr. bis zu Johanni dieses Jahrs stehet der Pränumerations Termin offen, nachher aber wird der Preis um ein Drittel höher im Ladenpreiße seyn. Die Namen der hohen und vornehmen Unterstützer dieser Nelkentheorie werden dem Werke beygedruckt. Briefe und Gelder werden Franko an mich eingesendet.

Pränumeration darauf nehmen an in Berlin Hr. Buchhändler Unger,' in Dresden die Breitkopfische Buchhandlung und das privilegirte Addres-Comtoir, in Erfurt die Kayserische Buchhandlung und Hr. Hofjubilier Kiel, in Göttingen die Brosische Buchhandlung, in Hamburg die Hofmannische Buchhandlung in Jena die allgemeine Literatur Zeitungs Expedition,

pedition, in Leipzig das privilegirte Intelligenz-Comtoir und die Churfl. Zeitungs-Expedition, in Weißenfels H. Buchhändler Severin. Uebrigens werden sich alle Buchhandlungen, Postämter Zeitungs Expeditionen wie auch Intelligenz und Addrescomtoirs zur Annahme der Pränumeration willig finden lassen. Auf 10 Exemplaria wird 1 und auf 20 Exemplaria 3 Exemplaria frey gegeben.

Meißen, den 16ten April, 1787.

K. F. W. Erbstein.

No. 7.

Seit dem Anfange des Monats Februar wird die allgemeine politische Zeitung auch in allen ansehnlichen Buchhandlungen broschirt verkauft, unter dem Titel: J. E. Fabri, Professor der Geographie und Statistik, historische, politische, statistische Nachrichten vom Jahr 1787. Die Hauptkommißion von diesen hat die Beersche Buchhandlung in Leipzig, welche sie auf Verlangen halbmonatlich zuschickt. Die wöchentliche Intelligenzbeylage, welche, ausser den litterarischen gerichtlichen und andern Bekanntmachungen, auch besonders eine Anzeige der merkwürdigsten Staatsschriften von den neuesten deutschen Reichshofraths- Reichstags- und Reichskammergerichtsangelegenheiten liefert, wird den broschirten Exemplaren ebenfalls beygelegt. Der Ladenpreis vom ganzen Jahrgange ist in nähern Gegenden 4 Rthlr. in Golde. Posttäglich erhält man sie durch alle löblichen Postämter Zeitungsexpeditionen und Intelligenzkomtoire.

Jena, den 16. März, 1787.

Mauckische Officin.

Bey

Bey Friedrich Severin in Weißenfels sind folgende Bücher herausgekommen und in den Buchhandlungen zu haben:

Abendstunden, philosophische, vom Koche des Königes von Preußen. 8. 1786. 21 Ggr. Ebert, E. G., Gedanken eines Husaren am Begräbnißtage seines Generals, Hans Joachim von Ziethen. 8. 1786. 3 Ggr. Fischer, J. G. S., Beytrag zur Wegräumung des Schuttes und der Wegebesserung, in jetzigen und künftigen Zeiten, durch die Superintendenten. gr. 8. 1786. 6 Ggr. Försters, M. J C., Lehrbuch der christlichen Religion, nach Anleitung des Katechismus Lutheri entworfen. 8. 1787. 12 Ggr. Gesellschaftsspiel, neues, zur angenehmen Unterhaltung, in drey Klassen, 296 Blatt in einem Futteral in Form eines Buchs, nebst beygebundner Nachricht. 1 Rthlr. Horrer, M G. A., Almanach für Prediger die lesen, forschen und denken, aufs Jahr 1786. 8. 10 Ggr. Derselbe aufs Jahr 1787. 10 Gr. Derselbe, Ueber Aufklärung und neue Reformation. gr. 8. 1784. 3 Ggr. Derselbe, Neue Sonntagslieder nach Anleitung der Evangelien zur Beförderung ächter Gottesverehrung. 8. 1787. 6 Ggr. Kettner, M. J J., Die bey der Höllenfahrt Christi an den Seelen der in der Sündfluth umgekommenen Menschen erzeigte göttliche Langmuth, aus 1. Petr. 3, 18—22. gr. 8. 1785. 6 Gr. Kupfer, C. G., Ueber die Verbesserung des Religions-Unterrichts in öffentlichen Schulen und Gymnasien. 8. 1785. 3 Ggr. Lauhn, D. B. F. R., Abhandlung von den Frohndiensten der Teutschen, aus dessen Handschriften mit Anmerkungen und Urkunden vermehrt von J. C. Kuhn. gr. 8. 1785. 10 Ggr. Neunhöfer, J. F., Versuch einer gemeinnützigen Uebersetzung des Predigers Salomo, nach dem Grundtext, desselben Verstandszeichen und periodologischen Wortstellung als Antipode zu Bearbeitungen dieses Buchs, die den Sinn desselben ganz entstellen. 8. 1787. 6 Ggr. Räsonnements, Paradoxen, Charaktere, Projekte; eine Näscherei für die Modewelt. 8. 8 Ggr.

Ferner sind herausgekommen:

Erzählungen aus den Ritterzeiten, mit Musik, 8. 8 gr.

Des Herrn Abbe von Mably Unterredungen über die Verbindlichkeiten des geselligen Menschen; aus dem Französischen von J. Milbiller. Neue Auflage, 8. 18 gr.

Deutliche Anleitung zu geschwinder und vortheilhafter Ausrechnung Chursächsischer Steuergefälle, von J. G. Wolff 10 gr.

Von

Von dem mit so vielen Beyfall aufgenommenen Buche: *Les Loisirs d'un ministre*, etc. wird nächstens eine gute Uebersetzung unter dem Titel: Nebenstunden eines Staatsmanns, oder Versuche in dem Geschmack des Montaigne, mit Chursächs. Privilegium, erscheinen.

Schon im v. J. Mon. Febr. zeigte ich in der Jen. gel. Zeit. an, daß ich an der allgem. Litt. Zeit. je weder Antheil gehabt, noch aus gewißen Ursachen habe haben wollen. Da nun neuerdings der Uebers. von des Le Roy Vorhersagungen Hr. D. Held in Gera, ingleichen die scurrilischen Scribler der Paragraphen und Episteln, welche Grattenauer in Nürnberg verlegt hat, mich von der Seite öffentlich beschuldigt, und manche Autoren mir Aufträge gethan haben, die ihre Korrespondenten, als wahre Mitarbeiter, am ersten besorgen konnten, so sehe ich mich nochmals genöthigt, alle Schriftsteller, die sich durch die Kritiken der A. L. Z. beleidigt finden, hiermit nochmals von dem falschen Wahn zu befreien, mir aber auch dergleichen unverdiente Neckereien in der Folge zu verbitten. Jena, den 24. Febr. 1787.

D. Christian Gottfried Gruner.

Neue
Litteratur und Völkerkunde.

VI.
Junius. 1787.

I.

Fragment einer merkwürdigen Rede, gehalten von Georg Dallas in Calcutta, den 25. Jul. 1785.

Es ist bekannt, daß die sogenannte Pittsche Ostindische Bill in den brittischen Besitzungen in Indostan die größte Bestürzung veranlaßte, da sie eine Clausul enthielt, die nur Sclaven gleichgültig seyn konnte, weil dadurch die Vorrechte eines Britten im dortigen Welttheil mit Füssen getreten wurden, und es von dem Generalgouverneur abhieng, einen ihm mißfälligen Mann, ohne Rücksicht auf seinen Posten, auf seine Lage und Verhältnisse, ohne Anklage und Untersuchung, mit Hintansetzung aller Formalien, gerade nach Europa zu senden. Es wurden diesem Unglück vorzubeugen, die nachdrücklichsten Maaßregeln, sowohl in Bengalen als in Madras genommen, und in Calcutta ein Ausschuß ernannt, um im Namen aller Britten in Indien werkthätig zu verfahren. Dallas, ein Mitglied dieses Ausschusses, sagte unter andern fol-

folgendes in einer grossen Versammlung, die dieserhalb den 25. Julius 1785 in Calcutta gehalten wurde:

v. A.

„ — — — Wenn der Minister zu mir sagen „solte: Sir, was haben Sie wider meine Bill einzuwenden? „so würde ich ihm antworten: Sir, meine Einwendungen „beruhen auf festen und unumstößlichen Gründen. Ich wür„de ihm sagen, daß sie sehr unfähig ist, dem Uebel abzuhel„fen, das sie doch absichtlich ganz ausrotten solte; daß die „Heftigkeit der Maaßregel die Wirkung durchaus vernichten „muß, die man dadurch erzeugen wolte; und daß, wenn „man vorsetzlich unsre Liebe gegen das Mutterland zu schwä„chen suche, die Sicherheit der brittischen Besitzungen im „Orient natürlich in Gefahr kommen muß. Ich würde ihm „sagen, daß die Bill uns leichtsinniger Weise, der uns als „Unterthanen des brittischen Reichs angebohrnen Rechte be„raubt, und daß keiner Menschenclasse diese theuern Vor„rechte entzogen werden solten, ohne die hinreichendsten Be„weise ihrer Verbrechen darzulegen, um ein so schmerzhaftes „Urtheil zu rechtfertigen. Ich würde ihm ferner sagen, daß „dieses die Meynung ist, eines der größten Männer unsers „Zeitalters, des Grafen von Mansfield, dessen hohe Weis„heit alle bewundern, und dessen ausgebreitete Kenntnisse „alle verehren. Da dieser ehrwürdige und tiefdenkende Welt„weise den 13ten May 1782 im Oberhause gegen die soge„nannte Cricklade Bill auftrat, (deren Gegenstand war, wahl„fähigen Britten ihre Wahlvorrechte zu nehmen) mit der

„Macht

„Macht der Beredsamkeit und der Wahrheit bewafnet, so „sagte er ausdrücklich, daß das Parlament nicht befugt sey, „eine ganze Communität zu bestrafen, ohne daß man durch „Zeugen vor der Bar des Hauses gestellt, von ihrem Ver„brechen auf das vollkommenste überführt wäre; daß blosser „Verdacht ein gesetzwidriger Grund sey, Strafen irgend ei„ner Art zu rechtfertigen. Der Groskanzler Lord Thurlow, „so berühmt wegen seiner Weisheit, als wegen seiner unver„änderlichen Beharrsamkeit in seinem Betragen und Grund„sätzen, war auch dieser Meynung, und warnte das Ober„haus nachdrücklich, nicht Rechte zu verletzen, die durch „die Zeit ehrwürdig, und durch die Genehmigung „unsrer Vorfahren geheiligt worden wären."

„Mit solchen Autoritäten versehn, würde ich dem Mi„nister sagen, daß ich bereit sey, die Bill in allen ihren „Theilen zu bestreiten, und die Tyranney des Inhalts un„widersprechlich zu beweisen. Ich würde ihm sagen, daß „wir viele Acten der gesetzgebenden Gewalt dagegen auf„stellen könnten, die man bis jezt als geheiligt betrachtet „hat, und welche unsre Vorfahren weislich als einen Damm „gegen die räuberischen Anfälle des unbegränzten Ehrgeitzes, „oder gegen die gesetzlosen Invasionen der ungezäumten Ge„walt ansahen."

„Diese ehrwürdigen Acten sind: Erstlich, die Consti„tutions von Clarendon, zur Zeit Heinrichs II; zweytens, die „Magna Charta, unter der Regierung des Königs Johann; „drittens, die sogenannte Bittschrift wegen der Volksrechte

„(Petition of Rights) unter der Regierung Carls I, und „endlich die Bill of Rights bey der Thronbesteigung von „Wilhelm und Maria. In Ansehung der Magna Charta, „dieses majestätischen Grundpfeilers unsrer Freyheit, so war „sie dreyßig verschiedenemal von den drey Zweigen der ge„setzgebenden Macht bestätigt, ja sogar durch ein eignes Ge„setz (das 44ste unter Eduard III.) für die Zukunft versichert „worden; ein Gesetz, worinn es ausdrücklich heißt: Daß „kein Statut, das in der Folge als Widerspruch irgend ei„nes zur Magna Charta gehörigen Artikels gemacht werden „dürfte, gültig seyn, oder je Gesetzeskraft haben solte. Und „ist nicht diese gegenwärtige Acte ganz jenem Gesetz entge„gen, und eine wirkliche Verletzung der Magna Charta? „Und solte sie also Gesetzeskraft haben? Wo ist die Noth„wendigkeit, Gesetze zu machen, wenn sie von den Männern „selbst, die von der Nation bestellt sind, sie zu entwerfen, „mit Füssen getreten werden? Das Gesetz, worauf ich mich „hier berufe, ist nie aufgehoben worden. Wenn es also „noch immer als ein unwiderrufenes Staatsaxiom zu be„trachten ist, bin ich nicht berechtigt zu sagen, daß selbst die „Landesgesetze uns das Recht geben, diese Acte zu verwer„fen, da sie verfassungswidrig ist, und auf eine ungesetzmäs„sige Art unsre Ehre und Eigenthum angreift? Denn je„nes Gesetz muß erst aufgehoben werden, bevor man mit „Recht sagen kann, daß diese Acte die verfassungsmässige „Macht hat, die uns zum Gehorsam verbindet."

„In der Bill of Rights, die den 16ten Febr. 1689 „dem Prinzen und der Prinzessin von Oranien vom Ober„

„und

„und Unterhause übergeben wurde, sind diese denkwürdigen „Worte: “

„Und sie fordern als ein Recht, verlangen und bestehn „darauf, daß alle Grundgesetze der Nation, als „ihre ungezweifelten Vorrechte und Freyheiten aufrecht „erhalten werden. “

„Und die Parlamentsacte selbst, die erste, die unter Wilhelm „und Maria gemacht wurde, Stat. 2, im 2ten Capitel, er„kennt ausdrücklich: “

„Alle Vorrechte und Freyheiten, die in besagter De„claration als Recht gefordert und behauptet worden „sind, als freye, alte und ungezweifelte Volksrechte der „Einwohner dieses Königreichs. “

„Und sind wir nicht Unterthanen dieses Königreichs? Sind „wir nicht durch diese Acte jener Vorrechte beraubt worden? „Ist uns nicht der Genuß jener Freyheiten entzogen, die „bey der glorreichen Revolution als eine Nationalwohlthat „für uns alle bestimmt waren? Ich nenne daher diese „Statuten, eine gewaltsame Acte wider die Grundgesetze des „Landes, grausam in der Wirkung, gesetzwidrig in der Quelle, „und abzweckend, uns aufs äusserste zu bringen; da Beleidi„gung mit Spott verbunden ist, und die schmählichste Un„terdrückung unter der Form der Gerechtigkeit erscheint.“

Nachdem Herr Dallas auf diese Weise seine Gründe gegen den Grundsaz dieser Bill überhaupt vorgetragen hatte, so führte er andre an, die sich auf das dadurch gekränkte Privatinteresse der Britten in Indien näher be-

ziehen, und entwickelte diejenigen Stellen der Acte, die vorzüglich erklärte Feindschaft gegen sie anzeigten. Ihre Väter, Brüder, Söhne und Busenfreunde, solten durch die Furcht vor grossen Geldstrafen gezwungen seyn, die heiligsten Bände zu verletzen, und diejenigen anzuklagen, mit denen sie im engsten Vertrauen stünden, und durch die theuersten Pflichten verbunden wären. Ein Thor ist geöfnet, um sich der Gesetze zur Ausführung rachsüchtiger Privatabsichten zu bedienen. Diese freygebohrnen Britten wären dadurch einem despotischen Tribunal unterworfen, und des so wichtigen Vorrechts beraubt, durch eine Jury gerichtet zu werden; ferner der Wohlthat der Habeas Corpus Acte, und überhaupt desjenigen Zustandes von politischer Sicherheit, welche die brittische Staatsverfassung als zu heilig betrachtet, um im geringsten verletzt zu werden — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Ob diese wie Negersclaven behandelte Britten es bey blossen zwecklosen Klagen bewenden lassen, oder sich ihrer Abkunft durch nachdrückliche Widersetzung würdig zeigen werden, wird die Zeit bald lehren.

Schlußbemerkung des Herausgebers.

II. Ueber

II.

Ueber die brittische Gesetzgebung.

Geschrieben im März, 1787.

Ein Fragment, aus der jezt unter der Presse befindlichen neuen und sehr vermehrten Auflage des Werks, England und Italien.

Die Menschen haben sich noch nie über einen einzigen Punct vereinigen können. Nicht einmal die grosse, die ewige Wahrheit von der Existenz eines Weltschöpfers, hat man durchaus als unwidersprechlich angenommen. Es ist also kein Wunder, daß die noch vor kurzem so sehr verkannte, und noch jezt nicht genug gekannte brittische Gesetzgebung ein gleiches Loos trift. Ich würde ein Sittengemählde, das man in ganz Deutschland mit Wohlgefallen betrachtet hat, beschmitzen, wenn ich die Urtheile einiger unwissenden Kunstrichter hier berühren wolte, die mich einer übertriebenen Partheylichkeit beschuldigen. Man beweise die Falschheit der von mir angeführten Thatsachen; kann man aber dieses nicht, so sind alle widrigen Meynungen, die sich hierauf beziehen, selbst der klügsten Männer, ja der grösten Genies, nichts als Geschwäz. Wenn die Britten ehmals Lobredner ihrer Verfassung und Freyheit waren, so hörte man sie nicht, weil man ihre Schriften nicht las, oder man lachte über

über ihre vermeynte eingebildete Vorzüge. Es mußten durchaus Ausländer kommen, und zwar solche, die zu den größten Geistern unsers Jahrhunderts gehören, um den Europäern diese Insel in ihrer wahren Gestalt zu zeigen. Als Voltäre, Montesquieu, Rousseau, Helvetius und Raynal mit dem Lobe der brittischen Staatsverfassung nicht fertig werden konnten, als de Lolme, ein Genfer Bürger, hierüber ein so gründliches als vortreflich es Buch schrieb, und so viel andre grosse Gelehrte aller europäischen Nationen damit einstimmten, da fieng man an zu glauben, daß doch wohl etwas von den so gerühmten Vorzügen dieses Volks wahr seyn müsse. Die Theorie der vorbesagten grossen Männer wurde von mir durch gehäufte Thatsachen so mancherley Art ins hellere Licht gesetzt. Die Laufbahn war in Ansehung Englands neu, allein zweckmässig vorgezeichnet, auch führte sie zum Ziel. Klopstock sagt, wo der Geschichtschreiber redet, redet nicht er, sondern die That.

Eine besondre Veranlassung giebt mir hier die Feder in die Hand. Nach dem Obengesagten, ja nach allem, was ich in funfzehn Abschnitten von den Britten geschrieben habe, würde es ungereimt seyn, die Privatmeynungen eines einzelnen Mannes hier zu widerlegen, allein ausserordentliche Nebenumstände machen dieses durchaus nothwendig. Die Lebensgeschichte des Herrn von Trenck ist in jedermanns Händen. Das was er über England sagt, erfordert Berichtigung, um so vielmehr, da hier ein Mann spricht, der nicht zu den gewöhnlichen Menschen gehört, dessen Schicksale mitleidenswerth, und dessen Muth und Geistesstärke bewunde-

rungs-

tungswürdig sind. Seine unerschütterliche Standhaftigkeit in einer Lage, die die Menschheit empört, war schon vor mehr als zwanzig Jahren, der Gegenstand meiner Bewunderung. Ich habe ihm dieses im Jahr 1774 in Wien selbst versichert, und trete hier höchst ungerne wider ihn auf; allein entweder mein Werk über England ist das tollste Mährchen, das je die menschliche Phantasie ausgebrütet hat, alles was so viele grosse Männer von den Britten gesagt, und was ihre Geschichte bis auf den heutigen Tag bestätigt hat, ist ungereimt und erdichtet, oder Herr von Trenck hat das schauervolle Beyspiel der Ungerechtigkeit, das er in London gesehn haben will — — nicht gesehn.

Die Bemerkungen, daß in England kein Gesetz gegen Betrüger ist, und daß niemand wegen Criminalverbrechen in seinem Hause arretirt werden kann, widerlegen sich von selbst. Das leztere geschieht stündlich von Constabeln, und Gott verhüte, daß es nicht so wäre, *) und von dem erstern stehn die zahllosen Beweise in den täglichen Zeitungsblättern; selbst ein Atkinson, ein Mann von 300,000 Pf. St., der die größten Verbindungen hatte, konnte der Strafe eines Betrügers nicht entgehn; so bestimmt und unerbittlich sind die englischen Gesetze, und so gebunden sind die Richter. Der Herr von Trenck, der England ganz und gar nicht kannte,

*) Die Schuldner, zu deren Verhaftnehmung nicht Constabels, sondern Bailifs gebraucht werden, haben allein gewisse Vorrechte in ihren Häusern, die im neunten Abschnitt beschrieben sind, wodurch wahrscheinlich der Irrthum des Herrn v. Trenck veranlaßt worden ist.

und noch nicht kennt, der nichts von der englischen Sprache versteht, konnte dieses freylich nicht beurtheilen; am wenigsten in der übeln Laune, worein ihn ein unerwarteter grosser Verlust setzte. Man ist in solchen Umständen nur zu sehr geneigt, alles anzuklagen. Wer klagt nicht nach einem verlohrnen Proceß über ungerechte Urtheile, ohne auf das Locale zu achten? Ich befand mich in London zur Zeit dieses Vorfalls im Jahr 1778, und hätte daher gewünscht, daß Herr von Trenck alle Umstände desselben angegeben, und sodann das Resultat der Welt überlassen hätte. Da dieses nicht geschehn, so sehr auch das Sonderbare der Beschuldigung eine Erörterung verdiente, so will ich diesen Mangel wenigstens durch einige Zeilen hier berichtigen.

Herr von Trenck, unbekannt mit der englischen Sprache und den Gesetzen dieses Landes, vertraute sich einem Deutschen, der ihn schändlich betrog, seine ungarischen Weine in Empfang nahm, unter dem Versprechen, die Zahlung in wenigen Stunden zu leisten, sie aber auf der Stelle wieder verkaufte. Ob der Käufer um den Betrug gewußt hat oder nicht, will ich nicht entscheiden, das erstere ist mir jedoch wahrscheinlich. Hier aber war dieser Zweifel bey keinem Richter von Gewicht, der nur auf das Eigenthumsrecht des Käufers und die dazu gehörigen Beweise Rücksicht nehmen konnte. Genug dieser kaufte die Weine laut Factura, die der Betrüger von dem Herrn v. Trenck, oder dessen Schwager erhalten hatte. Dieser Umstand der Factur, wodurch der Handel eine legale Gültigkeit erhielt, löset das Räthsel. Wie würden die mercantilischen Geschäfte in einer solchen Stadt

wie

wie London gehemmt werden, wenn es nicht erlaubt seyn solte, Waaren, selbst von unbekannten Personen zu kaufen, die nicht heimlich angetragen, sondern öffentlich auf Wagen zum Verkauf gebracht, und nebst der Factur überliefert werden. Der Käufer mit diesem Papier versehn, hat das Recht, jeden als einen Räuber zu behandeln, der ihn diese gesetzmässig gekauften Kaufmannsgüther mit Gewalt abnehmen will. Daher ist es erklärbar, daß keiner von den mächtigen Freunden des Herrn von Trenck, bey denen er Hülfe suchte, ihn helfen konnte. Ich weis nicht, ob ich mich irre, allein nach meinem Urtheil ist dieser vermeynte strenge Tadel der größte Lobspruch der brittischen Gesetzgebung. Daß es seinen Freunden nicht an gutem Willen gefehlt, führt Herr von Trenck selbst an. Hier sind seine Worte:

„Lord Grosvenor, mein specieller Freund, sagte mir: „— — Schicken sie andre Weine nach London! Wir wollen sie alle so gut bezahlen, daß sie ihren Schaden bald „einholen werden. — Dieß war Nationalcharacter, ich bin „auch gewiß, daß er Wort gehalten hätte; besaß aber nicht „den Vorschuß dazu."

Dieses Lob des englischen Nationalcharacters, das er auch bey Gelegenheit seines grossen Freundes in Rußland, des Lord Hyndfort, durch Thatsachen selbst bestätigt, ist schwer mit dem zusammen zu reimen, was auf der nächstfolgenden Seite der Lebensgeschichte steht, daß die englische Nation im Grunde wegen tausend Ursachen unsre ganze Verachtung verdienet. Nur ein sehr lebhafter Mann kann bey der

Erinnerung an einen wichtigen Verlust so etwas niederschreiben, denn was diese Nation verdient, braucht wahrlich nicht erst bestimmt zu werden. Eben dieser Temperamentsfehler, den Herr von Trenck so freymüthig anzeigt, hat ihn veranlaßt, den Ritter Fielding öffentlich als einen ehrlosen Buben zu behandeln. Daß ein Greiß von siebenzig Jahren, von ansehnlichem Vermögen, der den wichtigen Posten eines Oberfriedensrichters in London, viele Jahre mit Ruhm bekleidete, der das Schrecken der Diebe und Spitzbuben war, daß ein solcher Mann sage ich, die gestohlnen Weine des Herrn von Trenck mit den Räubern getheilt haben solte, und daß Netto zweyhundert Bouteillen dieser Diebsantheil betrug, dieses dürfte sehr starken Zweifel erregen, oder man müßte an nichts zweifeln wollen.

Soweit von der Privatsache und von den Privaturtheilen des Herrn von Trenck, die ich nie berührt haben würde, wenn er nicht, um solche zu unterstützen, eine geschehene Thatsache anführte, die, wenn sie geschehen, die gröste Satyre auf die englische Gesetzgebung, ja auf die Menschheit wäre. Die Geschichte trägt in allen ihren Theilen das ganz unverkennbare Gepräge eines übel ausgesonnenen Mährchens, das ich gerne aus der merkwürdigen Lebensgeschichte dieses ausserordentlichen Mannes wegwünschen möchte, weil sie der Glaubwürdigkeit der andern von ihm erzählten Begebenheiten Eintrag thut. Daß unter den angegebenen Umständen ein Mann wegen einer ihm von elenden Juden gestohlnen silbernen Kanne, die er gekauft hatte, die er gleich nach der Entwendung wieder habhaft wird, und deren Eigenthumsrecht

er

er auf hundertfältige Weise hätte beweisen können, daß dieser Mann wegen dem wieder erlangten Besitz seines gestohlnen Guts solte gehenkt worden seyn, und zwar wie natürlich nach einem öffentlichen Proceß, wo bloß das niedrigste Gesindel Ankläger war, wo im Tribunal aufgeklärte unbefangene Richter saßen, und der Beklagte unmöglich nicht ohne Zeugen und Freunde seyn konnte, dies ist wahrlich viel in wenig Worten erzählt, denn die Geschichte nimmt in dem Trenckschen Buche nur eine Seite ein. Das höchst ungereimte dieser Anecdote überlasse ich der Beurtheilungskraft eines jeden, gleichviel, ob er gereist oder nicht gereist ist, ob er die Menschen durch Umgang oder nur aus Büchern kennt, ob er im Palast oder unter dem Dache wohnt, wenn er nur schlichten Menschenverstand hat, und unbefangen denkt. Die Sache redet von selbst. Die Möglichkeit, daß ein solcher Vorfall unter den angezeigten Umständen in England je geschehen könnte, bezweifle ich; die Gewißheit, daß er im Jahr 1778, als Herr von Trenck in London war, und die Execution dieses Mannes gesehn haben will, nicht geschehen ist, weis ich, weil ich mich eben damals daselbst befand. Meine Beweise des Negativen sind ganz kurz, aber so bündig, wie sie nur immer seyn können. Alle Criminalprocesse, Anklagen, Zeugenverhöre und Vertheidigungen, werden in London gedruckt. Man schlage also die Session papers nach.

Dieser Anhang ist eine Rechtfertigung meiner Unternehmung, die englische Nation, so wie sie ist, zu schildern; es ist keine Vertheidigung derselben, die sie entbehren kann, noch weniger eine Ehrenrettung, die kein Volk auf Erden minder bedarf.

bedarf. Wenn die Geschichte einer Nation reich an ausserordentlichen Vorfällen und erstaunungswürdigen Thaten ist; wenn ihre Philosophen, Dichter, Geschichtschreiber, Redner und Mathematiker in dem Tempel des Ruhms die erhabensten Stellen bekleiden, wenn ihre Staatsmänner zu den größten Mustern gehören, wenn die Industrie ihrer Künstler die Paläste aller europäischen Monarchen zieren; wenn ihre Staatsverfassung dem Philosophen jedes Landes ehrwürdig ist, der mit der Weltgeschichte in der Hand urtheilt; wenn ihre Schiffe auf allen Meeren schwimmen, und ihr Handel keine Gränzen als die der bewohnten Erde kennt; wenn ihre Gesetze, ihr Gold und ihr Schwerd, ihre Besitzungen in allen Welttheilen, Zuckerinseln und Diamantgruben erworben haben; wenn ihre Kaufleute Königreiche beherrschen, und das Schicksahl ganzer Völker bestimmen; wenn sie Muth in ihren Schlachten zu Lande, und die größte Kühnheit in ihren Seeschlachten zeigen; wenn ihre Entdeckungen auf den Weltmeeren bis an das ewige Eis an beyden Polen reichen, und diese gefahrvollen Unternehmungen nicht bloß das Nationalinteresse, sondern den Nutzen des Menschengeschlechts überhaupt zur Absicht haben; wenn dieses zur Characteristic eines Volks gehört, so verstummt der Lobredner. Eine solche Nation erheischt ohngeachtet ihrer Fehler und Mängel die Hochachtung und Bewundrung aller Völker, als einen gerechten Tribut; freywillig oder nicht, er wird erlegt. Sie erzwingt ihn, in allen Winkeln der Erde, wo aufgeklärte Menschen wohnen.

III. Dank-

III.

An einen Freund auf dem Lande, die vertrauten Briefe über Leipzig betreffend.

Liebster Freund!

Also haben Sie auch einige Stunden Zeit, mit den vertrauten Briefen über L., diesem elenden Product eines schlechten Kopfs, und eines noch viel schlechtern Herzens, verdorben? Und glauben, daß mich mein langer Aufenthalt in L. fähig macht, Ihnen unpartheyisch zu sagen, was in diesem Pasquill wahr oder falsch ist. Gewiß L. F., für eine Wahrheit wolte ich Ihnen zwanzig hämische Lügen zeigen, und selbst das, was wahr ist, ist so vergrössert, so sorgfältig im falschen Lichte und von der schlechtesten Seite aufgestellet, daß nur ein verderbtes Gemüth so etwas in die Welt hineinschreiben konnte! Ich könnte Ihnen die Wahrheit von dem, was ich hier sage, durch alle Blätter beweisen, es wäre aber für einen Brief zu weitläuftig, und Sie werden auch verschiedenes davon in einer kleinen Broschüre finden, die hier mit Hrn. Detlev Prasch wohlgetrofnem Bilde geziert, herausgekommen ist. Nur eine von seinen groben Calumnien fällt mir eben bey dem Herumblättern in die Augen, die für mich desto auffallender ist, da ich als Augenzeuge das Gegentheil behaupten kann. Ich meyne seine boshafte Schilderung des Convicts, einer Stiftung, die schon für viele Tau-

Tausende so wohlthätig gewesen, und die der arme Schlucker höchst wahrscheinlich darum so heruntersetzt, weil er, — vermuthlich durch seine eigne Schuld, — ihrer nie hat theilhaftig werden können.

Was er von Unreinlichkeit, besonders in der Küche, schreibt, ist ganz erlogen, daß man einen jeden, Einheimischen und Fremden, kühnlich auffordern kann, sich zu jeder Stunde des Tages von dem Gegentheil zu überzeugen. Das Gewäsch von den kupfernen Kesseln, zeigt von einer albernen Unwissenheit. Sie sind beständig so gut verzinnt, und werden so rein gehalten, daß selbst ein Medicus sie auf diese Art dulden wird. Es gehört aber auch nur gemeiner Menschenverstand dazu, um einzusehen, daß es fast unmöglich, oder doch mit vielen Kosten verbunden seyn würde, für 216 Personen Suppe, Fleisch und Gemüse bloß in irdenem Geschirr zu kochen. Wenn in dem Speisesaale selbst und auf den Tischen, nicht eben die Proprete herrscht, die man, — obgleich auch nicht immer, — im väterlichen Hause, bey einer kleinen Familientafel findet, so ist das die Schuld der Herren Tischgenossen selbst. Sie bekommen alle Wochen frische Tischtücher, mehr läßt sich bey einer solchen Einrichtung nicht verlangen; sie so rein als möglich zu erhalten, wäre nun ihre Sorge. Das übrige, was Detlev Prasch von der schlechten Wahl der Speisen, Zubereitung und dergleichen hinschmiert, ist eben so hämisch. Daß man so viele junge Leute mit gesunden Appetit, nicht mit Delicatessen, oder mit Speisen, die nach dem haut gout bereitet sind, bewirthen kann, das sieht wohl jeder Vernünftige

tige

tige ein. Die Stiftung ward zu der Zeit gemacht, da alles wohlfeil war, und da selbst die Fürsten mit sehr einfachen Speisen zufrieden waren; die Einkünfte des Convicts aber, haben sich nicht mit dem Preise der Lebensmittel vergrössert, sondern sind eher — soviel ich weis — durch die gefallnen Steuerinteressen vermindert worden. Indessen sollen auch wohl nur wahre, nicht aber eingebildete Bedürfnisse, dadurch befriedigt werden, und dazu ist es für jeden mässigen und billig denkenden Menschen völlig hinreichend. Das Brod ist vortreflich, und dreymal die Woche frisch, das Fleisch oft besser als in der Stadt, das Gemüse, grün oder trockenes, wie es die Jahreszeit mit sich bringt, und immer so zubereitet, wie man es auf dem Tische des Mittelstandes findet, freylich nicht, wie es etwa der verwöhnte Gaumen des Reichen, oder des verzärtelten Muttersöhngens wünscht. Doch für diese Classen ist es nicht gestiftet. Wundern Sie sich nicht, L. F., daß ich mich nur bey diesem Puncte so lange aufhalte. Ich habe selbst 3 Jahre mit so gutem Appetit, und so herzlich vergnügt im Convict gegessen, daß es mich ärgert, wenn ich denke, daß auch nur ein Auswärtiger die tückische Schilderung glauben könnte. Jeder, der seit den lezten 12 bis 15 Jahren an dieser Wohlthat Theil gehabt, wird meinem Zeugniß beystimmen, denn vor dieser Zeit möchten vielleicht einige dieser Klagen eher Grund gehabt haben.

Wird Detlev Prasch dereinst nach seinen Verdiensten belohnt, so fürchte ich sehr, seine beste Mahlzeit möchte ihn noch nach der schlechtesten im Convict lüstern machen.

Wie boshaft seine characteristischen Schilderungen sind, darf ich Ihnen nicht erst sagen. Sie, L. F., kennen viele genau, und die andern durch ihren guten Ruf. Gewiß aber ist es noch schlimmer, von einem Menschen gelobt zu werden, der auf etlichen Bogen so herrliche und überzeugende Proben von seiner Religion und von seinen Sitten giebt. Bedauern Sie mit mir alle die Rechtschaffenen, die er gleichsam zu sich herabzieht, um sie mit seinen Lobsprüchen zu beschimpfen.

S. U.

IV.

Nachrichten von Tunkin und Cochinchina;

aus französischen Missions- und andern Reiseberichten.

Beschluß.

Jede Provinz im Königreich Tunkin hat ihren besondern Statthalter, dessen Lieutenant, der ein Mandarin ist, die Gerechtigkeitspflege beobachten, und auf die Erhaltung der guten Ordnung und der Gesetze ein wachsames Auge haben muß. Man hat in jeder Provinz verschiedene Gerichtshöfe, von welchen immer einer von dem Statthalter unabhängig ist, und unmittelbar unter dem Könige steht. Alle und jede Criminalsachen gehören für den Richterstuhl des Statthalters. Er verurtheilt gewöhnliche Verbrecher, ohne daß von ihm eine Appellation statt findet; bey Hauptverbrechen aber muß sein Endurtheil, bevor es vollzogen wird, erst vom König selbst bestätiget werden.

Die Tunkineser werden überhaupt beynahe auf die nämliche Art regiert, und fast nach den nämlichen Gesetzen, wie die Chineser. Bestechungen und Ungerechtigkeit sind aber hier zu Lande bey den Gerichtshöfen so sehr üblich, daß es so zu sagen kein Verbrechen giebt, von dessen Strafe man sich nicht vermittelst einer beträchtlichen Geldsumme loskaufen könnte.

Die Verschnittenen stehen bey Hofe in grossem Ansehen, und gelangen zu den ersten Würden des Reichs. An sie werden die Bittschriften der Privatpersonen und der Mandarine abgegeben, die sie dem Monarchen überreichen, und nachher in seinem Namen beantworten. Wenn sie einige Jahr lang im Palast des Königs gedient haben, steigen sie nach und nach zu den vornehmsten Ehrenstellen, während dem die Gelehrten hintenan gesetzt werden. Doch bemerkt Baron, daß die Hochachtung weniger Theil an der Gunst hat, in welcher sie stehen, als das Interesse. Nach ihrem Tode fallen alle ihre Güter, die sie gemeiniglich durch jede nur ersinnliche Art von Ungerechtigkeit und Niederträchtigkeit zusammengeraft haben, an den Monarchen oder den ersten Minister zurück, die ihren nachgelassenen Erben nur soviel davon zukommen lassen, als sie für gut finden.

Man theilt die tunkinesische Nation, wie wir bereits im ersten Abschnitt dieser Nachrichten erwähnt haben, in zwey Theile: In dem Adel und das gemeine Volk. Zu dem ersten gehören alle Prinzen und Gelehrten, und zu dem letzten alle übrigen Leute, die nicht in Staats und andern öffentlichen Bedienungen stehen, oder keinen Titel haben.

In Tunkin dürfen sich junge Leute, eben so wie in China, ohne die Einwilligung ihrer Eltern nicht verheyrathen, und die Töchter müssen noch überdem durchaus so lange warten, bis sie ihr sechszehntes Jahr erreicht haben. Der Brautwerber hält bey dem Vater des Mädchens um sie an, und schickt ihm einige Geschenke zu. Sobald man über die

Be-

Bedingungen einig ist, übersendet der Bräutigam seiner Braut die ihr versprochene Morgengabe. Am Vermählungstage führen die Väter beyder Familien, in Begleitung aller ihrer Anverwandten, die Braut in das Haus ihres zukünftigen Mannes. Dieses geschieht jederzeit mit vielen Pomp und Ceremoniel, und hiemit endiget sich die ganze Hochzeitfeyerlichkeit.

Die Polygamie wird zwar bey den Tunkinesern geduldet, aber ob es ihnen gleich frey steht, verschiedene Weiber zu haben, so darf doch nur eine einzige den Titel ihrer Gattin führen. Die Männer können ihre Weiber verstossen, sobald sie ihrer überdrüssig sind; aber kein Weib darf ihren Mann verlassen, ohne seine Einwilligung. Bey allen dem hat aber doch das Gesetz weislich für die Weiber gesorgt, indem es die Männer zwingt, ihren Weibern von welchen sie sich absondern, nicht allein ihr ganzes Eingebrachtes, sondern auch alle Geschenke, die sie ihnen vor der Hochzeit gemacht haben, zurück zu geben, und noch überdies für die Kinder zu sorgen. Alles dieses zusammen vereiniget, ist wohl die Hauptursache, warum man in diesem Lande so selten von Ehescheidungen hört.

Der Ehebruch wird sehr strenge bestraft. Einem Mann von Stande steht es frey, seine Frau, wenn er sie in Begehung dieses Verbrechens antrift, sowohl als denjenigen, der es mit ihr theilt, zu tödten; er muß aber durchaus eigenhändig dieses blutige Opfer verrichten. Ueberläßt er es der Gerechtigkeit ihn zu rächen, so wird seine Frau einem

Elephanten vorgeworfen, der sie mit seinen Füssen zu Tode tritt. Ihr Liebhaber wird gleichfalls, nur auf eine andre Art, aus der Welt geschickt. In niedrigen Ständen muß der beleidigte Ehemann durchaus zu den Gesetzen seine Zuflucht nehmen, die denn die Strafbaren sehr streng zu behandeln pflegen; doch muß man dabey zum voraus setzen, daß sie ihres Verbrechens ganz deutlich überführt werden können; ein Umstand, der nicht jederzeit der leichteste ist.

Bey Erbschaften erhält der älteste Sohn den größten Theil; die übrigen Söhne, jeder eine mittelmässige Geldsumme, und die Töchter bekommen nur eine Kleinigkeit, die gemeinhin so unbedeutend ist, daß sie fast gar nicht in Betrachtung genommen zu werden verdient. Der Gebrauch, jemand an Kindesstatt aufzunehmen, ist hier eben sowohl üblich, wie in China, und erstreckt sich ohne Unterschied auf beyde Geschlechter. Die adoptirten treten in alle Rechte und unterziehen sich der nämlichen Pflichten, wie die natürlichen Kinder. Auch betrauren sie ihren angenommenen Vater eben so, wie ihren leiblichen; gesetzt auch, daß dieser leztere noch am Leben seyn solte. Das Ceremoniel bey dieser Adoption ist sehr einfach. Derjenige, der nach dieser Gunstbezeigung strebt, läßt sein Verlangen demjenigen vortragen, von dem er sie zu erhalten wünscht. Fällt die Antwort günstig für ihn aus, so geht er hin, überreicht ihm zwey kleine Flaschen mit Arrac, die jener annimmt, und dies ist denn die ganze Ceremonie, die dabey beobachtet wird. Fremde, die in Handlungsgeschäften oder wegen andern Ursachen nach Tunkin kommen, nehmen oft ihre Zuflucht zu diesem Hülfsmittel,

mittel, um sich für die Neckereyen und Ungerechtigkeiten der Hofschranzen zu sichern. Baron erzählt, er habe die Ehre gehabt auf diese Weise von einem sehr mächtigen Prinzen dieses Landes an Sohnes statt aufgenommen zu werden. Aber er verlohr bald darauf die Früchte aller deshalb angewendeten Kosten, weil sein Beschützer kurze Zeit nachher wahnwitzig wurde.

Der Zustand des gemeinen Volks ist hier zu Lande weit elender wie in China. Ein jeder muß von seinem achtzehnten oder zwanzigsten Jahr an, eine Art von Kopfsteuer bezahlen, die nach dem Verhältniß der Fruchtbarkeit der Ländereyen seines Geburtsorts mehr, oder weniger beträchtlich ist. Niemand ist hievon ausgenommen als die Prinzen und Hofbedienten; desgleichen die Gelehrten; wenigstens diejenigen, die Baccalaurei sind, und denn der ganze Militäretat. Ein Kaufmann, wenn er gleich in der Hauptstadt ansässig ist, wird deshalb doch nach dem Dorf, das sein Geburtsort ist, taxirt, und immer zum Vecquam, eine Art von Frohndienst für den Staat, angehalten; das heißt: Er ist gezwungen bey allen öffentlichen Feldarbeiten, die für den König geschehen, entweder selbst Hand anzulegen, oder auf seine eigne Kosten Leute dazu zu dingen. Alle und jede Handwerksleute müssen jährlich sechs Monate zum Vecquam anwenden, ohne daß sie hoffen dürfen, die geringste Belohnung dafür zu erhalten, ausser das freye Mitessen, welches ihnen aber auch noch als eine besondre Wohlthat angerechnet wird. Die übrigen sechs Monate gehören ihnen selbst, und nur während denselben steht ihnen frey, ihr Handwerk und Gewerbe ungestört zu treiben.

In

In den Dörfern, die einen unfruchtbaren Boden haben, braucht man die Einwohner, die zu arm sind, als daß sie ihr Kopfgeld in Reiß oder in Geld bezahlen können, zum Abmähen des Grases für die Elephanten und Pferde, die vom Staat unterhalten werden. So weit entfernt von der Hauptstadt sie auch immer wohnen mögen, so sind sie doch gezwungen, die Fourage auf ihre eigne Kosten dahin zu schaffen. Indeß entsprießt dieser harte Gebrauch dennoch, wie Baron bemerkt, aus einer sehr gerechten Staatspolitik; weil dieses von Natur unruhige Volk, wenn man es nicht ohne Unterlaß mit Arbeiten beschäftigen solte, unmöglich in der Unterwürfigkeit erhalten werden könnte.

Wenn ein an Köpfen zahlreiches Kriegsheer allein hinreichend wäre, einem Staat ein furchtbares Ansehen zu geben, so würde das Königreich Tunkin unstreitig Anspruch auf diese Benennung machen können. Es unterhält immerwährend eine Armee von hunderttausend Mann, die nach orientalischer Art noch so ziemlich in den Waffen geübt sind; auch kann man im Nothfall noch einmal soviel auf die Beine bringen. Da aber einmal die Erfahrung lehrt, daß ein zahlreiches Heer, dem es an Muth gebricht, nur wenig Nutzen gewährt, so muß man gestehen, daß die Tunkineser, bey welchen dieser Fall fast durchgängig eintrift, die elendesten Soldaten von der Welt sind. Ausserdem, daß sie wie alle ihre Landsleute von Natur weibisch und feige sind, haben sie auch größtentheils Verschnittene zu ihren Befehlshabern, die mit ihrer Mannheit zugleich alle Seelengrösse und Heldenmuth eingebüßt haben. Der gemeine Soldat hat keine

keine Hofnung, sich jemals über die niedrigsten Stufen seines Standes zu erheben; selbst die ausgezeichneteste Tapferkeit versetzt ihn in keine glücklichere Lage. Wenigstens sind Beyspiele dieser Art so selten, daß sie unmöglich Nacheifer erregen können. Geld oder die Gunst eines Mandarins vom ersten Range, sind die einzigen Wege, sich aus dem Staube empor zu schwingen.

Das Kriegsheer ist durchgehends in Dörfer einquartirt, und steht unter dem Commando der Officiere und Mandarine, die Oberbefehlshaber über eine gewisse Anzahl dieser Dörfer sind. Sie werden ohne Unterlaß in den Waffen geübt, und dieses macht den größten Theil ihrer Beschäftigung aus. Ihre Art Krieg zu führen, besteht in einem gewaltigen Lärm, den sie machen, und in einem dem äusserlichen Anschein nach fürchterlichen Aufzug. Auf die geringste Veranlassung rücken sie in Cochinchina ein, bringen aber fast immer die meiste Zeit damit zu, ihre Gegner zu beobachten. Wenn einige Soldaten durch Krankheiten ums Leben kommen, so verliert der ganze Ueberrest gleich allen Muth. Man schreyt, daß der Krieg höchst grausam und blutig geführt werde, und eilt so schnell man kann, nach den Gränzen zurück. Man sieht in Tunkin nirgends Festungen oder befestigte Städte. Dieser Staat schäzt es sich für einen Ruhm, keine andre Vormauer zu haben, als seine Krieger; ein Saz, der auch in der That vielen Grund haben würde, woferne nur bey den tunkinesischen Soldaten der Muth der Menge entspräche.

Die

Die Seemacht der Tunkineser besteht in vier bis fünfhundert grossen und kleinen Schiffen, deren man sich sowohl auf Flüssen, als in der offenbaren See bedienen kann, die aber meistentheils nur zu prunkvollen Aufzügen, Lustübungen, und zum Transport der Lebensmittel und der Armee gebraucht werden. Sie sind am Vordertheil mit einer Canone armirt, die eine vierpfündige Kugel schießt, haben keine Masten und Seegel, und werden bloß durch eine Menge Ruder in Bewegung gesetzt.

Der vornehmste Reichthum von Tunkin, und sogar der einzige, der zum auswärtigen Handel dient, ist rohe und gearbeitete Seide. Der innere Handel besteht in Reiß, gesalzenen Fischen und andern Mundvorrath. Ueberhaupt ist der Handel in diesem Lande so wenig in Flor, daß es nach Barons Bericht keinen einzigen tunkinesischen Kaufmann giebt, der im Stande wäre, auf einmal zweytausend Thaler an Waaren anzuwenden.

Alles Gold, welches man in Tunkin hat, kommt aus China. Silber bringen die Engländer, Holländer und die von Japan kommenden Chineser ins Land. Es wird aber beydes nachher gebraucht, chinesisches Kupfergeld einzuhandeln, welches bald mehr, bald weniger gilt, nachdem es der Hof für gut findet. Sobald sich aber der Stempel von diesen Münzen verwischt, das sehr leicht geschieht, so hören sie sogleich auf gangbar zu seyn; ein Umstand, der für das dortige Publicum um soviel schädlicher ist, da die Landesregierung keine eigne Münzstädte hat, und das abgenützte

Geld

Geld daher nicht wieder mit einem neuen Gepräge versehen werden kann.

Dem Zeugniß der mehresten Reisenden gemäß, sind die Tunkineser ein sehr träges Volk, ohne Thätigkeit und Industrie. Hingegen besitzen sie einen gewaltigen Hang zur Wollust, und sind der Völlerey ganz übermässig ergeben. Tavernier hat, wie wir bereits bemerkt haben, sehr unrecht, wenn er sie ein arbeitsames Volk nennt. Baron sagt, man könne zwar den Weibern das Lob, sich mit nützlichen Handarbeiten zu beschäftigen, nicht gänzlich absprechen, aber den Männern komme es gar nicht zu. Die Missionnarien *) behaupten, daß die Tunkineser klug, höflich und gelehrig sind, und daß es leicht sey, sie zum Christenthum zu bekehren, weil sie nur wenig Anhänglichkeit gegen ihre Pagoden, und noch weniger Hochachtung gegen ihre Priester bezeigen. Ferner sind sie, ihrem Vorgeben nach, von sanften, unschuldigen Sitten, und kennen nicht jene groben Laster und Ausschweifungen, welchen sich so viele andre Völker des Orients gänzlich ergeben. Nur die Vielweiberey, das Recht, diejenigen Weiber zu verstossen, mit denen sie nicht zufrieden sind, ohne weiter jemand die Ursache davon anzugeben, und der schändliche Gebrauch Menschen zu verstümmeln, um sie hernach zu den höchsten Ehrenstellen des Reichs zu erheben, sind die Haupthindernisse, die sich der Ausbreitung der christlichen Religion entgegengesetzt haben. Baron versichert, daß die

*) Lettres édifiantes, tome 2. Lettre du P. Royer, datée du Tonquin, de 1700.

die Einwohner von Tunkin bey weitem nicht so betrügerisch, treulos und grausam gesinnt wären, wie die Chineser. Man kann dem Verfasser bey dieser Stelle um soviel weniger beschuldigen, daß er seinen Landsleuten habe schmeicheln wollen, wenn man bedenkt, daß diese Laster Thätigkeit und Liebe zur Arbeit zum voraus setzen; Eigenschaften, die doch einem so trägen Volk, wie das tunkinesische unmöglich eigen seyn können. Ausserdem sind sie auch, wie er sagt, höchst abergläubisch und so sehr zur Ruhe und zum Faullenzen geneigt, daß sie ihre meiste Zeit mit Schlafen zubringen. Hiezu muß man noch einen Fehler fügen, der allen Nationen dieses Welttheils überhaupt sehr eigen ist, nämlich einen blinden Stolz, der ihnen den höchsten Grad von Verachtung gegen alle übrigen Völker der Erde, und eine ganz unbeschränkte Vorliebe gegen ihr Vaterland einflößt.

Nun ist es Zeit, auch etwas von Cochinchina zu sagen, wobey wir uns nun um soviel kürzer fassen können, da in diesem Lande die Lebensart und die Sitten der Einwohner viel Aehnliches mit den tunkinesischen Gebräuchen haben. Cochinchina erstreckt sich vom zwölften bis zum achtzehnten Grad der mitternächtlichen Breite; daher die Länge dieses Landes ungefehr sechszig bis fünf und sechzig deutsche Meilen ausmacht; hingegen ist die Breite desselben weit geringer. Sie erstreckt sich, dem Pater Borri *) zufolge, vom Ufer der

*) Dem Pater Borri, einen italiänischen Missionnair, hat man eine sehr umständliche Nachricht von Cochinchina zu verdanken, deren man sich bey Verfertigung dieses Auf-

der See, die gegen Osten und Westen an Cochinchina gränzt, bis zu einer grossen Kette von Gebürgen, die von den Kemoesen, (Kemois) einem wilden und unabhängigen Volk, bewohnt werden, auf nicht mehr als ungefehr zwanzig italiänische Meilen. Gegen Süden gränzt dieses Land an das Königreich Chiampa, und gegen Norden an Tunkin.

Nach dem Bericht eben dieses Missionnairs wird Cochinchina in der Landessprache Anam genannt, oder das Abendland; eine Benennung, die um so richtiger ist, da dieses Königreich wirklich diese Lage gegen China hat. Die Japaneser nennen es Cori; ein Name, der in ihrer Sprache von der nämlichen Bedeutung ist, wie das Wort Anam in der chinesischen. Er sezt ferner noch hinzu, daß wahrscheinlicherweise die Portugiesen, die von allen Europäern zuerst in diese Länder kamen, den Namen Cochinchina aus den Worten Cori und Xina zusammengesetzt haben, um dieses Land desto besser von Cochin unterscheiden zu können, einem kleinen Königreich auf der malabarischen Küste, welches sie öfters zu besuchen pflegten. Ferner theilt er Cochinchina in fünf Provinzen. Die erste gränzt an Tunkin, und heißt

Aufsatzes öfters bedient hat. Das Original ist uns nicht bekannt, wohl aber eine französische Uebersetzung, die 1631 unter dem Titel erschien: Rélation de la nouvelle mission des Peres de la Compagnie de Jesus au Royaume de la Cochinchine, traduit de l'Italien du P. Borri quifût un des premiers, qui entrerent dans ce Royaume. Par le P. Antoine de la Croix, de la meme Compagnie à Rennes in 12mo.

heißt Sinvoua; die zweyte Caniam; die dritte Quamquia; die vierte Quigaim, von den Portugiesen Poulou-cambis genannt; und die fünfte Renrant. Obgleich dieses Land unter der heissen Zone liegt, so ist die Luft doch oft veränderlich, und die vier Jahreszeiten können leicht von einander unterschieden werden. Vom Schnee weis man nichts, und das Daseyn des Winters zeigen blos häufige Nordwinde an, die von sehr kalten Regengüssen begleitet werden. Auch im Herbst regnet es häufig in den kemoestischen Gebürgen. Die Luft wird dadurch sehr erfrischt, und jährlich entstehen davon Ueberschwemmungen, die für dieses Land sehr wohlthätig sind. Die Cochineser sehen daher diesem Regen mit eben der Sehnsucht entgegen, womit die Aegyptier die Ergiessungen des Nils erwarten.

Diese Ueberschwemmung, die von den Einwohnern Lut genannt wird, hat das Eigne, daß sie während dem Herbst zu vier bis fünfmalen von eine vierzehn Tage zur andern gemeiniglich eintrift, und jedesmal drey Tage lang anhält. Das ganze Land steht sodann unter Wasser. Jeder nüzt diesen Umstand, um sich mit allem, was er nur nöthig hat, zu versorgen. Handel und Wandel wird mit der größten Thätigkeit getrieben. Es werden Jahrmärkte gehalten, wo der Zusammenfluß der Menschen ausserordentlich groß ist, und wegen des leichten Transports, Waaren auf Waaren sich häufen. Ausserdem gewährt diese Ueberschwemmung auch noch andre nicht minder wichtige Vortheile; besonders wird die Erde dadurch sehr fruchtbar gemacht, und die Ratzen und Mäuse, von welchen sonst alle Felder wimmeln würden, vertrieben.

Man

Man trift hier alle Bäume und Früchte an, die man in China und Ostindien findet; doch giebt es auch einige, die diesem Lande besonders eigen sind; z. B. eine Frucht, die Pater Borri Giaca nennt, und folgendermassen beschreibt. „Diese Frucht ist in Cochinchina weit schöner wie „in andern Ländern. Sie wächßt auf einen Baum, der „eben so lang ist wie ein Nuß- oder ein Castanienbaum, der „aber weiter längere Dornen hat. An Dicke gleicht sie dem „größten italiänischen Kürbis, und ein Mann hat an einer „einzigen genug zu tragen. Von aussen ist sie hart wie „ein Tannzapfen, von innen aber weich und zart. Sie ist „voll gewisser gelbligter Aehren, deren Körner so platt und „rund sind, wie ein Heller. In der Mitte eines jeden „Korns ist ein Kern befindlich, den man beym Essen weg„wirft. Man hat zweyerley Arten dieser Früchte, die eine „wird von den Portugiesen Giaca barca genannt, und „geht von ihrem Kern loß, das Fleisch aber bleibt fest. Die „andre, die ihren Kern nicht verliehrt, hat nicht so weiches „Fleisch, ist aber weit weicher und wie Leim, wenn man sie „anfühlt." — Wahrscheinlicherweise ist es dieser Baum, den der Pater von Rhodes meynt, wenn er sagt, daß in Cochinchina Bäume wären, die statt der Früchte grosse Säcke voll Castanien trügen.*)

*) Dieser lächerliche Umstand wird ganz ernsthaft erzählt in der Histoire génerale des voyages, tome 9, pag. 76, und in der Histoire moderne de M. L'Abbé de Marsy, tome 1, pag. 441.

Die cochinchinesischen Gebürge sind mit Bäumen ganz bedeckt, die trefliches Bauholz liefern, welchem der Pater **Borri** eine unzerstörliche Festigkeit und Dauer zuschreibt. Auch findet man daselbst mancherley kostbares und wohlriechendes Holz; z. B. Adlerholz und Calamba, eine Art von ganz vortreflichen Aloeholz. Der Duft des Calamba ist so durchdringend, daß ein Stück von demselben, welches unser Autor fünf Fuß tief mit Erde bedeckt hatte, demohngeachtet die Luft mit einem so bewunderungswürdigen Geruch erfüllte, daß alle Sinne dadurch ergözt wurden. Der König des Landes ist der einzige, der damit Handel treibt, und es nach Japan schickt, wodurch er grosse Summen ins Land zieht.

Tygerthiere, Büffelochsen, Kühe, Pferde und Elephanten findet man in Cochinchina sehr häufig; auch giebt es viel wildes und zahmes Federvieh, und der Fischfang liefert den Einwohnern eine ausserordentliche Menge Fische aller Arten. Sie haben auch einige Gold- und Eisenminen, und verschiedene Marmorbrüche; aber die größten Reichthümer die das Land hervorbringt, sind Maulbeeren, Seide, Birnen und die von so vielen als eine grosse Delicatesse gerühmten Vogelnester, die vornehmlich von den Chinesern sehr gesucht werden. Der P. **Borri** beschreibt solche sehr umständlich, und vergleicht sie auf eine fromme Weise mit dem Manna, wodurch vormals die Kinder Jacobs auf ihrer Reise durch die Wüsten gespeiset wurden. Diese Nester werden von einem kleinen Vogel, der beynahe wie eine Schwalbe aussieht, in den an der Seeküste befindlichen Felsen von Meerschaum, und

und einer gewissen Feuchtigkeit, die der Magen des Vogels selbst von sich giebt, erbauet. Sobald sie die Sonne getrocknet hat, werden sie beynahe durchsichtig, und ihre Farbe ist ein gemischtes Gelb und Grün. Man erweicht sie in warmen Wasser, wenn man sie essen will, zerbricht sie hernach in kleine Stücke, und thut solche in eine Fleischsuppe. Der ehrliche P. Borri kann die Vortreflichkeit dieses Gerüchts nicht genug rühmen.

Die Einwohner von Cochinchina gleichen den Chinesern sowohl in der Farbe, als auch in den Gesichtszügen, sind aber etwas kleiner, so daß sie das Mittel zwischen ihnen und den Japanesern halten. Sie tragen lange Röcke, die durchgehends bey reichen sowohl als armen Leuten von Seide sind. Diese Waare ist hier so gemein, daß man sogar Fischernetze, Strickwerk und überhaupt alle Arbeiten daraus verfertiget, wozu wir Europäer uns des Hanfes bedienen. Langes Haupthaar wird in diesem Lande für eine grosse Schönheit und Zierde gehalten; auch ist es nichts seltenes, Personen von beyderley Geschlecht anzutreffen, welchen die Haare bis an die untersten Knöchel des Fusses herabhängen. Stroh- und Binsenhüte sind der Hauptschmuck der Männer sowohl wie der Weiber. Man trägt sie ganz niedergeschlagen, besonders die lezteren, die daher öfters kaum fünf bis sechs Schritt vor sich sehen können. Die gewöhnliche Art einander zu grüssen besteht darin, daß sie den vordersten Flügel in die Höhe heben, und das Gesicht entblössen.

In ganz Cochinchina giebt es nicht mehr als drey oder vier erhebliche Städte, sie sind aber durchgehends offen, und ohne Mauern oder andre Festungswerke. Die Anlage und Bauart derselben ist ganz unregelmässig. Die Hauptstadt des Königreichs heißt Kehue oder Huöh, *) und der König pflegt sich daselbst immer einen Theil des Jahres aufzuhalten. Die übrigen Städte heissen Tai-Foe; Caniam, und Hai-Fo. Fast überall stehen die Häuser auf Pfählen, acht bis zehn Fuß hoch von der Erde. Sie sind von Bambosrohr gebaut, und mit Leim und Erde verkleistert. Die Zimmer werden nach japanischer Sitte durch Schirme (paravens) formirt, so wie es einem jeden gefällig ist. Die Ueberschwemmungen, welchen dieses Land jährlich unterworfen ist, haben die Bauart der Häuser auf Pfählen nothwendig gemacht, weil alsdenn die Schiffe bis dicht vor denselben anlegen können.

In ihren häuslichen Sitten und ihrem Betragen gleichen die Cochinchineser gänzlich den Einwohnern von Japan. Sie besuchen und bewirthen einander, ohne das in China übliche und zwangvolle Ceremoniel zu beobachten. Die Männer sowohl wie die Weiber tragen beständig Fächer, die sie zum Zeitvertreib bald auf bald zu machen. Ihre Mahlzeiten sind ganz im japanischen und chinesischen Geschmack. Der Reiß ist immer ihr vornehmstes Gericht. Bey Gastmalen hat jeder Gast seinen besondern Tisch, und auch hier dienen zwey kleine Stökchen statt der Messer und Gabeln. Ihre gewöhnlichen Getränke sind Thee und Reißbrant-

*) Lettres édifiantes tome 28, pag. 116.

brantwein, welchen sie noch mit einem andern aus Calamba-holz distillirten Liqueur vermischen.

Die Religion des Staats ist die nämliche wie in China. Auch hier sieht man Doctoren, Mandarine, die sich den Wissenschaften gewidmet haben, und andre Gelehrte, die zusammen den Adel des Landes ausmachen. Der P. de Rhodes sagt zu ihrem Vortheil, daß sie weit weniger stolz und viel umgänglicher wären, wie die Chineser. Die gemeine Landessprache und diejenige, die man in den dortigen Schulen lehrt, sind voneinander sehr verschieden. Dem P. Borri zufolge ist sie sehr leicht, weil sie weder Declinationen noch Conjugationen hat. Ein einem Verbo beygefügtes Adverbium oder Pronomen ist hinlänglich, das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige anzuzeigen; denn da das Verbum stets im Infinitivo bleibt, so erhält es den Sinn, den es ausdrücken soll, blos von dem hinzugefügten Artikel. „In „sechs Monaten“ — sagte unser Missionnär — „hatte „ich schon soviel von der Landessprache gelernet, als ich „brauchte, um mich mit den Einwohnern unterreden und „sie Beichte hören zu können.“ — Der P. von Rhodes hat zu Rom ein cochinchinesisches Wörterbuch und Grammatik herausgegeben, in welchen diese Sprache durch die lateinische und portugiesische erklärt wird.

Die Wissenschaften, worauf sich die Cochinchineser vorzüglich legen, sind die Philosophie und die Sittenlehre. Beyde studieren sie nach den Grundsätzen des Confucius, der bey ihnen in nicht minderer Achtung steht, wie bey den Chi-

Chinesern. Sie haben eine Menge hohe Schulen, wo man diese Wissenschaften lehrt, und wo man so wie in Tunkin, von Zeit zu Zeit Examina anstellt. In allen übrigen Zweigen der Gelehrsamkeit und Litteratur sind sie höchst unwissend, und ihre Aerzte sind eben so grosse Ignoranten wie die ihrer Nachbaren. Ihr ganzes Wissen schränkt sich blos darauf ein, daß sie mit einer angenommenen wichtigen Miene den Puls des Kranken befühlen, und ihm einige Arzneymittel verordnen, die blos aus Kräutern zubereitet sind. Von dieser Seite schildern sie wenigstens die mehresten Reisenden, nur der P. Borri allein, der sich ein für allemal vorgesetzt zu haben scheint, der Lobredner der cochinchinesischen Nation zu werden, rühmt sehr die Geschicklichkeit ihrer Aerzte, und erzählt davon eine Menge wunderbarer Beyspiele, mit deren weitern Erzählung aber wohl keinem unserer Leser gedient seyn möchte.

Wir haben bereits bey Tunkin erwähnt, auf was für eine Weise Cochinchina von diesem Königreiche getrennt, und zu einer unabhängigen Herrschaft erhoben wurde. Der Urheber dieser Staatsrevolution erhielt sich durch das Glück seiner Waffen, und hinterließ seinen Nachkommen den Besitz seines neu errungenen Thrones. Wahr ist's, daß er bey seinem Aufstande den glücklichen Erfolg desselben größtentheils dem schweren Geschütz zu verdanken hatte, welches er auf der Seeküste von den Trümmern verschiedener verunglückten europäischen Schiffe erhielt; auch wurde er von den Japanesern unterstützt, die ihm Säbel und andre Waffen zuführten. Seit diesem Zeitpunkt ist Cochinchina zwar noch öfters

ters von den Tunkinesern bekriegt worden, sie fanden aber stets Gegner, die ihren Angrif muthig erwarteten, und sie immer aus ihrem Lande wieder herausjagten.

Die Regierungsform in Cochinchina ist gleichfalls der Verfassung ihrer Nachbarn in dem Stück ähnlich, daß die Gelehrsamkeit in grosser Achtung gehalten wird, und eben so schnell zu den höchsten Staatsbedienungen führt, wie Heldenmuth und kriegerische Talente. Der König ist uneingeschränkter Herr in seinem Lande, und hängt von niemand, als sich selbst ab. Kein Unterthan darf es wagen, ihn selbst anzutreten, sondern muß sich mit seiner Bittschrift durchaus an das Ministerium melden. Der König ertheilt an der Thüre seines Palasts Audienz in einer Art von hohen und vergoldeten Sänfte, die viel Aehnlichkeit mit einem Vogelbauer hat. Diejenigen, die bey dieser Gelegenheit die Erlaubniß erhalten, vor ihm zu kommen, müssen sich immer von ihm in einer Entfernung von achtzig Schritten halten. Sobald er sich zeigt, fällt alles auf die Knie nieder, und verneigt sich dreymal mit dem Haupt bis auf die Erde.

Dieser Fürst residirt, wie wir bereits oben erwähnt haben, gemeiniglich zu Kehue, der Hauptstadt seiner Staaten. Alle Bedienten seines Serails sind Verschnittene. Der königliche Palast ist viereckigt gebaut, und hat eine doppelte Mauer; die äusserste ist nur von Erde, die innere aber von Steinen. Man muß erst durch sechs grosse Thore gehen, ehe man bis in das Innere des Palastes kommt, der im Mittelpunkt der zweyten Mauer liegt. Jede Pforte wird von

vier bis fünf Canonen, die achtzehnpfündige Kugeln schiessen, vertheidiget. Diese Stücke sind mit gelbseidenen Tüchern bedeckt, die rundum mit goldnen Kanten besetzt sind. Der Palast kann noch ausserdem von den Mauern bestrichen werden, auf welchen dreyhundert Stücke von verschiedenen Caliber stehen. Einige dieser Canonen sind von Eisen, andre von Metall. Manchmal bewohnt auch der König einen andern, unweit von dem erstern, an dem Ufer eines Flusses gelegenen Palast. Eigentlich ist dieser Palast nur ein sehr bequem eingerichtetes und prächtig verziertes Lustschloß, das von aussen viel Aehnlichkeit mit einer chinesischen Jonke hat.

Die Provinzen werden von Mandarinen und Vicekönigen regiert, die zugleich die Richter derselben sind. Jede Rechtssache, die vorfällt, wird in kurzer Zeit abgemacht, und ein jeder Kläger und Beklagter führt seine Sache selbst, ohne einen Advokaten zu gebrauchen. Diese Statthalter geben an gewissen Tagen zweymal Audienz; eine vor, und die andre nach Mittag, wovon jede zwey Stunden währt. Sobald sie die Partheyen abgehört haben, fällen sie augenblicklich ihr Urtheil, welches denn ohne fernern Anstand auf der Stelle vollzogen wird. Die Gesetze des Landes sind äusserst strenge, und die Verbrecher werden nach denselben sehr hart bestraft. Kein Ehebrecher, Todtschläger oder Räuber darf auf Gnade rechnen, woferne er seine begangenen Uebel nicht mit Gold aufwiegen kann; denn auch hier werden reiche Leute nur selten zum Tode verurtheilt, gesetzt daß sie auch noch so strafbar wären. Das Recht, unsre Beleidiger mit eben

eben dem Maaß zu messen, womit wir von ihnen gemessen werden, wird hier im strengsten Verstande ausgeübt. Klagt einer dem andern eines Verbrechens wegen an, und kann es nicht beweisen, so muß er eben die Strafe ausstehen, die im entgegengesetzten Fall, der von ihm Beleidigte würde haben leiden müssen. Ein Dieb wird nur alsdenn mit dem Tode bestraft, wenn er einen beträchtlichen Raub verübt hat. Bey Kleinigkeiten aber; z. B. wenn er ein Huhn stielt, verliert er nur einen Finger. Wird er zum zweytenmal eines Diebstahls dieser Art überführt, so wird ihm noch ein Finger abgeschnitten; zum drittenmal muß er ein Ohr im Stich lassen, und die vierte Wiederholung seines Verbrechens mit dem Tode büssen. Die gewöhnliche Todesstrafe der Missethäter in diesem Lande ist das Köpfen; Ehebrecher beyderley Geschlechts werden wie in Tunkin von Elephanten zertreten, die zu diesem Henkerdienst ordentlicher Weise abgerichtet sind.

Die gewöhnlichen Abgaben der Einwohner sind Reiß und andre Lebensmittel, die in den zu diesem Behuf an verschiedenen Orten errichteten königlichen Magazinen abgeliefert werden müssen. Doch sind nicht alle Provinzen durchgehends zu dem nämlichen Tribut gezwungen. Einige liefern Sclaven, andre Pferde, Futter für das Vieh, Soldaten und sogar Schiffe.

Da das Königreich Cochinchina so zu sagen einen fast ewigen und ununterbrochenen Krieg mit seinen Nachbarn führen muß, so unterhält der König beständig eine Armee von funfzigtausend Mann, die auf den Gränzen stehen, und öfters

in

in den Waffen geübt werden. Bey ausserordentlichen Vorfällen aber sind alle Unterthanen Soldaten, und müssen sich bey den Fahnen des Königes einfinden, der während ihrer Abwesenheit für ihre Angehörigen Sorge tragen muß. Sehr selten lassen diese Völker die Entscheidung ihrer Streitigkeiten auf eine Schlacht ankommen. Ihre Kriege bestehen eigentlich weiter in nichts, als in flüchtigen Streifereyen, plötzlichen Ueberfällen, oder höchstens in kleinen Scharmützeln der Partheyen, die sich einander unterweges begegnen. Ihre Waffen sind Säbel, Lanzen, Musketen und Canonen. Der P. Borri rühmt sehr die Geschicklichkeit ihrer Canonierer, und behauptet, daß sie nicht allein alle orientalische, sondern auch sogar alle europäische Artilleristen im Scheibeschiessen übertrafen. Sie haben sich, seinem Bericht zufolge, mit den lezteren öfters in einen Wettstreit eingelassen, und jedesmal den Sieg davon getragen. Ist dieses Vorgeben gegründet, so muß man billig sich wundern, daß ihre Nachbaren noch immer gegen sie haben bestehen können; denn nach der Versicherung anderer Reisenden zu urtheilen, hält man in diesen Ländern denjenigen schon für einen grossen Artilleristen, der eine Canone ohne Lauffeuer abzubrennen sich untersteht.

Die Kriegsschiffe dieses Landes sind lang, schmal, und wie die europäischen Galeeren gebaut; sie haben vergoldete Vordertheile, und führen einige Canonen. Weil diese Schiffe mit einer grossen Menge Ruder versehen sind, so müssen sich ihre Seesoldaten ausser ihren gewöhnlichen Dienst auch noch als Ruderknechte gebrauchen lassen. Der P. Rhodes sagt, daß der König beständig hundert und funfzig dieser Galee-

ren-

renförmigen Kriegsschiffe unterhält, und daß solche mehr als einmal die größten Ostindienfahrer angegriffen und weggenommen hätten, so wie es denn die Holländer oft zu ihrem Schaden erfahren haben.

Unserm Autor zufolge befinden sich an den Seeküsten, in einer Strecke von hundert französischen Meilen, mehr als sechszig Häfen, die guten Ankergrund haben, und wo man ohne alle Gefahr und sonderliche Mühe landen kann. Der vornehmste liegt in der Provinz Caniam, und heißt Turon, oder der grosse Seehafen. Hier wird der beträchtlichste Handel getrieben. Die Portugiesen kaufen hier Seide, Zucker, Betel, Elfenbein und wohlriechendes Holz ein. Vornämlich aber halten sich in diesen Seehäfen beständig eine grosse Menge Chineser auf, die den größten Theil der Landesproducte einhandeln. Uebrigens ist keinem Fremden der Eintritt ins Land untersagt, und überhaupt geniessen Ausländer fast immer eine gute Aufnahme in Cochinchina. Die gewöhnliche und gangbarste Münze ist wie in Tunkin, chinesisches Kupfergeld.

Die französischen Missionnärs schildern uns die Einwohner von Cochinchina wie ein sanftmüthiges, menschenliebendes Volk; sie werden aber hierin von den Holländern widersprochen, die, da sie zu mehrerumalen von ihnen gemishandelt worden sind, auch ein ganz andres Gemählde von ihnen entwerfen. Sie nennen sie grausame, undankbare, und besonders gegen Fremde höchst ungerechte Leute. Vielleicht verdienen aber die Cochinchineser nicht durchgängig diese gehässi-

häſſigen Benennungen, wenn man bedenkt, daß ſie wahrſcheinlicherweiſe nur von den Portugieſen aus Eiferſucht gegen dieſe neuen Ankömmlinge zu jenem ihnen angeſchuldigten grauſamen Verfahren verleitet wurden. Hingegen giebt der lange Auffenthalt der Miſſionnärs in dieſen Ländern ihrem Zeugniß ein weit grösseres Gewicht, vornämlich da ſie aus eignem Intereſſe wohl nie Urſache hatten, dieſe Völker zu loben, ſondern ſie, dieſem zufolge, vielmehr mit den nämlichen Farben wie die Holländer ſchildern müßten. Borri ſagt: „Die Cochineſer ſind höflich, und ſanft von Sitten; „bey unſerer erſten Ankunft wurden ich und meine Geſell„ſchafter von ihnen ſo gut aufgenommen, als wenn wir un„ter unſern beſten Freunden geweſen wären. Sie ſind von „Natur grosmüthig, wohlthätig und mitleidig gegen jeden „Nothleidenden, welchem ſie nie ihre Unterſtützung verſagen „werden. Es ereignete ſich, daß Fremde, die ſich von ih„rem zertrümmerten Schiff gerettet hatten, in einem cochin„chineſiſchen Hafen ans Land kamen, wo ſie mit vieler Menſch„lichkeit aufgenommen wurden. Sie hatten von der ganzen „Landesſprache weiter nichts nöthig zu lernen, als das ein„zige Wort Dois; welches ſoviel heißt, wie mich hun„gert. Sobald die Cochincheſer dieſes Klagewort aus „dem Munde der neuen Ankömmlinge hörten, eilten ſie ſo„gleich voll Mitleid hin, und boten ihnen Lebensmittel bis „zum Ueberfluß an. Dieſe Fremden wurden mit Reiß und „andern Speiſen und Getränken ſo gut verſorgt, und wa„ren mit der müſſigen Lebensart die ſie führten ſo zufrieden, „daß ſie ſich durchaus nicht auf dem Schiff einſchiffen laſſen „wolten, welches ihnen der König zu ihrer Zurückkehr hatte

„aus-

„ausrüsten lassen. Ihr Capitain sah sich daher genöthiget, „sie mit Gewalt dazu zu zwingen. Endlich brachte er sie „doch dahin, daß sie ihr Schiff mit allem, was sie gesamm„let hatten, beluden, und mit dem vortheilhaftesten Begriff „von der Mildthätigkeit der Cochincheser dieses Land ver„liessen. Aber eben so sehr wie dieses Volk das Wohlthun „liebt, eben so sehr sind sie auch geneigt, alles zu begehren, „was sie nur sehen. Gefällt ihnen irgend etwas, so verfol„gen sie den Besitzer desselben so lange, bis sie es von ihm „erhalten haben. Doch eben so wahr auch ist es, daß sie „niemand, der sie dagegen um eine Gabe anspricht solche ver„weigern werden, sondern es für die größte Unhöflichkeit „halten, irgend ein Geschenk, warum man sie ersucht, ab„zuschlagen."

Ehe wir schliessen, wollen wir noch mit wenigen Worten die verschiedenen Versuche erzählen, welche die Missionnärs zur Bekehrung dieser Völker unternommen haben. Die Patres Buzonie und Caravaglio waren die ersten, die im Jahr 1615 dieses Geschäft unternahmen, sie mußten aber wenige Jahre nachher eine harte Verfolgung ausstehen, die sich endlich mit ihrer gänzlichen Verbannung aus diesen Ländern endigte. In ihre Fußstapfen traten 1618 die Patres Borri und Marquez, welchen 1624 der P. de Rhodes mit noch fünf andern Ordensbrüdern folgte. Diese frommen Heidenbekehrer schlichen sich nach und nach heimlich in diese Gegenden wieder ein, wo sie im Verborgenen grosse Fortschritte machten. Einige Holländer, die im Jahr 1714 durch Sturm an die Küsten von Cochinchina verschlagen wurden, fanden in

in diesem Lande verschiedene französische und portugiesische Geistlichen; unter andern sogar einen Bischof. Sie wurden von diesen Missionnarien sehr mildthätig aufgenommen, und sagten bey ihrer Rückkehr aus, daß sie in einer einzigen Provinz bis zehntausend Christen und vier Kirchen angetroffen hätten.

Der Pater Chanseaume meldet in einem von Macao den 5. Sept. 1750 datirten Briefe, daß sich in dem nämlichen Jahr eine schreckliche Verfolgung gegen die Christen in Cochinchina erhoben hätte. Die Hauptursache an diesem Verfahren, war blos dem Bericht einiger chinesischen Kaufleute zuzuschreiben, die überall öffentlich erzählten, was eben um die nämliche Zeit der Kayser Kienlong zur Ausrottung der christlichen Religion in China unternommen hatte. Der König von Cochinchina schien zwar anfänglich diese neue Zeitung ziemlich gleichgültig anzuhören, und antwortete sogar darauf: „Der König in China thut in seinen Staaten was ihm ge„fällt, und ich regiere die meinigen, so wie es mir gut dünkt.“ Indeß änderte er doch bald diese dem Anschein nach für die christlichen Missionnarien so günstige Gesinnungen, und unterschrieb ihr Verbannungsurtheil. Acht und zwanzig dieser Geistlichen von verschiedenen Orden, unter welchen man zwey Bischöffe zählte, wurden auf Befehl des Hofes den 27. August 1750 eingeschift und nach Macao gebracht, wo man sie kurz nachher ans Land setzte. Alle christlichen Kirchen, bis auf zwey die in der Hauptstadt lagen, wurden geplündert und gänzlich zerstört. Die Erhaltung der beyden übrig gebliebenen hatte man blos den Vorstellungen des Pater Koflers, eines

eines deutschen Jesuiten, zu verdanken, der als Arzt in grossem Ansehen stand, und nicht mit unter die übrigen verbannten Geistlichen gezählt wurde, sondern noch viele Jahre nachher an dem cochinchinesischen Hofe zubrachte.

F.

V.

Auszug aus dem englischen Lustspiel, der Commissarius betitelt, in drey Acten v. Foote.

Foote, den die Engländer ihren Aristophanes nannten, ist in Deutschland dem Namen nach sehr bekannt, allein seine dramatischen Arbeiten sind es gar nicht. Gegenwärtiges, von einem Freunde eingesandt, ist eine Probe des Footeschen Talents und seiner Manier, in Behandlung theatralischer Gegenstände.

d. H.

Personen.	Frauenzimmer.
Herr Zacharias Fungus.	Mistris Mechlin.
— Isaac Fungus.	— Loveit.
— Gruel.	Dolly.
Der junge Loveit.	Jenny.
Doctor Catgut.	
Simon.	
Herr Bridoun.	
— Paduasoy.	
— Harsig.	
La Fleur.	
John.	

Der Schauplatz ist in dem Hause der Frau Mechlin. Simon ein Schleichhändler und Vertrauter des Hauses, mit welchem Frau Mechlin lange zu thun gehabt, klopft an die Thüre, weil er wegen sehr dringender Angelegenheiten gerufen worden. Da sie eben ausgegangen ist, so unterhält er sich mit ihrem Mädchen Jenny; sie kommen auf den Character der Mistris Mechlin, Jenny vertheidigt selbige, (weil Simon auf eine spöttische Art zu verstehn gegeben, daß in ganz London niemand einen so ausgebreiteten Handel treibe, als seine Freundin Mistris Mechlin) sagt, daß sie eine Menge Kunden für jeden Artikel habe, und daß sie nur zuweilen, um einem von ihnen vielleicht einen Gefallen zu erzeigen, sich herablasse ein wenig Schleichhandel zu treiben, daß niemand in ganz Westmünster mehr Credit habe als sie, daß die vornehmsten Leute sich nicht schämen, sie zu besuchen; sie sey von allen Nachbarn geachtet, sehr pünctlich in der Bezahlung, habe jede Stunde ordentlich eingetheilt, versäume Sonntags keine Predigt, schwöre nie, als wenn es sich treffe, daß sie ein wenig betrunken sey, und sage nie eine Unwahrheit, als bey solchen Gelegenheiten, wo jeder Handelsmann lüge. Simon scheint hierüber ganz verwundert zu seyn, und ruft: Wo zum Henker! bin ich denn hingekommen? Ich habe gewis das Haus verfehlt. Ist dies nicht Frau Mechlins Wohnung? Die willige, gefällige Mistris Mechlin im Stern, im Kirchspiel St. Pauls? Diese Raupe unter den Kaufleuten? diese Pest der Manufacturen? Dies herumwandelnde Magazin, welches eine grössere Ladung verbotener Waaren unter ihren Röcken verbirgt, als ein Cutter von Calais? Diese Verführerin junger Mädchen? Diese Lieferantin liederlicher Häuser?

Häuser? Dies betrügerische, Geld ausleihende, kuppelnde, auf Pfänder leihende — hier wird Simon durch Frau Mechlin's lautes Klopfen, die eben aus einer Miethkutsche steigt, unterbrochen; sie erscheint mit verschiednen Bündeln, einer Kappe und einer Nachthaube drunter auf dem Kopfe, mit aufgesteckten Kleide. Jenny droht Simon, daß ihre Frau ihm den Dank für die gute Schilderung geben soll, die er von ihr gemacht hat, allein ehe diese noch die Thüre öfnet, macht er Friede mit ihr, und bringt sie zum Stillschweigen.

Mrs. Mechlin. Wie steht's Simon? Tausend! Wie bin ich herumgewandert!

Simon. Wirklich Madam Mechlin! Sie solten sich ein wenig schonen, Sie geben sich wahrhaftig zuviel Mühe.

Mrs. Mechlin. Ja wohl Simon! und beynahe um nichts; ich verdiene höchstens meinen Unterhalt und Kleider, und habe mehr Mühe als Nutzen davon. Ist niemand hier gewesen, Jenny?

Jenny. Der Herr, wegen der Stelle in Glocestershire.

Mrs. Mechlin. Der war hier? So! Ich glaube es fängt ihm sachte an zu hungern. Wie gefällt ihm die Bedingung? will er das Frauenzimmer heyrathen?

Jenny. Dieser Artikel scheint ihm nicht recht in den Kopf zu wollen.

Mrs. Mechlin. Wirklich nicht? Nun so mag er wieder auf seine Pfarre in Cumberland zurückgehn; dort ist eine hübsche scharfe Luft, die ihm bald wieder Appetit machen wird. Ich dächte er wäre verteufelt ekel! Ein gutes

Einkommen und eine hübsche Frau noch oben drein! Hast du ihm auch gesagt, daß ein Verwandter der Dame das Kind zu sich nehmen will? Doch er soll nicht glauben, daß wir wegen eines Ehemannes in Verlegenheit sind; wo ich nicht irre, ist ein Kaufmannsdiener in der City, ein hübscher, junger Kerl, aus einer guten Familie, der sie gewis mit einer kleinen Stelle beym Zollwesen nimmt.

Jenny. Nach meiner Meynung Madam, wird auch dies die beste Parthey für die junge Dame seyn.

Mrs. Mechlin. Wer zweifelt daran! — Hier Jenny, trage diese Sachen die Treppe hinauf. Nimm die Haarnadel gut in acht, die Uhr laß auf dem Tische liegen, und verlege mir ja das Perlenhalsband nicht; die Dame wird heute auf die Redoute gehn, und wenn sie nur im geringsten glücklich ist, so lößt sie gewis morgen alles wieder ein. (Jenny geht ab.)

Simon. Was für eine Menge von Geschäften! Es ist nur ein Wunder, Madam, wie sie alles so bestreiten können.

Mrs. Mechlin. Kleinigkeiten! Herr Simon, lauter Kleinigkeiten. — Aber ich habe jetzt eine wichtige Sache vor — eine Sache, die, wenn sie gehörig betrieben wird, uns alle auf einmal glücklich machen kann. Sie kennen den reichen Commissar, der hier im Hause wohnt. Man sagt, dieser Herr Fungus sey so reich als ein ostindischer Gouverneur; der Himmel mag wissen wie er dazu gekommen ist, allein, das geht uns nichts an. Es mag auswärts gute Schneidemühlen geben.

(Es

(Es wird laut gepocht. Jenny kommt herein.)

Jenny. Die Wittwe Loveit, Madam.

Mrs. Mechlin. Was? die alte versofne Wittwe aus Devonshiresquare? Führ' sie herein. (Jenny geht ab.) Sie warten in der Küche auf mich, Simon, ich will dies Geschäft bald abthun.

(Simon geht ab)

Mrs. Loveit. Ha, guten Morgen, guten Morgen, meine liebe Mistris Mechlin. — Nun, liebe Frau, ich hoffe Sie haben ihre alte Freundin nicht vergessen — (sie hustet).

Mrs. Mechlin. Vergessen! Sie sollen selbst davon urtheilen, Mistris Loveit. Ich habe eine ganze Ladung Ehemänner für Sie besorgt, von allen Nationen, Gestalten, Altern und Temperamenten, Madam; Sie dürfen also nur wählen.

Mrs. Loveit. Wählen! Mistris Mechlin? Du lieber Himmel, welche Wahl bleibt mir wohl übrig? Ich betrachte die Ehe wie eine Lotterie, und meinen Gewinnst habe ich schon daraus gezogen. Ein grosses Loos! Dies war mein lieber verstorbener Mann, desgleichen ich nie wieder bekommen werde!

Mrs. Mechlin. Puh! Es ist nun hohe Zeit, diesen endlich einmal zu vergessen.

Mrs. Loveit. Aber werden seine Verwandten mir nicht Schuld geben, ich übereile mich?

Mrs. Mechlin. Im geringsten nicht. Das größte Compliment welches Sie seinem Andenken machen können, ist der Beweis, daß er Ihnen den ehelichen Stand ange-

nehm gemacht hat. Doch, was nennen Sie denn übereilen? Ist er nicht schon seit drey Wochen begraben worden?

Mrs. Loveit. Und drey Tage, Mistris Mechlin.

Mrs. Mechlin. Wahrhaftig! ein ganzes Jahrhundert!

Mrs. Loveit. Ja wohl! — Aber doch werde ich ihn nie vergessen, wachend oder schlafend ist er mir immer gegenwärtig. Sein lieber geschwollner Bauch, und seine armen eingeschrumpften Beine! Lieber Himmel! Mistris Mechlin, er hatte nicht mehr Waden, als mein Fächer hier!

Mrs. Mechlin. Wirklich!

Mrs. Loveit. In der That nicht mehr: und denn sein kleines Bisgen von einer purpurnen Nase! Und sein kleines, dürres Gesichtgen, das so dünn als eine Scheermesserklinge war — erinnern Sie mich ja nicht daran, ich kann ihn nicht vergessen. (Sie weint).

Mrs. Mechlin. Dies sind wirklich angenehme Erinnerungen. Allein Madam, wenn sie noch so sehr an Ihrem Manne hängen, warum denken Sie denn darauf ihm einen Nachfolger zu geben?

Mrs. Loveit. Ich habe vierzigtausend Pfund zu 4 Procent; ferner zwey Häuser. Meine Angelegenheiten sind so wichtig und verwickelt, man hat so viel Noth mit den Advocaten und mit seinen Kindern, daß ich nicht alles selbst bestreiten kann; ich muß einen Gehülfen haben; es ist blosse Nothwendigkeit die mich dazu zwingt, und nichts weniger als freyer Wille.

Mrs. Mechlin. Nun verstehe ich Sie. Sie heyrathen

blos

blos aus Absichten, nur um einen Gesellschafter, einen Beschützer und Aufseher über Ihr Vermögen zu bekommen.

Mrs. Loveit. Nicht anders.

Mrs. Mechlin. Wohl, einen verständigen Mann, bey welchem Sie auf das Alter gar nicht sehn; Sie brauchen also keinen lustigen, wilden, jungen —

Mrs. Loveit. Jung! behüte der Himmel! da aber meine Kinder jung und rebellisch sind, so ist das einzige Mittel sie in Gehorsam zu erhalten, einen Mann zu heyrathen, der auch nicht zu geschwind alt wird.

Mrs. Mechlin. Ich glaubte aber, Sie wären so sehr gegen die Jugend eingenommen.

Mrs. Loveit. Das bin ich, das bin ich; aber so ein sechs oder sieben und zwanzig Jahre ist doch sogar jung nicht, Mistris Mechlin?

Mrs. Mechlin. Nein, nein, ein sehr reifes Alter! denn in diesem kann ein Mann kämpfen und aushalten dabey, sie werden nicht so leicht müde, und was sie sich auch vornehmen, so gelingt es ihnen.

Mrs. Loveit. Ganz gewis.

Mrs. Mechlin. Ich sehe nun was Sie brauchen, Madam, und wenn Sie morgen um diese Zeit so gütig sind wieder nachzufragen, so —

Mrs. Loveit. Ich werd' es nicht unterlassen.

Mrs. Mechlin. — hoffe ich, Ihnen Genüge zu leisten.

Mrs. Loveit. Gut! Leben Sie wohl, Mrs. Mechlin.

Nachdem Mistris Loveit fort ist, kommt Simon wieder herein. Mistris Mechlin erzählt ihm nun ferner vom Fungus,

daß er sich nicht damit begnüge, so reich wie ein Lord zu seyn, sondern den vornehmen Leuten auch in allen Vorzügen gleich kommen wolle, ob er wohl schon zu alt sey, Vollkommenheiten, die zu einem Manne von Stande gehören, in seinem funfzigsten Jahre zu erlernen. Ihr Haus gleiche jetzt völlig einer Academie, wegen der Menge von Lehrmeistern, die in demselben aus und eingehn, als Fechtmeister, Tanzmeister, Bereiter, Musikmeister; allein sie bequeme sich nach allen den Thorheiten, und schlüge ihm sogar diese Leute meist vor; eins von seinen Studien, sey wirklich sehr lustig, nämlich die Redekunst. Herr Fungus habe grosse Lust zu einer Stelle im Parlamente, in dieser Absicht komme alle Morgen ein gewisser Gruel aus der City, und gebe ihm in der Redekunst Unterricht; überdies sey er noch sehr geneigt zu heyrathen, wenn es nur in eine vornehme Familie geschehe, und die Dame nur alle Adern recht voll vornehmes Blut habe, so frage er nicht darnach, und wenn sie auch nicht 6 Pfennige im Vermögen besässe. Sie habe ihm deswegen ihre Muhme Dolly bestimmt, welche die Rolle einer vornehmen Dame, nicht etwa von dem heutigen neugebacknen Adel, sondern von einem so alten Stamme spielen solle, dergleichen im Reiche gar nicht mehr zu finden sey; sie werde in gerader Linie von Hercules Alexander, Grafen von Glendower, Premierminister Königs Malcolm des Ersten abstammen. — Tausend! ruft Simon, das wäre ja ein feiner Stammbaum, für einen Canonicus zu Strasburg. Also ist sie an den Ufern des Tweed gebohren. Wie wird aber Miß Dolly den schottischen Accent treffen? Vollkommen gut, antwortet Mistris Mechlin, denn sie ist zwey Jahre Schauspielerin in Edin-

burg

burg gewesen. Hierauf erzählt sie Simon ferner, daß er des Squire Fungus Kammerdiener, Geheimderath, Vertrauter und Director in allen Vorfällen seyn soll; deswegen müßte er vorgeben, er wäre von ihr nach Schottland geschickt worden, die Heyrath zu negociren, und eben jetzt zurückgekommen.

Nachdem Simon seine Instruction auf diese Art erhalten, steigt Miß Dolly verkappt aus einer Miethkutsche, an einer Ecke von Mechlin's Hause. Jenny berichtet es ihrer Frau, die ihr befiehlt, genau acht zu haben, daß keiner von Fungus Bedienten sie sehe. Dolly kommt von dem Notarius Harpy mit den Heyrathsartikeln, damit Fungus selbige unterschreiben könne. Nachdem Mistris Mechlin sie durchgesehn, giebt sie ihr einen Contract, welchen Dolly, wie sie sagt, in Gegenwart von Zeugen unterschreiben und untersiegeln müsse.

Dolly. Zu welchem Ende Frau Muhme?

Mrs. Mechlin. Blos ein kleines Bekenntnis, mein liebes Kind, für alle Mühe, die ich mir gegeben habe; eine kleine Erinnerung an deinen künftigen Mann, deiner armen Muhme, die Kosten für deine Kleidung, Wohnung, Unterhalt und Auferziehung wieder zu erstatten.

Dolly. Ich hoffe, Sie werden mich nicht für fähig halten jemals zu vergessen, daß ich — — allein, Madam, kann ich den Inhalt nicht zu sehn bekommen.

Mrs. Mechlin. Den Inhalt, Kind! was kann dir das helfen? Schreibe und untersiegle, das ist genug.

Dolly. Allein, Frau Muhme, ich sehe gern erst, ehe ich unterschreibe.

Mrs. Mechlin. Was für ein unverschämtes Mensch ist dies nicht! Wie kannst du dich unterstehen meinen Befehlen zu widersprechen! Bin ich es nicht, die dich zu etwas in der Welt, — die dich aus dem Staube gezogen hat, und mit einem Winke wieder dahin zurückbringen kann? Antworte, Nickel, warst du nicht ein Bettelkind vor meiner Thür? Nahm ich dich nicht aus blossem Mitleiden in mein Haus, nennte dich meine Muhme, und gab dir die gehörige Erziehung. Und womit danktest du mir? Kaum warst du dreyzehn Jahre, du naseweises Mensch, so brachtest du schon ein Kind zur Welt, das beynahe so gros war als du selbst; und was für einen hübschen Vater hattest du dazu gewählt! Doctor Catgut! den magern Musicanten! Das kränkliche, fiedelbogenmässige Affengesicht! den elenden Jäger aller zerlumpten Gassenmenscher. O! du niederträchtiges Geschöpf, wär' es noch ein Mann vom Stande gewesen, so hätte ich kein Wort gesagt, aber ein elender Fiedler!

Dolly. Ums Himmelswillen!

Mrs. Mechlin. Hierauf liefst du davon, wurdest eine Herumstreicherin, und kamst in wenig Jahren in deinem ersten Aufzuge, in Lumpen zurück in die Stadt.

Dolly. Ich bitte, Madam —

Mrs. Mechlin. Nahm ich dich nicht demungeachtet wieder auf? Habe ich mir nicht zu deinem Besten den Kopf zerbrochen? dir einen Mann, der so reich wie ein Jude ist, ausgesucht, alles gehörig eingerichtet, und nun machst

du

du Weitläuftigkeiten, ein elendes Papier zu unterschreiben?

Dolly. Ich bitte, Madam geben sie es mir, ich will, unterschreiben, thun, machen, alles was sie nur verlangen.

Mrs. Mechlin. Du willst? das wird auch das Beste seyn. Was ist aus dem Kinde geworden, wegen dessen ich dir Befehle gab?

Dolly. Der Doctor war nicht zu Hause; allein die Amme ließ es in seiner Küche zurück.

Mrs. Mechlin. Es ist ein übler Umstand, daß Master Fungus gerade den Doctor zu seinem Musikmeister erwählt hat; allein da er noch nicht hier gewesen ist, so müssen wir auch dafür sorgen, daß er nicht herkomme.

Das Uebrige dieses Aufzugs besteht in einem Zanke zwischen Isaac Fungus dem Lichtgiesser, und la Fleur einem französischen Bedienten des Commissar Fungus, des Lichtziehers Bruder. Der ehrliche Isaac, der den lingo des Franzosen, wie er es zu nennen beliebt, nicht versteht, kann nicht umhin die Anmerkung zu machen, daß so viel Aufhebens auch die Leute wegen des Einbringens französischer Güther machen, so thäte dennoch das Volk, welches dadurch mit hereingeschleppt würde mehr Schaden, als durch die Waaren Nutzen geschaft würde. Auch hat Mistris Mechlin einen Streit mit dem Herrn Paduasoy einem Weber von Spitlefield, weil er ihr versichern lassen, ein gewisser Zeug den er ihr zugeschickt, sey das einzige Stück von der Art; demungeachtet sey Mistris Dowlas, die Frau eines Deputirten, am vorigen Abende in einem Kleid davon, zum Balle beym Lord Mayor erschienen,

nen, und sie, Mistris Mechlin habe also auf sein Wort, bey ihren Kunden ihre kostbare Seele verschworen, daß der Zeug aus Lyon komme. Paduasoy wirft die Schuld auf sein Weib; der Streit wird endlich sehr freundschaftlich dadurch beygelegt, daß der Weber mehrere Achtsamkeit für die Zukunft verspricht.

Im Anfange des zweyten Acts nimmt sich Isaac Fungus die Freyheit, das Betragen seines Bruders, besonders was das Fechten und Tanzen betrift, sehr scharf zu beurtheilen, und erklärt es geradezu für Thorheiten, die sich weder für seine Jahre noch seinen Stand schicken. Sie kommen endlich auch auf des Commissars Project, sich zu verheyrathen, und sein Bruder ist sehr verwundert zu hören, daß die Ceremonie schon diesen Abend vor sich gehen soll.

Isaac Fung. So geschwind! Um Vergebung, ist es denn ein Geheimniß?

Zachar. Fung. Ein Geheimnis, nein; ich bin stolz auf die Parthie; sie bringt mir alles was ich brauche, ihre Adern voll adlichen Bluts. So eine Familie! eine solche Verbindung! Wahrhaftig, sie hat einen Stammbaum, der so lang ist wie die Maillebahn, Bruder Isaac, mit grossen Bäumen auf den Seiten, woran alle Zweige voller Lords hängen.

Isaac Fung. Aber hat denn die Dame keinen Namen?

Zachar. Fung. Keinen Namen! so einen Namen, desgleichen gar nicht in London ist. Keins von euren kurzen, abge-

abgebrochenen, zwergartigen Worten, wie eure Watts, eure Potts, und eure Trotts; der ihrige rollt durch die Gurgel, wie ein Karren mit breiten Rädern auf dem Steinpflaster. Mistris Mechlin, Sie können ihn besser aussprechen als ich.

Mrs. Mechlin. Lady Sacharissa Mackirkincroft.

Zachar. Jung. Da hast du den ganzen Mund voll Sylben. Sie stammt in gerader Linie von Hercules Alexander Charlemagne Hannibal, Grafen von Glendower, Premierminister des Königs Malcolm des Ersten, ab.

Isaac Jung. Und ist schon alles richtig?

Zachar. Jung. Ich kann noch nicht sagen, Alles; denn der hochgebohrne Pair, mein zukünftiger Papa, ist, im Vorbeygehn gesagt, so stolz wie der Teufel, hat schlechterdings alles rund abgeschlagen, nennt mich hier in seinem Briefe einen Plebeier, und sagt, die Kinder die aus einer solchen Ehe kommen, würden eben so scheckig wie die Elstern werden.

Isaac Jung. Und was sagt die Dame?

Zachar. Jung. Die Dame? o! die ist zwar, unter uns gesagt, beynahe eben so stolz wie ihr Vater, allein mein Anblick ist ihr dennoch zu gefährlich gewesen, und ich halte die Sache für ausgemacht.

Dieses Gespräch wird durch la Fleur unterbrochen, der den Herrn aus der City anmeldet, welcher den Commissar zu einem Redner machen soll.

Zachar. Jung. Poztausend! Ein ausserordentlich gescheuter Kerl, laß ihn hereinkommen. Hör' Bruder! wenn es mir glücken solte, eine Rolle im Staate zu spielen, so brauchst du kein Wort weiter zu verlieren, dein Glück ist gemacht

Isaac Fung. Was? ich glaube gar Parlamentsglied?

Zachar. Fung. Parlamentsglied; helf dir der Himmel, Bruder! Dieser Mensch allein ist ein ganzer Senat. Es ist der berühmte Redner, der das Buch herausgegeben hat.

Isaac Fung. Was, Herr Gruel?

Zachar. Fung. Der nämliche. Seine Kenntnis ist ausserordentlich; er hat mich schon solche Geheimnisse gelehrt! Weißt du wohl Isaac, wodurch, durch welche Mittel wir sprechen?

Isaac Fung. Sprechen! — Je nun, wir sprechen durch den Mund.

Zachar. Fung. Nein, das thun wir nicht. Er sagt, wir reden mit Hülfe der Zunge, der Zähne und der Kehle; und ohne diese meynt er, würden wir nur brüllen.

(Gruel tritt auf.)

Ihr Diener, Herr Gruel! Eben habe ich ihr Lob gepriesen.

Gruel. Dies bin ich von ihrer Güte überzeugt; allein von ihren künftigen Declamationen oder Recitationen (wie es Quintilian eigentlicher nennt) erwarte ich erst mein größtes Lob, weil der Ruhm des Schülers, wie ich wohl sagen mögte, auf den Meister übertragen wird, oder um mich besser auszudrücken, gleichsam wie ein Schein herüber glänzt.

Zach. Fung. Hörst du wohl Isaac? Hast du je was ähnliches gehört? Er spricht gerade, als wenn er alles aus einem Buche genommen hätte. Was gäbst du wohl darum, wenn du dich so ausdrücken könntest?

Isaac

Isaac Fung. Und was könnte mir das helfen? Diese kostbaren Ausdrücke würden sich in meinen Laden nicht schicken, man kauft und verkauft nichts damit.

Gruel. Ihre Bemerkung ist kraftvoll und richtig; verschiedne Stände erfordern verschiedne Idiomen; verfeinerte Perioden klingen schlecht in dem Munde des mechanischen Künstlers. Allein da dieser Classe erlaubt ist, zum Besten und zur Convenienz der niedrigern Gewerbe, eine geringhaltigere Münzsorte circuliren zu lassen, so wird ihnen auch eine niedrige, oder vielmehr fehlerhafte, gemeine Phraseologie nachgesehn, um ihren dialogischen Commerz bequemer zu betreiben; allein ich fürchte Sir, ich schwinge mich über die Region ihrer Verstehungskraft hinaus? Mit solchem bombastirendem Unsinn unterhielt Herr Gruel die Gesellschaft, bis endlich der Commissar auf den Einfall kommt, derselben eine Probe von dem zu geben, was er bey ihm gelernt hat, indem er eine von dessen Reden die er auswendig kann, hersagen will.

Zach. Fungus. Wenn ich die grosse Wichtigkeit der heutigen Debatte in Erwägung ziehe, wenn ich die verschiedenen Unglücksfälle durchgehe, die dieser Boden erlitten hat; wenn ich erwäge, was unsre gemahlte Vorfahren waren, und wir ihre civilisirten Nachfolger sind, wenn ich bedenke, daß sie von wilden Aepfeln und Castanien — —

Gruel. Trüffeln, lieber Herr Commissar, wenn sie erlauben.

Zach. Fung. Sie haben recht; wilden Aepfeln und Trüffeln lebten, und wir grüne Schoten und Kuchen schmausen:

sen: wenn ich in historische Betrachtung ziehe, daß ihnen ihre Gewässer nichts als Frösche gaben, und wir nun Fische auf der Achse bekommen, so bin ich über die gewaltige Macht der Handlung, in Bewundrung verlohren. Heil dir Handlung! Tochter der Industrie, Gattin des Credits, Verwandtin des Reichthums, Schwester der Freyheit, und Grosältermutter der Schiffahrt —

Isaac Jung. Wahrhaftig, der Stammbaum dieser Dame ist so lang, wie der von deiner Braut, Bruder Zacharias.

Zach. Jung. Ich bitte Isaac, sey ruhig — — der Schiffarth, — far — ar — arth. Zum Henker! der Kerl hat mich aus dem Concepte gebracht.

Gruel. Es thut nichts; ihre heutige Arbeit erfüllt vollkommen ihr gestriges Versprechen.

Zach. Jung. Ich bin aber noch nicht halb fertig, das Beste kommt noch, ich will nur noch die Stelle von den Kohlrüben hersagen, — — und denn die Kothlachen, die Fuhrgleise, die tiefen Sümpfe, durch die gar nicht zu kommen ist, durch die jedoch das mattherzige aber zugleich herzhafte Roß, dennoch geht; jetzt spizt es die Ohren, es wiehert, tanzt und springt durch ganze Regionen von Kohlrüben.

Hier wird der Commissar durch die Nachricht unterbrochen, daß der Stallmeister ihn erwarte um Lection zu geben, er empfiehlt sich der Gesellschaft, nachdem er noch vorher dem Herrn Gruel gesagt, da er sich einmal vorgenommen habe, sobald als möglich ein vollkommner Gentlemann zu seyn, so könne er unmöglich viel Zeit auf eine Sache allein

wenden.

wenden. Die Scene verändert sich, und er erhält nun Unterweisung in der Reitkunst auf einem hölzernen Pferde; seine Ungeschicklichkeit, die endlich so weit geht, daß er gar von diesem ruhigen Geschöpfe herunter fällt, macht den Auftritt sehr unterhaltend.

Doctor Catgut kommt, um sich bey Mistris Mechlin für das überschickte Geschenk, welches ihm Mis Dolly in seiner Küche zurückgelassen, zu bedanken. Nach einigen Zänkereyen erkundigt er sich, was der Commissar von ihm verlange, worauf ihm Mistris Mechlin sagt; er wolle singen bey ihm lernen.

Dr. Catgut. Ich ihm singen lehren? Sucht der Schlingel Händel an mir?

Mrs. Mechlin. Wie kann Sie denn das beleidigen?

Dr Catgut. Weißt du denn nicht, Kind, daß ich diese elende Profession verlassen habe? Ich bin ein Poet, mein Schaz, ein Poet!

Mrs. Mechlin. Wahrhaftig, Sie setzen mich in Verwundrung; allein, sagen Sie mir, ist denn die Poesie ein Handwerk, das man sogleich erlernen kann?

Dr. Catgut. Freylich. Ein Genie wie ich, hatte nur kurze Zeit nöthig, um Meister darin zu seyn.

Mrs. Mechlin. Und könnten Sie wohl diese Geschicklichkeit einem Andern beybringen?

Dr. Catgut. Ganz gewis. Sieh' nur mein Schäzgen, hier in meiner Tasche habe ich einen ganzen Vorrath von Reimen, von A bis ins Z, und so wieder rückwärts, von Hund,

Grund, Pfund, Mund, bis zu Ab, Schnap, Rapp, Klapp.

Mrs. Mechlin. Und was machen Sie denn damit?

Dr. Catgut Die werden nun bey Gelegenheit gebraucht; ich will Ihnen gleich eine Probe davon geben —

Mrs. Mechlin. Ich danke, ersparen Sie sich die Mühe, Sie wissen, ich verstehe nichts davon.

Doctor Catgut dringt nun sehr in sie, ihn bey dem Commissar als einen grossen Dichter zu empfehlen. Mrs. Mechlin verspricht es zwar, sagt jedoch, da der Herr Fungus sich diesen Abend verheyrathen werde, so wäre es höchst nöthig, wenigstens den ersten Monath seiner Ehe, welchen die Engländer gewöhnlich den Honigmonath nennen, abzuwarten. Catgut glaubt, dies sey eine vortrefliche Gelegenheit sich bey ihm zu empfehlen, wenn er auf diese Feyerlichkeit Verse mache, sie in Musik setze, und diesen Abend ihn damit überrasche. Mistris Mechlin, um seiner los zu werden, findet den Einfall sehr gut, und räth ihm sogleich daran anzufangen. Da sie des Commissars Klingel hört, verläßt sie ihn, und Dr. Catgut sagt zu sich selbst. „Diese Serenade ist „sehr gut ausgedacht — Madam Mechlin soll ihr kleines „Vettergen wieder haben, denn ich werde ihn ihr in einer „Baßgeige zuschicken, auf diese Art soll die Kuplerin ihr „Concert so gut haben als der Commissar.

Die Eröfnung des dritten Acts ist noch immer im Hause der Mistris Mechlin; der Advocat Harpy und der junge Loveit treten auf; der Rechtsgelehrte versichert den jungen

jungen Menschen von Madam Mechlins ausserordentlichen Talenten im Heyrathenstiften, und führt besonders als einen Beweis an, daß sie seit dem lezten Sommer wenigstens vierzig Paare nach Edimburg geschickt habe. Sobald sie erscheint, stellt ihr der Advocat den jungen Menschen als einen Herrn vor, der so eben von der Universität nach Hause gekommen, wo ihr Name sehr rühmlich bekannt sey. Sie dankt ihm für dieses Compliment, und gesteht, daß auch sie eine grosse Achtung für dies gelehrte Corpus besonders seitdem habe, da sie auf ihre blosse Empfehlung einen sehr theuern und geliebten Freund von ihr, zum Doctor in der Musik ernannt hätten. Nach diesem kleinen Eingange erzählt der junge Loveit, daß er nur gestern Abend erst angekommen, seinen Vater todt, und das ganze Vermögen in den Händen der Mutter gefunden habe, die ihm zwar versichert, daß er einmal nach ihrem Tode wenigstens funfzig bis sechzig tausend Pfund Sterling erben würde, jezt aber verweigere sie ihm auch sogar eine Guinee zu seinem Unterhalte. Mrs. Mechlin räth ihm deswegen eine alte Witwe von ihrer Bekanntschaft, die zweytausend Pfund Sterl. jährliche Einkünfte hat, zu heyrathen. Er nimmt den Vorschlag mit Freuden an, und bittet sie, ihn nur mit derselben bekannt zu machen; sie sagt ihm hierauf, er möchte nur in einer halben Stunde längstens wieder kommen, Herr Harpy würde ihm alsdenn die Bedingungen sagen, die er wie sie glaubte, gewis billig genug finden würde.

Kaum hatten diese beyden das Haus verlassen, als die alte Loveit von ihrer Heyrathsbegierde getrieben wiederkommt.

Sie ist für Freuden ausser sich, da sie hört, was für einen hübschen, jungen Mann Mistris Mechlin für sie ausfündig gemacht hat. Unterdessen ist Dolly herausgepuzt, und alles zu ihrer Verheyrathung mit dem Commissar fertig.

Dolly nnd Jenny treten an.

Dolly. Nun, Jenny, sehe ich wirklich aus wie eine Dame von Stande?

Jenny. Vollkommen so, als wenn Sie von Jugend auf zu nichts anders erzogen wären, und was die Figur betrift, so übertreffen Sie die gröſste Lady. Ich für meinen Theil halte den Herrn Commissar Fungus für sehr glücklich, und wenn am Ende auch die Geschichte herauskommt, so sehe ich eben nicht, was er für mächtige Ursachen haben kann, böse zu seyn.

Dolly. O! wenn er nur einmal gefangen ist, so laſst ihn sich sträuben wie er will, die Schlinge wird nur desto fester dadurch zugezogen.

Jenny. Ich bin sicher, Sie werden ihre Sachen schon machen. Ich hoffe, Miſs, Sie werden mir die Ehre erzeigen, mich mit sich zu nehmen, das Haus wird mir unausstehlich werden, wenn Sie es verlassen haben.

Dolly. Nein, Jenny, es würde barbarisch seyn, meine Muhme einer so nüzlichen Gehülfin zu berauben; überdies kennen wir einander zu genau, um als Frau und Magd zusammen leben zu können.

Jenny. (Für sich). So! Ich sehe also, was ich zu hoffen habe. Die Dirne scheint ihrer Sache schon gewis zu seyn, aber ich kann ihr noch einen Strich durchmachen; es

soll

soll zu einer Untersuchung kommen, ich muß aber den Bruder aufsuchen.

Zach. Fungus und Mistris Mechlin.

Zach. Fung. Ja, Sie haben recht, Scharlach schickt sich am besten, und gefällt denen Damen am meisten; auch gehört es mir deswegen, weil ich doch bey der Armee gewesen bin.

Mrs. Mechlin. Bleiben Sie jetzt auf dem Flecke, wo Sie stehn, bis Sie bey der Lady angemeldet worden. Master Fungus bittet um die Erlaubniß, sich Ihrer Herrlichkeit zu Füssen zu werfen.

Dolly. (Spricht in dieser Scene beständig im schottischen Accente) Der Mann kann näher kommen.

Jung. Nun Freund Gruel! stehe mir bey! Aber sie hat soviel Würde, daß ich die Meinige ganz darüber verliehre.

Mrs. Mechlin. Entschlossenheit! Nur ein wenig Muth!

Fung. Da nehmen Sie das Papier, daß Sie mir helfen können, im Fall ich stecken bleibe. — Madam, oder vielmehr Ihro Herrlichkeit, wenn ich die Wichtigkeit Dero hohen Abkunft erwäge, und hingegen die Niedrigkeit meines eignen kleinen, niedrigen, kaufmännischen Herkommens betrachte, wenn ich bedenke, daß ihre Vorfahren so wie Admiral Anson schon alle in der Arche um die Welt segelten, und daß es überhaupt noch ein sehr streitiger Punkt ist, ob ich jemals Vorfahren gehabt habe oder nicht; so stottere und zittere ich bey dem Gedanken an meine stolze Ehrbegierde — Ah! — ah! — kommt nicht nun Phaeton?

Mrs. Mechlin. Wie so? (indem sie die Augen auf das Papier wirft) nein Luna.

Fung. Richtig, — — Ehrbegierde — — wie sehr wird Würde durch sie herabgesetzt? wie gros ist die Entfernung! gerade als wenn ein Fackelträger sich mit der Göttin Luna vereinigen wolte! oder, der Dornstrauch der majestätischen schottischen Fichte, seine Liebe antrüge; es ist als wenn, — — was kommt nun?

Mrs. Mechlin. Nun? — — hm! Ich kann es nicht finden — — Lassen Sie es gut seyn, es ist genug; denn Sie haben bewiesen, wie sehr Sie von der Ehre durchdrungen sind. —

Dolly. Ja, ja, ich verstehe schon, was der Mann meynt; Mrs. Mechlin hat mir soviel zu Ihrem Lobe gesagt, Herr Fungus, daß ich gleich im Anfange eine Art von Wohlgefallen an Ihnen hatte.

Fung. Ich bin Mistris Mechlin sehr dafür verbunden, wirklich wenn Ihro Herrlichkeit erlauben wollen —

Dolly. Sie wissen, ich bin aus einem so alten Geschlechte, als irgend ein Nordbritte darauf stolz seyn kann, und daß ich mir durch diese Heyrath den Unwillen aller meiner Verwandten zuziehn werde. Eben deswegen glaube ich wird es nöthig seyn, gleich nach der Trauung auf einige Zeit, die Stadt zu verlassen.

Fung. Sobald Ihro Herrlichkeit befehlen, ich habe ein niedliches Haus dicht bey Reading. —

Dolly. Ja, das wird — —

Mrs.

Mrs. Mechlin. O! Ihro Herrlichkeit werden alles bereit finden; der Notarius wartet im nächsten Zimmer mit dem Contracte.

Fungus. Darf ich mir die Ehre Ihrer Hand ausbitten. —

Dolly. Herr Fungus, Sie sind ein wenig zu eilig. —

(Sie geht ab.)

Mrs. Mechlin. Nicht eher, als nach der Trauung; Sie dürfen sich eher auch nicht der geringsten Vertraulichkeit schmeicheln.

Nach diesem Auftritte erscheint der junge Loveit, ist aber sehr verwundert in der alten Wittwe die er heyrathen soll, seine eigne Mutter zu finden.

Der junge Loveit. Wenn es ein wenig dunkler hier wäre, hätte ich leicht ein zweyter Oedip werden können.

Die alte Loveit. So Herr Patron? Warum seyd ihr nicht bey euren Büchern?

Der Sohn. Ein kleiner Wink, den ich von Ihrem Vorhaben erhielt, brachte mich in der Absicht hierher, wo möglich einige Maasregeln zu nehmen, damit das Vermögen meines Vaters, wenigstens nicht aus der Familie käme.

Die Mutter. Deines Vaters! Wie darfst du mich an diese theure Asche erinnern!

Der Sohn. Schön gesagt, meine alte Matrone von Ephesus. Mrs. Mechlin.

Mrs. Mechlin. Was ist das? die alte Dame in Thränen?

Die Mutter. Hilf Himmel, was für einen dummen

Streich haben Sie gemacht? Wissen Sie wohl wer das ist?

Mrs. Mechlin. Nein, nicht ganz genau.

Die Mutter. Mein eigner Sohn! sonst niemand. Hier kommt noch Gesellschaft, und nun ist mein guter Name auf immer verlohren!

Mrs. Mechlin. Fürchten Sie nichts; überlassen Sie das nur mir. Trösten Sie sich Madam, — Sie würden besser thun, auf meinem Bette auszuruhen. —

Die Mutter. Ueberall, wenn ich nur dieses widrigen Anblicks dadurch überhoben werde. Getrauen Sie sich wohl mir eine andre Parthie zu verschaffen?

Mrs. Mechlin. Zweifeln Sie daran gar nicht.

Die Mutter. Huh! huh! — (geht hustend ab).

Doctor Catgut, Fungus und Dolly.

Dr. Catgut. Kommen Sie, Mistris Mechlin, ist das Paar fertig? Die Geigen sind gestimmt, die Bogen bestrichen, und das ganze Orchester — — O! Sir, Sie gehören wohl auch zu den Gästen, allein wo ist — ach Dolly! bist Du auch hier, mein Schäzgen?

Dolly. Nu, nu.

Fungus. Dolly! wer Teufel kann das seyn?

Dr. Catgut. So schön und niedlich! gewis die Brautjungfer? Du blühest ja ordentlich, du Hexe.

Fungus. Merken Sie denn nicht, daß Sie sich mit einer Dame von ihrem Stande und Geburt zuviel heraus nehmen?

Dr. Catgut. Stand und Geburt? wer? Dolly?

Fungus.

Fungus. Welcher Teufel stekt in dem Kerl? Ich sage Ihnen, das ist keine Dolly. Nein, es ist Lady Sacharissa Mackirkincroft, ein Abstamm des alten, alten uralten Hauses, der sehr alten Grafen von Glendowery.

Dr. Catgut. Wer? Diese? Dolly Mechlin?

Fungus. Dolly Teufel; ich glaube der Mann hat seinen Verstand verloren!

Mrs. Mechlin kommt.

O! Mistris Mechlin, wollen Sie wohl diesen Menschen ein wenig zurecht weisen?

Mrs. Mechlin. Wie so, Doctor Catgut?

Fungus. Dieser Hans Narr ist hieher gekommen, und will mit Gewalt, Mylady soll Dolly, Dolly, der Henker weis wer seyn;- wer ist er denn?

Dr. Catgut. O! a propos Dolly Mechlin, ist das etwa der Bräutigam? Die Ehe kann unmöglich gut ablaufen, denn er ist närrischer und rasender — —

Fungus. Rasend! John, hole mir meine Rappiere, ich will dich Schurken beterzien und bequarten daß Du —

Isaac Fungus und Jenny.

Isaac Fungus. Wo ist der Bruder? — Es ist doch noch nicht vorbey? Du bist noch nicht verheyrathet will ich hoffen?

Zach. Fungus. Nein, ich denke wenigstens nicht — wie so? warum? was —

Isaac Fungus. Du bist da in gute Hände gekommen. Ihr Diener, meine gute Madam! Dies ist vermuthlich

lich die Dame; wahrhaftig, das Püppgen ist gut ausstaffirt; weißt Du wer sie ist?

Zach. Fungus. Wer sie ist? natürlich!

Isaac Fungus. Nein, Du weißt's nicht, — nichts anders als das Mühmchen dieses eingefleischten Teufels, in dem Staate einer —

Zach. Fungus. — Höre doch nur Isaac, bist Du — übereile Dich nicht, — bist Du überzeugt —

Isaac Fungus. Gewis überzeugt. Hier das Mädchen aus dem Hause selbst, die die entsetzliche Betrügerey verabscheut, hat den ganzen Handel entdeckt. Jenny tritt vor, und antworte ohne Furcht; ist nicht das Mensch hier, die Muhme aus dem Hause?

Jenny. Sie wird es wohl schwerlich leugnen, hoffe ich.

Isaac Fungus. Ist nicht diese eure Frau, die niederträchtigste —.

Mrs. Mechlin. Warten, warten Sie Master Isaac, die Mühe will ich Ihnen ersparen, und in einem Augenblicke die Sache in ihr gehöriges Licht stellen; nun wohl, dies Mädchen, diese Dolly ist meine Muhme; und was ists mehr?

Zach. Fungus. Und schämen Sie sich nicht?

Der junge Loveit. Sie sich schämen! Ich hätte es Ihnen gern gesagt, allein ich konnte Sie nicht dazu bringen, daß Sie mich hörten; mich hat sie gar hierher gebracht, meine eigne Mutter zu heyrathen.

Zach. Fungus. Seine eigne Mutter heyrathen! Hilf Him=

Himmel! was für ein Ungeheuer! Einen jungen Menschen so zu verführen. Doch höre Bruder Isaac —

(sie gehn auf die Seite)

Dr. Catgut. Poztausend! Was für ein niedliches Projektgen habe ich helfen zerstören, doch komm Dolly, ich will dein zerbrochnes Glück wieder ausflicken helfen; du hast eine hübsche Stimme, ich will dir einen Triller und einen Laufer lehren, dich in den öffentlichen Gärten singen lassen, und denn kanst du nach dem jetzigen Laufe der Welt als Maitresse, ein grösseres —

Mrs. Mechlin Als eine Maitresse? Nein, nein, wir haben unsre Sache nicht so ganz schlecht gemacht. Hören Sie, Herr Commissar.

Zach. Fungus. Was wollen Sie?

Mrs. Mechlin. Haben Sie willens ihre Heyrath zu vollziehn?

Zach. Fungus. Das ist eine hübsche Frage.

Mrs. Mechlin. Im Gegentheile also verstehn Sie sich doch dazu, die Summe zu erlegen, zu welcher Sie sich im Contracte verstanden haben?

Zach. Fungus. Im Contracte! he! Bruder Isaac!

Isaac Fungus. Laßt mich ihn sehn.

Mrs. Mechlin. Sachte, mein lieber Herr Lichtgiesser, das Papier ist in guten Händen, Sie dürfen aber an seiner Aechtheit nicht zweifeln, ich versichre Sie, daß sehr kluge Leute dabey zu Rathe gezogen worden sind.

Zach. Fungus. Was für ein eingefleischter Teufel vom Weibe!

Mrs. Mechlin. Wie so mein guter Herr Fungus? Etwa deswegen, weil ich von dem Handel im Kleinen lebe, den Sie ehemals en gros trieben? Welch Unrecht thue ich der Welt? Ich nähre mich von ihren Thorheiten, thaten Sie weniger?

W — rf.

VI.

Kurze Geschichte des Tabakgefälles in den österreichischen Provinzen.

Der Tabak, ein indianisches Bilsenkraut, das, bevor America entdeckt wurde, in Europa gänzlich unbekannt war, und, nachdem man es herüber verpflanzt hatte, beynahe unter allen Himmelsstrichen so glücklich gedieh, daß man es heut zu Tage als eine einheimische Pflanze ansehen kann, scheint zwar seiner ätzenden Eigenschaften und seines brennbaren Oeles wegen, vorzüglich unter die Arzneykräuter zu gehören; da aber der Gebrauch desselben nun so allgemein geworden ist, so verdient er unter die stärksten Zweige der Verzehrung gerechnet zu werden. Wir zahlen jährlich mehr als zwo Millionen an die Engländer, um ein stinkendes Kraut in unsere Nasen stecken zu dürfen, sagt irgendwo der berühmte Verfasser des l'Homme à quarante écus von seinen Landsleuten. Wäre diese Summe blos die Frucht der Cultur und des Commerzes, so wäre der Umlauf derselben entschieden vortheilhaft. Allein der wirkliche

che Werth der Waare verschwindet hier unter dem Verkaufspreise, der sich zu jenem ungefähr wie 24. zu 1. verhält. Eins also ist der Vortheil der Arbeitsamkeit, alles übrige der Vortheil des Monopolisten, der bey einem durch die Gewohnheit zu einer Art von Nothwendigkeit gewordenen Verzehrungsgegenstande sich, gegen Entrichtung eines Theils seiner Erpressung, von dem Staate das Recht erkauft, der gemeinsten Volksclasse die unverhältnißmäßigste Accise aufzulegen. Eine getreue Darstellung des allmähligen Wachsthums dieses für den Verzehrer so drückend gewordenen Finanzzweiges dürfte manchem Leser wohl nicht unwillkommen seyn. In Rücksicht auf die österreichischen Staaten, wo die Tabakabgabe, die Anfangs kaum einige tausend Gulden betrug, von 1670 bis 1783 auf einen Pachtzins von 1,800,000 fl. hinanstieg, erschien zu Wien im Jahr 1784 eine von Hrn. v. Retzer aus den Urkunden des kayserl. königl. Hofkammerarchivs und der Hofkammerregistratur verfaßte Schrift, welche die Entstehung und den Fortgang des kayserl. königl. Tabakgefälles zum Gegenstande hat, und die Schlözer im 25sten Hefte seiner Staatsanzeigen einen liebenswürdigen Beweis von dem fortwährenden Siege der Publicität in den kays. Dicasterien nennt. Da diese Schrift ausser den österreichischen Provinzen wohl nicht sehr bekannt geworden ist, so liefern wir hier einen genauen Auszug aus derselben.

Lange schien der Tabak der österreichischen Finanzverwaltung kein Gegenstand von Wichtigkeit zu seyn. Gegen Entrichtung eines Zolls von 40 Kr. vom Centner, konnte ihn

bis

bis zum Jahr 1670 jedermann frey einführen. Erst in diesem Jahre, folglich nach Raynals Zeugniß um 4 Jahre früher als in Frankreich, wurde die Tabakeinfuhre, nachdem Graf v. Fürstenberg 8 Jahre zuvor vergebens den Versuch gemacht hatte, sie für alle Erbstaaten des Kaysers ausschließend zu erhalten, dem kays. königl. Cämmerer und oberensischen Landjägermeister Christoph Khevenhüller, Grafen zu Frankenburg, durch eine Verordnung vom 8ten des Augusts unter dem Bedinge, daß er die oberensischen Jagdbedürfnisse, deren Mangel Kayser Leopold nicht anders als durch Einführung eines Monopols zu ersetzen vermögend war, nach und nach wieder anschaffen solte, gegen Entrichtung der bisher üblichen Zollgebühr auf 12 Jahre in Oesterreich ober der Ens zugestanden, und allen In- und Ausländern unter der Bedrohung, daß sie des Tabaks, auf deren Einführung man sie allenfalls betreten würde, verlustig seyn sollen, untersagt. Der Hauptgrund, mit dem Khevenhüller sein gewinnsüchtiges Unternehmen unterstützte, war die damals etwas vermessene, nun aber als eine Art von Weissagung anzusehende Verheissung, daß er der Hofkammer dadurch einen Fond verschaffen wolte, der jährlich um ein merkliches mehr abwerfen soll, als bisher an den gewöhnlichen Zollgefällen eingieng.

Es war leicht vorherzusehen, daß dieses Monopol seine Gegner finden würde. Man hätte aber nicht denken sollen, daß bey dieser Gelegenheit auch wider den Gebrauch des Tabaks etwas eingewendet werden würde. Doch diese Pflanze hatte überhaupt von jeher gewaltige Feinde. Ein Großsultan, ein Czaar, ein König von Persien, verboten sie

ihren

ihren Unterthanen bey Verlust der Nasen oder gar des Lebens. Jacob I. König von England schrieb ein dickes Buch wider sie. Die medicinische Facultät zu Paris bewies in einer Thesis die Schädlichkeit des Rauch- und Schnupftabaks öffentlich, wobey das Sonderbarste war, daß der Doctor, welcher den Vorsitz hatte, die ganze Zeit über die Dose nicht aus der Hand ließ. Pabst Urban VIII. that durch eine Bulle alle diejenigen in den Bann, die in der Kirche Tabak schnupfen würden. Bey den unzähligen Beyspielen von dem Mißbrauche der römischen Excommunication kömmt es zwar nicht darauf an, ob man einen zu viel oder zu wenig in die Rechnung bringt: Doch scheint diese Excommunication weniger den Gebrauch des Tabaks, als das Tabakschnupfen als Einwilligung zu einer eben nicht moralisch guten Handlung zu betreffen. In dem merkwürdigen Werke: Praxis S. Inquisitionis, oder: De judice S. Inquisitionis opusculum A. R. A. P. F. Ioanne Baptista Neri, ordinis Minorum S. Francisci de Paula &c. compilatum et Seren. Cosmo III. Magno Etruriae Duci *ex corde* dicatum, ist am Ende eine Casuistic angehängt, worinn unter andern die wichtige Frage aufgeworfen wird, ob jemand, der in der Kirche oder Sacristey Tabak schnupft, und darauf nießt, oder derjenige, dessen Fenster mit dem Fenster einer Sacristey, die unmittelbar an die Kirche stößt, in einem Hofe sind, wenn er in seinem Zimmer Schnupftabak nimmt, und nießt, der Excommunication unterliege. In Ansehung des ersten Falls, spricht der ehrwürdige P. Neri, kann kein Zweifel seyn; der zweyte aber sey mit mehreren Bedenklichkeiten verknüpft. Indessen, obgleich

mehrere

mehrere graves autores für die Excommunication stünden, wäre er doch in mitiorem sententiam geneigt.

In Oesterreich ober der Ens waren es die Stände, die mit dem Monopole zugleich den Gebrauch des Tabaks aufgehoben wissen wolten. Sie stellten vor, daß einerseits diese Pflanze vielfältige Feuersbrünste verursache, anderseits aber, da der Kayser die oberensische Jägerey in zwey Jahren nie besucht habe, keine hinlängliche Ursache vorhanden sey, eine so beschwerliche Neuerung einzuführen. Allein diese Vorstellung hatte keinen andern Nutzen, als daß Khevenhüller sich erbot, seiner Pachtung unbeschadet den österreichischen Insassen, welche selbst Tabak bauen, den Verkauf freyzulassen, und daß er den der Hofkammer versprochenen Vortheil auf zwey und mehr tausend Gulden bestimmte.

Bisher war nur die Einfuhre des Tabaks in die Hände eines Einzigen gerathen; nun wurde aber auch die Zubereitung desselben ein Monopol. Am 3ten des Septembers 1676 noch während der Khevenhüllerischen Pachtzeit, erhielt der Handelsmann Geiger zu Ens (der nachher mit dem Kaufmann Dizeny zu Wels auch die Einfuhre des Tabaks für jährliche 1200 fl. von Khevenhüllern in Afterpacht nahm) unter dem Bedinge, alle in Oesterreich erzeugten Tabakblätter um einen billigen Preis abzunehmen, die oberensische Pachtung im Verkaufe nicht zu beeinträchtigen, und die Pflanzung des Tabaks ohne Schaden des Getreidebaues zu befördern, auf 10 Jahre für das Land ober der Ens die ausschliessende Befugniß, eine Tabakfabrik zu errichten, und

es

es ward jedermann, der binnen dieser Zeit Tabak zubereiten würde, nebst dem Verluste des Tabaks mit einer Strafe von 3 Fl. für das Pfund bedrohet. Umsonst reichten wider diese Fabrik die Tabakhändler zu Steyer eine Beschwerde ein, in welcher sie unter andern erwähnten, daß mit Ende der Khevenhüllerischen Pachtung jeder, der mit Tabak handelt, vom Centner statt 40 Kr. 2 Fl. Zoll zu entrichten habe. Sie wurden aus dem Grunde abgewiesen, weil das Zollgefäll durch das Geigern verliehene Privilegium besser befördert würde, obschon sie den Ungrund dieses Satzes in ihrer Klagschrift geradezu behauptet hatten.

Am 11ten des Märzen 1693 wurde die Pachtung des Rauchtabaks in dem Lande ober der Ens dem Niederlagsverwandten Höllinger, der inzwischen auch die Geigerische Tabakfabrik, in welcher man nun schon über 1000 Centner erzeugte, an sich gebracht hatte, und mit der Pachtung zugleich den Character eines kays. königl. Administrators des Tabakappaltogefälls erhielt, gegen einen jährlichen Pachtzins von 2500 Fl. und gegen Entrichtung des für Niederösterreich bestimmten Zolles, welcher nunmehr vom Centner ausländischen Tabaks zu Lande 4 Fl., zu Wasser aber und von einer Legstatt zur andern 2 Fl. 40 Kr. und für den innländischen durchaus 45 Kr. betrug, auf 6 Jahre, und sodann gegen den auf 5200 Fl. erhöhten Pachtzins wieder auf 3 Jahre verliehen. Dieser Höllinger erbot sich, jährlich aus seinen Handlungsbüchern den reinen Gewinn darzuthun, welcher der Hofkammer in der Folge bey Schliessung neuer Pachtverträge zum sichern Maßstabe dienen konnte, wenn Höllinger nicht

allenfalls ein Geheimbuch für sich allein führte. Nach einem Zeitraum von anderthalb Jahren erlangte dieser neue Unternehmer die Erlaubniß, den Tabak nur nach der oberensischen Zollordnung, nämlich den ausländischen zu Land und zu Wasser mit 2 Fl. vom Centner und den innländischen mit 40 Kr. zu verzollen.

In der Zwischenzeit entstanden auch in den übrigen österreichischen Provinzen Tabakpachtungen. In Böhmen hatten einige Privatpersonen schon eine geraume Zeit her das ausschliessende Recht, Tabak einzuführen und zu verkaufen. In Innerösterreich, Kärnthen und Krain, wurden die Pachtungsverträge etwas später gemacht, und waren nicht besonders wichtig. Sie wurden meistens vom Kayser Leopolds Beichtvater, dem Jesuiten Balthasar Müller geschlossen. Seine übermüthigen Briefe, die er bey dieser Gelegenheit an den Canzler und an den Hofkammerrath v. Werdenburg schrieb, wären für die Annales Jésuitiques als Beweise merkwürdig, wie sehr dieser ehrwürdige Pater sich nicht nur um das Gewissen seines Fürsten und das Seelenheil der protestantischen Unterthanen in Ungarn und Siebenbürgen, sondern auch um die Nasen der Innerösterreicher, als Finanzzweig betrachtet, bekümmerte.

In Oesterreich unter der Ens ward die Tabakpachtung dem Reichsvicecanzler, Grafen v. Königsegg und Rottenfels auf 15 Jahre und nachher wieder auf 10 Jahre bewilligt, der sie aber einem gewissen Verdura in Afterpacht überließ. Als die Königseggische Pachtzeit zu Ende war, überließ die Hofkammer

kammer am 11ten des Mays 1701 die Pachtung gegen jährliche 20,000 Fl. dem kays. Dreyßiger Peyer zu Wölkersdorf auf 3 Jahre, und nach Verlauf dieser Zeit auf weitere 3 Jahre dem vormaligen Afterpächter Verdura, der sie, ohne daß man die Ursache errathen kann, um die Hälfte des vorigen Pachtzinses bekam.

In Mähren wurde die Pachtung des Rauch- und Schnupftabaks und der Tabakpfeifen am 15. des Brachmonats 1701 Gnolfingern und Steinsberg auf 3 Jahre gegen jährliche 6100 Fl. überlassen. Dieser nämliche erhielt sie am 4ten des Hornungs 1702 auf eben so viele Jahre auch in der Grafschaft Glaz gegen jährliche 2000 Fl. und in Ober- und Niederschlesien gegen jährliche 13,300 Fl. In Niederungarn und allen dazu gehörigen Gegenden übernahmen diese Pachtung am 1sten des Weinmonats 1702 auf 3 Jahre Fahrenwanger, Ziegler und Flögel, Handelsleute in Wien und zu Komorn, gegen jährliche 800 Fl.

Die Gewinnsucht aller dieser Pächter wußte nach und nach den sonst eben nicht zur Strenge geneigten Kayser Leopold zu einem Schritte zu bewegen, der seither tausend Dürftige, die die Noth zum Schleichhandel verleitete, unglücklich machte, und unzählige Müßiggänger anlockte, sich durch das Elend ihrer Nebenmenschen Unterhalt zu erwerben. Es erschien am 13ten des Jänners 1699 ein Gesetz, welches den Unterschleif des Tabaks nicht nur mit dem Verluste der Waare und mit Geldbussen, sondern auch mit Leibesstrafen belegte, dessen Strenge nicht blos bey dem Schleichhändler

und Eigenthümer des Tabaks stehen blieb, sondern sich auch auf jene, so zur Verheelung geholfen, erstreckte, und das dem Angeber nebst der Hälfte des Werths der verlustigten Waare auch die Verschweigung seines Namens und eine Beförderung zusagte.

Nachdem man auf diese Art den Schleichhändlern zu Gunsten der Pächter Schranken gesetzt hatte, ward man nun auch auf die Pächter selbst aufmerksam. Weil man wahrnahm, daß das Publicum nicht nur in Ansehung des Werths, sondern auch öfters in der Gattung des Tabaks hintergangen, ja sogar allerhand schädlicher Unrath unter den Tabak gemischt wurde, so ward am 1sten des Mays 1725 ausdrücklich eine Untersuchung desselben angeordnet, und da man nach und nach die freylich etwas späte Beobachtung gemacht hatte, daß durch die Einfuhre des fremden Tabaks jährlich große Summen ausser Landes giengen, und die Pächter den Tabakbau im Lande nichts weniger als beförderten, so entschloß sich die Hofkammer unter Kaysер Carl VI, eigene kays. königl. Tabakfabriken zu errichten, und der Hofkammerrath Baussard miethete in dieser Absicht als Director der kays. königl. Tabaksmanufactur im Jahr 1722 das damals sogenannte Provianthaus der Gränzstadt Hamburg zu Wien in der Alstergasse. Nun wurden allenthalben Tabakverschleiß-administrationen (die gegen verhältnißmäßige Darlehen auf 6 Jahre in Schlesien Ferdinand von Völkhern gegen 15,000 Fl. in Böhmen der kays. königl. Commercienrath Bulla v. Bullenau gegen 35,000 Fl., in Mähren, Schranesini gegen 15,000 fl., in Oesterreich ober der Ens Mayer von Hagenthal gegen

gegen 20,000 Fl. in Steyermark und Kärnthen ein anderer Mayer gegen 20,000 Fl. in Krain Nennizhof gegen 6000 Fl., und an den Innerösterreichischen Meerküsten Periello gegen 15,000 Fl. samt der Besorgung, der zu errichtenden Tabakfabriken erhielt) aufgestellt, und alle diese Länder von dem Zeitpunkte an mit Tabakoberrevisoren, Landrevisoren, Uebergehern, Aufsehern, Ueberreitern u. s. w. überschwemmt, die dem Publicum weit lästiger waren, als das Monopol an sich selbst.

Der damalige Hofcanzler Graf Sinzendorf schien bestimmt zu seyn, bey Finanzgegenständen eben so falsch zu sehen, als nachher bey der pragmatischen Sanction in Staatsgeschäften. Er behauptete, daß der Tabakverschleiß so wenigen Personen, als es nur immer seyn kann, gestattet werden müsse, und brachte es auch dahin, daß die Zahl der Tabaktrafieanten in Wien (ohne die Vorstädte) im Jahr 1725 auf 15 beschränkt wurde. Zur nämlichen Zeit ward der Justizbancodeputation, weil sie sich beschwerte, daß sie ohne Erlaubniß des Obersthofmarschalls im Fall eines Schleichhandels mit Tabak in keinem Hofquartier oder anderem privilegirten Hause eine Untersuchung vornehmen lassen dürfe, die Erkenntniß und Execution in Tabakssachen mit Vorbeygehung aller Instanzen zugestanden.

Unterdessen muß die Hofkammer mit dieser neuen Einrichtung des Tabakwesens, doch nicht so recht zufrieden gewesen seyn, weil im Jahr 1725 Diego d'Aguilar, der dasselbe mit seinem Vater schon ehedessen in Portugall eingerichtet hatte, nach Wien berufen ward. Dieser Jude erbot sich,

das Tabakgefäll in einen vollkommenen Stand zu setzen, jährlich um 50,000 Fl. mehr abzuführen, als bisher nach Abzug aller Unkosten das erträglichste Jahr hindurch eingieng, und, wenn mehr noch, als die vormalige Erträgniß und die versprochene Vermehrung von 50,000 Fl. eingeben solte, die Hälfte davon mit dem Aerarium zu theilen. Dafür bedung er sich aber den Character eines Administrators und Generalsuperintendenten über das Tabakgefäll, die Directorsstelle bey der in Tabaksachen niederzusetzenden Hofcommißion mit Siz und Stimme und die Vollmacht, mit den Tabakbeamten nach Willkühr schalten, und in Ansehung des Tabakwesens überhaupt diejenigen Anstalten treffen zu können, die er für gut finden würde. Allein da er sich zur contractmäßigen Sicherstellung einer bestimmten jährlichen Erträgniß nicht verstehen wolte, und sich des auffallenden Vorwands bediente, daß er die Beschaffenheit der kays. königl. Erbländer nicht kenne, so sah man, daß er der von ihm verheissenen Gefällsvermehrung selbst nicht so ganz sicher seyn müsse. Ausserdem fand man es bedenklich, einem Juden den Character eines Directors und Generalsuperintendenten in allen kays. königl. Erbländern und Siz und Stimme bey der vorgeschlagenen Hofcommißion zu bewilligen. Ein solches laufe, (wie man sich ausdrückte) wider die löblichste und allerpreiswürdigste Intention und positive Resolution des Kaysers, kraft welcher Allerhöchstderselbe in den böhmischen Landen die Judenschaft soviel möglich zu restringiren Allergnädigst beschlossen habe. Aguilar (sezte man hinzu) würde die Länder mit Juden anhäufen, weil ihm als einem Juden die Christen nicht dienen würden,

es

es sey denn gegen grosse Besoldungen, die aber nicht zu bestreiten wären. Auch hätten Se. Majestät den Schluß gefaßt, daß die Wiener Juden nach Verlauf ihrer Privilegien die Stadt räumen sollen, und seyen des ernstlichen Willens, die österreichischen Erbländer von der Judenschaft gänzlich zu reinigen. Nicht minder bestehe in Inneröstterreich seit jeher ein so scharfes Verbot wider die Judenschaft, daß nie ein Privilegium sich dahin erstreckt habe, und daß kaum Aguilar für seine Person allein geduldet werden würde.

Durch diese Gründe brachte man es dahin, daß Aguilar mit seinem schlauen Entwurfe nicht durchdrang, und sich endlich zur förmlichen Pachtung des Tabakgefälles bequemen mußte. Er erhielt sie in den böhmischen und österreichischen Ländern mit Marchese Carignani gegen einen Pachtzinß von jährlichen 400,000 Fl., und bewirkte zugleich für sich und seine Familie die Religionsfreyheit unter der Bedingniß, sich, ausser einer bey der Tabakfabrik bestimmten privilegirten Anzahl, sonst keines Juden zu bedienen. Bey der Berathschlagung, die wegen dieser Verpachtung des Tabakgefälls gehalten ward, behauptete Hofrath Saffran, daß die Verpachtung der sicherste Weg sey, die Erträgniß solcher Gefälle, die von der Manipulation und Industrie abhängen, nicht nur allein verläßlich zu machen, sondern auch nach und nach zu erhöhen, und das Aerarium von allen Gefahren, denen man sich bey der selbsteigenen Verwaltung eines unbestimmten Gefälles aussetzt, zu befreyen. Man sieht, daß zu allen Zeiten und aller Orten für die Pachtungen mit ebendenselben Waffen gefochten wird. Die Mittel, durch die der ge-

gegenwärtige Nutzen der Staatscasse befördert wird, die Aussicht in die Zukunft, die Beschwerlichkeit des Unterthans kommen bey Finanzberathschlagungen so selten in Rechnung, und alle Vortheile der Cultur, der Handlung, der Gerechtigkeitspflege werden der Aussicht, die Renten um einige tausend Gulden zu vermehren, aufgeopfert. Der Geist der Fiscalität kann überhaupt nicht leicht deutlicher in die Augen fallen, als durch den Widerspruch, den der wegen dieser Pachtung ergangene Hofbefehl enthält, daß nämlich der Tabakpreiß so zu bestimmen sey, daß der Käufer nicht im Preise beschwert, der übermäßige Gewinn des Verkäufers aber dem Aerarium zugewendet werde. Lucri bonus odor ex re qualibet.

Nicht lange nachher folgte abermal eine Veränderung, und es wurde die Oberadministration des ganzen Tabakgefälls in allen deutschen Erbländern des Kaysers vom 1sten des Weinmonats 1726 an, auf 2 Jahre Hillepranden v. Prandau, der schon zuvor fast ebendasselbe Anerbieten, mit dem Aguilar durchdrang, gemacht hatte, gegen jährliche 350,000 Fl. nebst der vollkommenen Gewalt über alle Tabakbeamten und selbst über die Bestimmung der Tabakpreise unter den Bedingnissen überlassen, daß er der Hofkammer jährlich eine zuverlässige Bilance zu überreichen, alle Unkosten, die mit dem Gefälle verbunden sind, allein zu bestreiten, den Gewinn, den das Gefäll über die sicher gestellten 350,000 Fl. abwerfen solte, nach einem Abzuge von 20 Procenten an das Aerarium abzuführen, und, wenn der Hof nach der Hand keine Aenderung vorzunehmen gut findet, nach diesen 2 Jahren die

Pach-

Pachtung noch auf 8 Jahre, die ersten 5 Jahre gegen 400,000 fl. und die lezten 3 Jahre gegen 500,000 Fl. zu übernehmen gehalten seyn soll. Da dem neuen Unternehmer bey diesen Bedingnissen wenig Hofnung zu einem grossen Gewinn, wohl aber, wenn die Sache schlimm gieng, ein beträchtlicher Verlust bevorstand, so scheint es, daß Prandau, der sich durch die Handlung ein ansehnliches Vermögen erworben hatte, mehr auf die Hofkammerathsstelle, die er bey dieser Gelegenheit erhielt, sah, und nicht so viel gewinnsüchtig als ehrgeizig war.

Inzwischen muß Prandau bey seinem Unternehmen doch nichts weniger als einen Verlust erlitten haben; denn als seine 2 Pachtjahre vorüber waren, schloß Domenico di Sant Nicolo mit der Hofkammer ungefähr den nämlichen Pachtungsvertrag, den Prandau eingegangen war, auf 4 Jahre, mit dem Unterschiede, daß Nicolo sich noch höher, nämlich jährlich auf 460,000 Fl. auf die Uebernahme des in allen kays. königl. Tabakfabriken und Niederlagen befindlichen Vorraths, der 239,964 Fl. 20 Kr. (wovon in Ansehung des schlechten Tabaks 30,000 Fl. nachgelassen wurden) betrug, und auf eine Caution von 115,000 Fl. einließ, dafür aber von dem Ueberschusse und von dem Tabak der nach Ungarn veräussert ward, 30 vom Hundert erhielt.

Nachdem Nicolo nach Verlauf seiner Pachtzeit das Tabakgefäll gegen 12,500 fl. noch auf ein Vierteljahr erhalten hatte, wurde es mit Ende des Jahrs 1733 um jährliche 640,000 Fl. auf 6 Jahre an Marguti überlassen, der zugleich einen Tabakvorrath von 250,000 Fl., den er bey dem Schlusse

seiner Pachtung in Natur oder Geld wieder zu ersetzen verbunden war, als Fond mitbekam, und entweder eine baare Caution von 100,000 Fl., oder eine fideljussorische von 215,000 Fl. zu erlegen hatte. Da aber dieser neue Unternehmer bald darauf wegen seiner äusserst geschwächten Gesundheit der Tabakgefällsoberadministration gegen Beylassung seines Gehalts von 1200 Fl. entsagte, so übernahm sie von Hagen, wobey an dem Margutischen Pachtvertrage nicht die mindeste Abänderung geschah.

Während dieser Zeit ward der Tabakhandel auch in Ungarn eingeführt, und am 27sten des Augusts 1731 einem gewissen Dominico auf 10 Jahre überlassen. Da aus Ursachen, welche leicht zu errathen sind, über diesen Punct nichts in den Acten zu finden ist, so lassen sich dermal weder der Pachtzins, noch die eigentlichen Bedingnisse mehr bestimmen. In dem nämlichen Jahre wurde das Gesetz wider den Schleichhandel mit Tabak verschärft, und der dabey zum drittenmal betretene Unterthan, statt der bisher üblichen Landesverweisung auf ein ganzes Jahr zur öffentlichen Arbeit verurtheilt.

In Böhmen, Schlesien und Mähren brachten es die Stände nach vielfältigen Beschwerden wider die Tabakpachtung im Jahr 1736 dahin, daß ihnen das Tabakgefäll gegen jährliche 450,000 Fl. mit dem Rechte, den fremden Tabak nach Gutbefinden mit Zoll zu belegen, auf immer übergeben wurde. Hagen, der es ihnen abtreten mußte, ward durch einen anderen Vertrag dafür schadlos gehalten, kraft dessen

man

man ihm die Pachtung in den österreichischen Ländern bis 1742 um jährliche 166,000 Fl., und von 1743 an, um jährliche 220,000 Fl. zugestand. Es kam aber gar nicht zur Erfüllung dieses neuen Vertrages; denn Aguilar erbot sich statt seiner Namensträger Marguti und Hagen schon mit Anfang des Jahres 1738 freywillig, für das Tabakgefäll in den österreichischen Ländern die ersten 2 Jahre hindurch 206,000 Fl. und in den folgenden 3 Jahren 260,000 Fl. jährlich zu entrichten, und wegen des seinem Namensträger Hagen durch die Absonderung der böhmischen Länder verursachten Schadens keine Vergütung zu fodern.

Beym Schlusse dieser 5 Jahre ward der Pachtvertrag mit Aguilar auf das neue bestätigt, und der Pachtzinß von 1743 bis 1746 auf die zulezt bestimmte Summe jährlicher 260,000 Fl. festgesetzt, für 1747 und 1748 aber um 10,000 Fl. erhöht. Diese Bestätigung erwirkte Aguilar als eine Entschädigung für den Verlust, den er durch den nicht nur von dem spanischen, französischen und türkischen Botschafter, sondern auch von dem päbstlichen Nuntius Paßionei in ungeheurer Menge eingeführten und öffentlich verkauften Tabak erlitten hatte. Der türkische Botschafter allein hatte 1000 Ballen Tabak eingeführt, und dem Pächter einen Schaden von 100,000 Fl. verursacht. Die Umstände der Staatscasse machten es unmöglich, ihm wegen dieses Verlustes einen Nachlaß am Pachtzinse zu bewilligen, und seiner gerechten Klage gegen die erwähnten Minister Gehör zu geben, gestattete die damalige Lage Oesterreichs nicht.

Im

Im Jahr 1744 übernahmen die Stände des noch unter österreichischem Scepter gebliebenen Theils von Schlesien das Tabakgefäll um jährliche 6666 Fl. 40 Kr. Zu gleicher Zeit erboten sich auch die böhmischen Stände aufs neue, jährlich 150,000 Fl. dafür zu bezahlen. In Mähren aber traten es die Stände an das Aerarium ab, das von den darauf haftenden Staatsschulden während des Kriegs, die Interessen, und nach dem Kriege die Capitalien selbst zu zahlen versprach, und das Gefäll im Jahr 1747 gegen jährliche 50,000 Fl. dem Hofkammerrath v. Grimm überließ, von dem es, weil ihm Vermögen und Kenntniß der Sache mangelten, das Jahr darauf wieder die Stände um die nämliche Summe auf 10 Jahre übernahmen.

Unterdessen hatte der feindliche Einfall in Oesterreich, die durch die freye Ausfuhre des Tabaks zu den Armeen verursachte Theurung der Tabaksblätter, und ein zweyjähriger Mißwachs dieser Pflanze in Ungarn einen so schädlichen Einfluß auf Aguilars Pachtung, daß ihm in den lezteren 2 Pachtjahren 80,000 Fl. nachgelassen werden mußten. Dafür aber übernahm er die Pachtung für 1749 und 1750 gegen jährliche 270,000 Fl. und erbot sich, dem Wiener Zuchthause, dem von dem Tabakgefälle ein jährlicher Fond von 1300 Fl. angewiesen war, den seit 1741 rückständigen Betrag von 3250 Fl. in dem ersten halben Jahre zu bezahlen. In den diesen Gegenstand betreffenden Acten wird das Zuchthaus eine pia causa genannt. So nahe gränzt selbst in den besten monarchischen Staaten Armuth an Verbrechen.

Um

Um diese Zeit herum nahm der Schleichhandel mit Tabak, der nicht bloß einzelnweise, sondern in ganzen Rotten getrieben wurde, so sehr überhand, daß man, um den Schaden des Aerariums wenigstens zu mindern vorschlug, den Preis des noch vorräthigen Tabaks herabzusetzen, und sich während dieser Zeit mit einem geringeren Gewinn zu begnügen. Welch ein Fingerzeig für die Staatsverwaltung! Und wie wenig von ihr irgend jemal genützt!

Nachdem Aguilar im Jahr 1748 von seinem Pachtungsvertrage freywillig abgestanden war, wurde das Tabakgefäll in Oesterreich unter der Ens, Steyermark, Krain, Kärnthen, Görz, Gradiska, Triest und Fiume auf 10 Jahre Pinzingern gegen einen Pachtzins von 330,000 Fl. bewilligt, und ihm ein Tabakvorrath von 111,778 Fl. 36 ½ Kr. als Fond übergeben, wofür er dem Kriegszahlamt 200,000 Fl. darlieh. Nach diesen 10 Jahren ward auf kurze Zeit mit wenigem Erfolge ein Versuch mit den Niederösterreichischen Ständen gemacht, bis endlich mit dem 1sten des Jänners 1764 die Dechauische und Purknerische Compagnie eintrat. Diese erhielt das Tabakgefäll in allen böhmischen und österreichischen Erbländern auf 10 Jahre unter dem Bedinge, daß sie im ersten Jahre 1,010,000 Fl., in den übrigen 9 Jahren aber 1,210,000 Fl. vorhinein erlegen solte.

Da das Schicksal dieser Gesellschaft nicht glücklich war, so wurde das Tabakgefäll in Oesterreich ober und unter der Ens, in Böhmen, Mähren und Schlesien bereits mit Anfang des Jahrs 1765 auf 10 Jahre gegen jährliche 900,000 fl.

und

und eine Caution von 100,060 Fl. 16 $\frac{1}{2}$ Kr. an die Juden Löwel Hönig, Baruch und Compagnie überlassen, die endlich gegen den nämlichen Pachtzinß, den die Dechauisch-Purknerische Compagnie geboten hatte, die ganze Pachtung übernahmen, und sie mit glücklicherem Erfolge und großem Gewinn fortsetzten. Diese neue Gesellschaft beschuldigte man einer so besondern Härte gegen die Schleichhändler, daß sich ein Theil des Pöbels, ihre Wohnungen und das Appaltohaus in Wien zu stürmen, zusammenrottete, und die öffentliche Aufsicht dem Ungestüm des Haufens durch das Militär Einhalt thun mußte.

Während dieser Pachtzeit machte Hofrath v. Sonnenfels, nachdem er den ungeheuren Gewinn der Pächter aus der wahrscheinlichen Verzehrung des Tabaks berechnet hatte, den Vorschlag, statt der mit so übeln Folgen für das Publicum begleiteten Pachtung eine Tabakverzehrungssteuer einzuführen, durch welche, wie er behauptete, der Tabakpreis auf die Hälfte herabgesetzt werden, und die Hofkammer dennoch mehr als bey der Verpachtung gewinnen könnte. Durch diesen Vorschlag sollen die Pächter bewogen worden seyn, den Pachtzinß im Jahr 1774 freywillig auf 1,792,250 Fl. zu erhöhen, und dem Hofe noch den vierten Theil des Gewinnstes zuzugestehen. Unter dieser Pachtsumme waren nur Böhmen, Mähren, Schlesien, Oesterreich ober und unter der Ens, Steyermark, Kärnthen, Krain, Görz und Gradiska begriffen. Für Galizien, wo die nämlichen Pächter das Tabakgefäll zu Ende des Jahrs 1776 übernahmen, ward kein eigentlicher Pachtzinß bestimmt, sondern die Interessenten

gaben

gaben von der Erträgniß, welche jährlich mehr als 200,000 Fl. beträgt, die Hälfte der Hofkammer, und in Ansehung des nunmehr dem Lande ober der Ens einverleibten Innviertheils wurde blos der Pachtzinß um etwas erhöht.

Mit dem Jahre 1784 gieng diese mit einem kaum glaublichen Gewinn fortgeführte Pachtung, die unter die Handelshäuser Fries, Grosser, Buthon, Arnsteiner, Hönig und einige kleinere Gesellschaften in Actien zu 150,000 Fl. eingetheilt war, deren eine in den lezteren Jahren im Durchschnitt gegen 75,000 Fl., ja zuweilen sogar bey 80 Procenten, abgeworfen haben soll, zu Ende, und seitdem vertritt eine eigene kays. königl. Regie die Stelle der vormaligen Pachtung.

Joseph v. Retzer.

VII.

Der unverschämte Bettler, nach Grecourt.

Ein Bettler gieng herum in unverschämter Tracht:
Der Flegel that's mit Vorbedacht,
Lacht' in die Haut, und lies die Leute schmähen.
Sein Aufzug ärgert Jedermann:
Man zeigts dem Policeyamt an,
Und Häscher müssen nach ihm gehen:
Jezt fand er gut, ehrbarer auszusehen.
Die Zeugen werden nun citirt,
Der Inculpat straks vorgeführt,

Und

Und, an unverkennbaren Zügen
Von jeder Mannsperson sofort gleich agnoscirt;
Der Jungfern Zeugniß half ihm die Justiz betrügen;
Denn jede sprach: Um nicht zu lügen,
Ich weis nicht, ist er's oder nicht;
Ich gab nicht Achtung auf's Gesicht.

VIII.
Der neugierige Capuciner.

Zum Pater Seraphinus kam
Das Gott erbarm! ein Junggeselle,
Um Osterzeit, und sagt' ihm, sonder Schaam,
In puncto sexti seine Fälle.
Was nur der Böse ausgedacht
Das schwache Herz von Fleisch zur Sünde zu verführen,
Vom Kitzel, der nur im Gedanken lacht,
Bis zum Betasten und Berühren
Muß nach der Reih' die Musterung paßiren;
„ Und endlich, spricht der böse Christ,
„ Herr Pater, daß ihr Alles wißt,
„ Hab' ich im Nachtkleid gar, ein Mädchen oft geküßt. “
Darob der Beichtiger ergrimmt
Ihn wacker in die Scheere nimmt,
Und läßt ihn schon am großen Spieße braten:
Drauf faßt er sich, ihm väterlich zu rathen,
„ Bedenkt das Geld, das Ihr so sündlich hie — —
„ Nein, keinen Heller nahm sie nie!
„ Freund, fiel der Pater ein, ey sagt, wo wohnt doch die?

IX. Der

IX.

Der Löwe und der Hund.

Eine Fabel.

„Das Froschgeschlecht machts gar zu toll,
„Stets quakt es uns die Ohren voll,
„Und läßt kaum Philomelen singen. —
„Ich muß das Krob zum Schweigen bringen.
„Nur rathet mir, wie ich das machen soll!“

So sprach der Oberherr der Thiere
Zu seinen Räthen einst. — „Ich dächte“, Sire,
Erwiederte der Hund, „man ließ' das laute Vieh
„In Puncto seiner Melodie
„Von tücht'gen Männern — recensiren;
„Hilft dieses nicht: So bessert es sich nie.“

Dem Oberherrn gefiel der Rath,
Und stracks ergieng ein fürstliches Mandat:
In frey geschriebenen Brochüren
Durch Witz und launige Satyren
Den Froschgesang recht derb zu critisiren.
Die fleiß'gen Recensenten schrien
Sich bald die Kehlen ab, und stritten um die Wette,
Wer ihn am beissendsten gestriegelt hätte; —
Allein umsonst war ihr Bemühn.
Die Frösche ließen recensiren,
Empfanden nicht die laute Schmach,
Und — — quaken noch bis auf den heutgen Tag!

Hört auf, ihr Herren Journalisten,
Euch gegen das zu laute Chor
Der Schreier des Parnaß zu rüsten.
Je mehr ihr criticirt, je mehr quakts unserm Ohr
Die lahmen Alltagslieder vor.

C. F. Pockels.

X.

Nachricht an die Freunde und Beförderer des British Mercury.

Da bey mir täglich Briefe aus allen Provinzen Deutschlands mit Anfragen einlaufen, die den Preiß und die Versendungsart des brittischen Mercurs betreffen, so sehe ich mich genöthigt, die Erinnerung zu wiederholen, daß der Preiß des Jahrgangs von diesem englischen Werk 8 Rthlr. in Louisd'or ist, wofür die Stücke wöchentlich franco durch ganz Deutschland spedirt werden, von welcher Spedition in der ersten Anzeige der Unternehmung nichts gesagt war, da man noch keine Abrede mit den resp. Postämtern genommen hatte. Dieser Preiß wird denenjenigen eher niedrig als hoch scheinen, die so billig sind zu erwägen, daß hier jährlich von 4 groß Octavbänden, aus sehr kostbaren Materialien mühsam gezogen, in einer ausländischen Sprache correct gedruckt, und von einer wöchentlichen Versendung die Rede ist. Die Stücke erscheinen regelmäßig alle Montage, ohne Rücksicht auf das Aussenbleiben der englischen Posten. Die Subscribenten, die wöchentlich bedient seyn wollen, können nur allein durch die Postämter ihrer Wohnörter versorgt werden. Die monatliche Spedition aber übernimmt die Hofmannsche Buchhandlung in Hamburg.

Hamburg, den 30. April 1787. v. Archenholz.

Re=

Register
des ersten Bandes, der neuen Litteratur und Völkerkunde.

Januar.

Februar.

März.

April.

April.

May.

V. Schrei-

Junius.

VI.

Anhang.

No. 1.

Das Publikum kennt aus den Göttinger gelehrten Anzeigen vom Jahr 1780 wenigstens den großen Werth des Millerischen Werks, das in London im Jahr 1779 unter dem Titel: An Illustration of the sexual system of Linnaeus by John Miller, in Octav erschienen ist.

Noch nie haben sich bey einem einzigen Manne die nothwendigen botanischen Kenntnisse mit der Kunst, die Gegenstände zu zeichnen und in Kupfer zu stechen, in einem so hohen Grade vereinigt gefunden. Es bleibt daher nicht allein für die Anfänger, sondern auch für die geübten Botaniker ein unentbehrliches Buch. Bey der grossen Schwierigkeit engländische Bücher zu erhalten, wozu noch kommt, daß die in London übliche Ladenpreise durch Exportationsauflagen, und die willkührlich angesezten Spesen der Commißionäre oft um ein Drittheil vermehrt werden, hat sich die unterzeichnete Buchhandlung bewogen gefunden, eine Ausgabe davon in Deutschland zu veranstalten. Die noch in dem Original übrig gebliebene kleine Irrthümer in der Klassification der Ordnungen, und in dem Register der Trivialnamen sind abgeändert worden. Man hat den Text wieder ins lateinische übergetragen, woher er genommen war. Die 107 Kupfertafeln sind von einem sehr geschickten Künstler, der ehedem ein Schüler des unglücklichen Ryland in London war, mit einer seltenen Treue und vollkommen gleichen Schönheit nachgestochen worden. Das Papier zu den Kupfern ist das beste Baseler Kupferdruckpapier. Auch ist der Abdruck der Platten mit einer in Deutschland wenig üblichen Sorgfalt veranstaltet worden.

Das Werk wird im August dieses Jahrs völlig geendigt seyn. Die Pränumeration davon bleibt bis zu Ostern 1788 offen, und man hat den Preiß derselben zu 4 Rthlr. gesetzt. Die Collecteurs erhalten das 11te Exemplar umsonst. Nach dieser Zeit kann es nicht anders als um 6 Rthlr. erlassen wer-

werden. Man hoft, daß dieser Preiß billig gefunden werden wird, da er ohngefähr ein Drittheil dessen beträgt, was das Original aus England zu erhalten kostet.

Solte sich eine gewisse Anzahl Liebhaber melden, so erbietet man sich, auch einen deutschen Text ausfertigen zu lassen. Eben so wird man einige Exemplare aufs sorgfältigste nach dem Original illuminiren lassen, wovon sich aber die Preise noch nicht bestimmen lassen.

Die Briefe werden frankirt an die hier unterzeichnete Buchhandlung eingesendet. Frankfurt, Ostermesse 1787.

Bey dem Buchh. Göschen in Leipzig kann man eine Probe des Drucks und der Kupferstiche sehen, welcher auch die Subscription annimmt.

Varrentrapp u. Wenner.

No. 2.

In dem Verlag der Jägerischen Buchhandlung zu Frankfurth am Mayn wird dieses Jahr der grosse Atlas von Deutschland in 81 nach einerley Maasstab gezeichneten Blättern vollendet, dessen Unternehmung gleich Anfangs den meisten Kennern geographischer Werke unausführbar vorkam.

Bey der Menge von Charten die über einzelne Provinzen Deutschlands nach verschiedenen Maasstäben bishero erschienen sind, davon aber wenige als gründlich gut gezeichnete Charten gelten können, blieben dennoch große Lücken, die natürlich nur durch gute Handzeichnungen ersetzt werden konnten. Diese zu erhalten, wagte der Artilleriehauptmann Jäger in Frankfurt am Mayn, der einzig und allein dieses grosse Werk vollendet, nachdem er mehr als zwanzig Jahre unermüdet daran gearbeitet hat. Daß seine Arbeit durchgehends wohl aufgenommen worden, ist mehr als zu bekannt, da Monarchen der ersten Grösse, und viele der erhabensten Männer, so wie auch Kenner unter Privatpersonen, dieses Werk ihres Beyfalls gewürdigt haben. Nun sind bereits 72 Blatt von diesem Atlas ausgegeben, und die fehlenden 9 Blatt erscheinen bis Ende dieses Jahrs unfehlbar. Der Preiß des completen Exemplars ist 43 Gulden für die Herren Subscribenten, welche für die eben angezeigten noch fehlenden 9 Blatt nichts weiter zu bezahlen haben. Diejenigen Liebhaber aber, welche nicht subscribirt, und auch vor Ende dieses Jahrs nicht in die Subscription

auf

auf dieses wichtige Werk eintreten wollen, erhalten kein Exemplar anders als für 50 Gulden rheinisch. Diejenigen Buchhandlungen, welche sich für dieses grosse Werk interessiren wollen, erhalten einen billigen Rabbat.

Aus eben diesem Atlas von Deutschland kann man auch einzeln erhalten: Sachsen in 12 Blatt. Oberrheinischer Kreis in 10 Blatt. Fränkischer Kreis in 9 Blatt. Böhmen in 9 Blatt. Schlesien in 6 Blatt. Bayern in 6 Blatt. Schweiz in 6 ganzen und 3 halben Blättern. Holland in 9 Blatt.

Jedes einzelne dem Liebhaber nöthige Blatt stehet ihm zu 1 Gulden zu Diensten. Frankfurt am Mayn, den 1sten May 1787.

No. 3.

Orell, Geßner, Füßlin und Compagnie in Zürich, haben von Jubilate 1786 bis dahin 1787 neu gedruckt:

* Almanach (helvetischer) für das Jahr 1787. Mit Kupfern von S. Geßner. 24. in Commißion. Bibliothek der neuesten theologischen, philosophischen und schönen Litteratur, 3ten Bandes 2tes St. 8. 14 gr. oder 56 kr. Bourrit (M. Th.) Beschreibung der penninischen und rhätischen Alpen, 2ter Th. Aus dem Französ. 8. 12 gr. oder 48 kr. * Briefe über das Mönchswesen, von einem cathol. Pfarrer an einen Freund. Mit 3 Bändgen, fortgesetzt von K. Risbek, 8. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 32 kr. Bronners Fischergedichte und Erzählungen. Mit einer Vorrede, herausgegeben von S. Geßner. 8. Auf Schreibpap. 12 gr. oder 48 kr. Auf Druckpap. 8 gr. oder 32 kr. * Cicero (M. T.) Gespräche über das Wesen der Götter. In 3 Büchern. Aus dem Lateinischen übersetzt von Chr. V. Kindervater. 8. 14 gr. oder 56 kr. * Eschenburg (J. J.) über William Shakspeare. 8. 1 Rthl. 16 gr. oder 2 fl. 32 kr. * Friedrich des Grossen wohlthätige Rücksicht auch auf Verbesserung deutscher Sprache und Litteratur. Herausgegeben von Leonard Meister. gr. 8. 8 gr. oder 32 kr. * Gessners (Sal.) Tod Abels. In 5 Gesängen. Neue Auflage. 8. 8 gr. oder 32 kr. * Heß (J. J.) Geschichte der Könige Juda und Israels, nach der Trennung des Reichs, 2 Bände; oder der Geschichte der Israeliten, 9. und 10ter Band 8.

 2 Rthl.

2 Rthlr. oder 3 fl. 12 kr. Der 10te Band wird auf Johannis abgeliefert. Magazin für die Naturkunde Helvetiens. Herausgegeben von A. Höpfnern, 1ster Band, gr. 8. 1 Rthlr. 10 gr. oder 2 fl. 15 kr. * Museum (Schweizerisches). Herausgegeben von H. H. Füßli, 3ten Jahrgangs 1. bis 8tes Heft gr. 8. Wird fortgesetzt. * Neubauers (Fr. Chr.) Hymne auf die Natur. In Music gesetzt, 2 Bände, fol. 2 franz. Louisd'or. * Risbecks (K.) Geschichte der Deutschen; bis auf die Reformation, 2 Bände. 8. Der 2te Band wird auf Johannis nachgeliefert. * Swifts (Dr. Jonath.) Mährgen von der Tonne. Neue Uebersetzung mit Erläuterungen von K. Risbek. 8. 15 gr. oder 1 fl. Versuch über die Lehrart, Taubstumme zu unterrichten. 8. 6 gr. oder 24 kr. Zimmermann (J. G.) von der Erfahrung in der Arzneykunst. Neue Auflage, 8. 1 Rthlr. 6 gr. oder 2 fl. * — — von der Ruhr unter dem Volke im Jahr 1765. Neue Auflage, 8. 18 gr. oder 1 fl. 12 kr.

In Commißion.

Zuschauer (der deutsche) oder Archiv der denkwürdigsten Eräugnisse, welche auf die Glückseligkeit oder das Elend des menschlichen Geschlechts rc. Beziehung haben, 1 bis 15. Heft. gr. 8. jedes Heft 9 gr. oder 36 kr.

Wir haben ferner für die Presse bestimmt:

Bibliothek der neuesten theologischen, philosophischen und schönen Litteratur, 4ter Band 8. Blumenlese (allgemeine) der Deutschen. Herausgegeben von H. H. Füßli, 6ter und folgende Bände, 8. Bluntschli (H.) Memorabilia Tigurina, fortgesetzt von Anton Werdmüller. Zweyter und letzter Band, 4. Gullivers (L.) sämtliche Reisen. Aus dem Engl. des D. Swifts neu übersetzt von K. Risbeck, 8. Handelsbetrieb (über den) der alten Deutschen, bis in das 13te Jahrhundert, 4 Bändchen, 8. Heß (J. J.) Geschichte der Israeliten vor den Zeiten Jesu 11ter u. 12ter Theil, 8. Meisters (Leonard) kurzgefaßte Geschichte der römischen Hierarchie und der heil. Kriege bis Anfangs des 16ten Jahrhunderts, 8. Magazin für die Naturkunde Helvetiens. Herausgegeben von A. Höpfnern, 2ter Band, gr. 8. Neubauer (Fr. Chr.) Fernando und Yariko. Ein Schauspiel mit Gesang, von Carl von Eckartshausen. Im Clavierauszug, fol. Neubauer (Fr. Chr.) 24 Gesänge, fol. Sammlung der bürgerlichen Policeygesetze und Ordnungen der Republik Zürich, 6ter Band, gr. 8.

Tschar-

Tscharner (Bernh.) Historie der Eydgenossen. Neue verbesserte Anflage. Zweyter Band, 8. Wegweiser für Reisende durch die Schweitz, gr. 8. Ebendasselbe; französisch, gr. 8.

No. 4.

Nachricht von drey zur Erbauung dienenden Werken.

Von meinen Predigten über die evangelischen Texte, welche im Jahr 1781 in Hrn. Nicolai Verlage zum erstenmal erschienen sind, soll auf Ostern 1788 eine neue Ausgabe veranstaltet werden. Ich halte es für meine Pflicht, meinen Schriften bey jeder neuen Auflage auch grössere Vollkommenheiten zu verschaffen. Ich werde daher jede Predigt nochmals aufs sorgfältigste revidiren, und nicht nur die etwa noch vorhandene Mängel der Schreibart aufsuchen und verbessern, sondern auch ganze Stellen ändern oder neu ausarbeiten, wenn solches zur mehrern Aufklärung und Befestigung der vorgetragenen Wahrheit dienlich seyn kann. Auch denke ich noch ein paar ganz neue Predigten auf die in der ersten Ausgabe übergangene Johannis- und Michaelisfeste beyzufügen. Grössere Veränderungen mag ich mir um derer willen, die bereits dies Werk besitzen, nicht erlauben.

Quedlinburg, am 8. April 1787.

Johann August Hermes.

Die neue Ausgabe dieser mit so vielem Beyfalle aufgenommenen Predigten über die evangelischen Texte, werde ich unter folgenden Bedingungen, auf Vorausbezahlung drucken: 1.) Die neue Ausgabe erscheint in 2 Bänden in gr. 8. auf feines, weißes Papier, eben so gedruckt, wie die erste Ausgabe. Ein neues Bildniß des Hrn. Verfassers, von dem berühmten D. Chodowiecki, wird der neuen Ausgabe vorgesetzt. Diejenigen, welche zuerst pränumeriren, bekommen die ersten Abdrücke. 2.) Die Vorausbezahlung ist 1 Rthlr. 16 Gr. in Conventionsmünze, oder in Friedrichsd'or à 5 Rthlr. oder 1 Rthlr. 18 Gr. brandenburgisch Currant. Nachher wird das Werk 2 Rthlr. 12 Gr. kosten. 3.) Die Pränumerationsgelder werden postfrey eingesendet. 4.) Diejenigen Herren, welche Pränumerationen sammlen wollen, haben folgende Vortheile zu geniessen: Wer auf 7 Exemplarien das Pränumerationsgeld baar einsendet, bekommt das

das 8te umsonst. Wer auf 12 pränumeriret, bekommt, ausser diesen, zwey umsonst. Wer auf 20 pränumeriret, bekommt ausser diesen, 4 Exemplarien umsonst. Sollte jemand noch eine grössere Anzahl Exemplarien sammlen, so wird man, den Umständen gemäß, sich auch wohl um einen noch grösseren Vortheil, billigermassen vergleichen. 5.) Die Exemplarien werden bis Berlin, Stettin und Leipzig frachtfrey geliefert, nach andern Orten aber das Porto vergütet.

Des Hrn. Prediger Dapps Predigten für christliche Landleute auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahres, nach den gewöhnlichen Evangelien, welche theils zur Privaterbauung, theils für Küster und Schulhalter zum Vorlesen in der Kirche dienen sollen; werden auf Verlangen verschiedener Herren Landprediger, welche dieses gemeinnützige Werk in ihren Gegenden noch mehr bekannt machen wollen, erst in der Ostermesse 1788 erscheinen, und wird bis dahin noch auf dasselbe Vorausbezahlung angenommen.

1.) Dieses Werk wird aus 65 Predigten, auf die Sonntage, auf die in königl. preuß. Landen gefeyerte Festtage, aus einer Bußtagspredigt und zwey Erndtepredigten bestehen. Es soll in einem Bande, in 4to, aus leserlicher, sogenannter Mittelschrift gedruckt werden.

2) Die Vorausbezahlung ist 1 Rthlr. 4 Gr. Conventionsmünze oder 1 Rthlr. 6 Gr. brandenb. Currant. Nachher wird diese Predigtsammlung 1 Rthlr. 16 Gr. kosten. Die Vortheile für die Collecteure sind eben so als bey der Predigtsammlung des Hrn. Consistorialrath Hermes.

3.) Die Namen der Pränumeranten werden beyden Werken vorgedruckt. Es werden daher alle Herren Sammler ersucht, die leserlich geschriebenen Namen und Titel längstens im Anfange des Märzes 1788 einzusenden. Berlin, den 8. April 1787. Friedrich Nicolai.

N. S. In dieser Ostermesse erscheint in meinem Verlage des Hrn Oberconsist. Dietrich in Berlin, Gesangbuch für die häusliche Andacht. Der Name des Verfassers bürgt für den Werth dieser auserlesenen Sammlung von geistlichen Gesängen. Sie betragen 24 Bogen in 8. Der Ladenpreiß ist 10 Gr. Um denjenigen, welche dies Gesangbuch bekannt machen und einführen wollen, den Ankauf zu erleichtern, erbiete ich mich, 7 Exemplarien für 2 Rthlr. 12 Gr., 14 Exemplarien für 5 Rthlr., und 24 Exemplare für 7 Rthlr. 18 Gr. gegen baare und postfreye Einsendung des Geldes zu lassen.